

# **LIEBESKONFLIKTE UND GESCHLECHTERDIFFERENZ**

## **ASPEKTE VON LIEBESDISKURSEN IN LITERARISCHEN UND AUTOBIOGRAPHISCHEN SCHRIFTEN DER ZEIT UM 1800**

Inauguraldissertation  
zur Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie  
im Fachbereich Neuere Philologien (10)  
der Johann Wolfgang Goethe-Universität  
zu Frankfurt am Main

vorgelegt von Matthias Bopp

aus Nürnberg

2001 (Einreichungsjahr)

2002 (Erscheinungsjahr)

1. Gutachter: Prof. Dr. Broggin

2. Gutachter: Prof. Dr. Ewers

Tag der Promotion: 16. 1.2002

## Inhalt

<b>1</b>	<b>EINLEITUNG.....</b>	<b>5</b>
1.1	ZUR GESCHICHTE DER EUROPÄISCHEN LIEBESDISKURSE.....	6
1.2	ZUR GESCHLECHTERDIFFERENZ IN DEN LIEBESDISKURSEN UM 1800.....	11
1.3	ZU DEN KONFLIKTFELDERN DES LIEBESDISKURSES UM 1800 UND ZUM AUFBAU DER ARBEIT.....	15
1.4	ZUM THEORETISCHEN HINTERGRUND UND DER METHODE DER ARBEIT.....	18
<b>2</b>	<b>ZUR THEMATISIERUNG DES WIDERSPRUCHS ZWISCHEN LIEBE UND MÄNNLICHER EHEHERRSCHAFT .....</b>	<b>20</b>
2.1	MÄNNLICHE SICHTWEISEN IN EHEMODELLEN UND RATGEBERN VON GELLERT, KANT, FICHTE UND CAMPE.....	24
2.2	LIEBE, HERRSCHAFT UND POLITIK IN AUGUST VON KOTZEBUES <i>DER WEIBLICHE JACOBINER-CLUBB</i> .....	33
2.3	WEIBLICHE SICHTWEISEN IN ELISA VON DER RECKES JUGENDERINNERUNGEN .....	44
<b>3</b>	<b>ZUM GEGENSATZ VON GEMEINSAMER WELTSICHT UND INDIVIDUALITÄT IN E.T.A. HOFFMANNS <i>DER SANDMANN</i>.....</b>	<b>55</b>
3.1	CLARA UND NATHANAEL: GRENZEN LIEBENDER BESTÄTIGUNG UND ANPASSUNG .....	55
3.2	OLIMPIA UND NATHANAEL: IMAGINATION UND PASSIVITÄT.....	64
<b>4</b>	<b>GESCHLECHTERSTEREOTYPEN UND WAHRNEHMUNG VON INDIVIDUALITÄT IM BRIEFWECHSEL ZWISCHEN META MOLLER UND FRIEDRICH GOTTLIEB KLOPSTOCK .....</b>	<b>71</b>
4.1	LEBENSITUATION UND ERSTE EMPFINDSAME KONTAKTE .....	76
4.2	SICH-KENNEN UND SICH-LIEBEN .....	80
4.3	META MOLLER ZUM VERHÄLTNIS DER GESCHLECHTER.....	89
<b>5</b>	<b>„SCHALE ALLTÄGLICHKEIT‘ UND ‚DIE GROßE LIEBE‘ IN THERESE HUBERS <i>DAS MIßLUNGENE OPFER</i>.....</b>	<b>93</b>
5.1	KRITIK DES MOTIVS DER GROßEN LIEBE.....	94
5.2	ATTRIBUTIONSMUSTER UND MORAL.....	98
5.3	EHEPROBLEME AUS UTILITARISTISCHER SICHT.....	105
5.4	KONFLIKTLÖSUNGEN .....	109
<b>6</b>	<b>WEIBLICHE PFLICHTERFÜLLUNG UND DAS BEDÜRFNIS NACH</b>	

<b>INDIVIDUELLEM GLÜCK IN ELISA VON DER RECKES <i>BRIEFEN</i>.....</b>	<b>114</b>
6.1 ZUR ENTSTEHUNG UND LITERATURGESCHICHTLICHEN EINORDNUNG .....	115
6.2 DIE EHEJAHRE .....	118
6.2.1 <i>Erste Ehephase: Sanftmut</i> .....	118
6.2.2 <i>Zweite Ehephase: Pflichterfüllung, Todesehnsucht und erster Widerstand</i> .....	128
6.2.3 <i>Dritte Ehephase: Die Pflicht zur Verweigerung</i> .....	133
6.3 ELISAS DEUTUNG DER BRIEFE .....	148
<b>7 EXKURS ZU NIKLAS LUHMANN'S <i>LIEBE ALS PASSION</i>.....</b>	<b>152</b>
<b>8 ZUSAMMENFASSUNG.....</b>	<b>165</b>
<b>9 LITERATURVERZEICHNIS.....</b>	<b>170</b>
9.1 QUELLEN.....	170
9.2 SEKUNDÄRLITERATUR .....	176

# 1 Einleitung

Steigende Scheidungs- und sinkende Heiratszahlen zeigen, dass sich die traditionelle Form der bürgerlichen Liebesbeziehung und Kleinfamilie in der Auflösung befindet. Dieser Prozess vollzieht sich nicht reibungslos. Vielmehr gerät die Emanzipation der Frau in Konflikt mit traditionellen männlichen Rollenmustern. Die entstehenden Konflikte verweben sich mit alten Liebesidealen und neuen, weiblichen Beziehungsvorstellungen. In welcher Form sich die so entstehenden Beziehungsprobleme entwickeln, ist nicht völlig individuell. Die Betroffenen sind im Gegenteil von zahlreichen und widersprüchlichen gesellschaftlichen Vorstellungen davon beeinflusst, was in Liebesbeziehungen überhaupt zum Problem werden kann oder darf, welche Ursachen diese Probleme haben und wie mit ihnen umzugehen sei. Für dieses Netz von Vorstellungen wird im Folgenden der Begriff des *Liebeskonfliktdiskurses* verwendet.

Die vorliegende Arbeit stellt die Frage nach der historischen Entwicklung von Liebeskonfliktdiskursen. Genauer: *Wie wurden Liebeskonflikte in der Entstehungszeit der bürgerlichen Kleinfamilie mit explizitem Bezug zur Geschlechterdifferenz thematisiert?* Einleitend soll diese Fragestellung nun näher begründet und präzisiert werden.

## 1.1 Zur Geschichte der europäischen Liebesdiskurse

Was heute in die Krise gerät, ist weniger die Idee der Liebe an sich, sondern das kulturell vorherrschende Modell der Liebe im Rahmen der bürgerlichen Kleinfamilie. Wie der folgende kurze Überblick über die Geschichte der europäischen Liebesdiskurse zeigt, entsteht dieses Modell in der zweiten Hälfte des 18. und am Beginn des 19. Jahrhunderts. Liebesdiskurse um 1800 sind in den letzten Jahren Gegenstand zahlreicher literaturwissenschaftlicher Veröffentlichungen gewesen.<sup>1</sup> Den theoretischen Hintergrund dieser Arbeiten bilden in der Regel system- und diskurstheoretische Überlegungen.<sup>2</sup> 'Liebe' ist in dieser Perspektive kein 'natürliches Gefühl', sondern ein kulturell geprägtes Phänomen, das Ergebnis einer Vielzahl von Diskursen, die dazu ermutigen, bestimmte Verhaltensweisen, Gefühle und Bedürfnisse zu formen, auszudrücken, zu simulieren oder anderen zu unterstellen.

Ähnliche Überzeugungen vom Wesen der Liebe lassen sich bereits im Frankreich des 17. Jahrhunderts finden. Damals diagnostizierte man einen engen Zusammenhang zwischen Liebesverhalten und dem Lesen von Liebesliteratur,<sup>3</sup> und dieser Zusammenhang wird auch durch die moderne interkulturelle und sozial-historische Forschung bestätigt. Was heute in den westlichen Industriestaaten in der Regel unter 'Liebe' oder 'Liebesbeziehung' verstanden wird, gilt als „a relatively recent phenomenon, emerging with the development of a sense of self over the past few hundred years“.<sup>4</sup> Ein Blick auf die europäische Sozialgeschichte macht dies plausibel. Er zeigt, dass vor der Mitte des 18. Jahrhunderts ein tiefgreifend anderes Verständnis von Liebe und Ehe vorherrschte, als dies heute der Fall ist.

„Die alte Gesellschaft unterschied sich von der unseren ganz erheblich, insofern die Heirat dort in der Regel keine Liebesbeziehung absegnete, sondern

---

<sup>1</sup> Vgl. den Überblick zur neueren Forschung bei: Julia Bobsin, Von der Werther-Krise zur Lucinde-Liebe. Studien zur Liebessemantik in der deutschen Erzählliteratur 1770 - 1800, Tübingen 1994, S. 12 - 15 und S. 23 - 75. Vgl. zur aktuellen soziologischen Lage: Ulrich Beck; Elisabeth Beck-Gernsheim, Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt am Main 1990.

<sup>2</sup> Vgl. als grundlegende Arbeiten: Niklas Luhmann, Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität, Frankfurt am Main 1982; Michel Foucault, Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1, Frankfurt am Main 1988 und die Diskursdefinition Nikolaus Wegmanns, der sich auf Foucault und Luhmann bezieht, ohne deren divergierende Theoriegebäude zu übernehmen: Nikolaus Wegmann, Diskurse der Empfindsamkeit. Zur Geschichte eines Gefühls in der Literatur des 18. Jahrhunderts, Stuttgart 1988, S. 13.

<sup>3</sup> So schrieb LaRocheffoucault 1665: „Il y a des gens qui n'auraient jamais été amoureux s'ils n'avaient entendu parler de l'amour.“ Francois de LaRocheffoucault, Réflexions ou sentences et maximes morales, Nr. 136, Paris 1827, S. 178.

<sup>4</sup> Susan S. Hendrick; Clyde Hendrick, Romantic love. Sage series on close relationships, Newbury

eine Familienangelegenheit: einen Vertrag, den zwei Menschen nicht zu ihrem Vergnügen, sondern nach dem Ratschluß der beiden Familien und zu deren Nutzen geschlossen hatten.“<sup>5</sup>

Eine darüber hinausgehende Berücksichtigung persönlicher Neigungen bei der Gattenwahl erschien als Problem, als triebhaftes Verhalten, das als Gefährdung der Pflichten gegen die Familie und Gott angesehen wurde. Diese Einstellung zum Umgang der Ehepartner lässt sich bis in die Antike zurückverfolgen.<sup>6</sup> Dort bezeichnet der Begriff der 'ehelichen Liebe' eine heterosexuelle Beziehung zum Zweck der Fortpflanzung. Eheliche Liebe wird gering geachtet und von der himmlischen Liebe abgegrenzt. Dies gründet sich weniger auf sexualfeindliche Tendenzen als auf eine prinzipielle Geringschätzung der Frau. Sexualität mit Knaben hingegen ist z.B. für Plato himmlische Liebe, Aristoteles stellt die Männerfreundschaft über die Liebe zwischen Mann und Frau, und in Plotins Hierarchie sexueller Praktiken stehen unter den heterosexuellen Paaren nur noch solche, „die auf natur-widrige Weise zeugen wollen“.<sup>7</sup> Auch im Mittelalter dominieren Frauenverachtung und die abwertende Gleichsetzung von ehelicher Liebe und Sexualität.<sup>8</sup> Allerdings beginnt die Literatur im Minnesang und den mittelalterlichen Ritterromanen allmählich mit einer Aufwertung der Schönheit der Frau und erklärt diese zur Erzieherin des Mannes in der höfischen Kultur. Die italienische Renaissance setzt diese Tendenz mit der Idealisierung der Frau fort und der barocke Abenteuerroman betreibt eine Aufwertung sinnlicher Strebungen.

Einen wesentlichen Entwicklungs- und Differenzierungsschub erfährt der Liebesdiskurs im 17. Jahrhundert. Im Zuge der Akzeptanz außerehelicher Beziehungen kommt es in adligen Kreisen - besonders in Frankreich - zur Auflösung der alten Kontrastierung von hoher und sinnlicher Liebe. Es entsteht die ausgefeilte Semantik des *galanten* Diskurses.<sup>9</sup> Er setzt den privaten Umgang der Liebenden

---

Park 1992, S. 25.

<sup>5</sup> Jean-Louis Flandrin, Das Geschlechtsleben der Eheleute in der alten Gesellschaft. Von der Kirchlichen Lehre zum realen Verhalten. In: (Hg.) Philippe Aries; Andre Bejin, Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit. Zur Geschichte der Sexualität im Abendland, Frankfurt am Main 1984, S. 159.

<sup>6</sup> Ich stütze mich bei der Beschreibung der Liebesbegriffe von der Antike bis zur Renaissance auf: Paul Kluckhohn, Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik, Halle 1922.

<sup>7</sup> Kluckhohn, a.a.O., S. 5.

<sup>8</sup> Solche Tendenzen schließen abweichende Meinungen nicht aus, die sich beispielsweise auf Augustinus berufen können, der das Moment der freundschaftlichen Vereinigung in der Ehe erwähnt; vgl. Kluckhohn, a.a.O., S. 6f.

<sup>9</sup> Vgl. zum galanten Diskurs: Niklas Luhmann, a.a.O., Kapitel 4 und 5.

durch,<sup>10</sup> betont die Bedeutung sinnlicher Bedürfnisse und führt das komplexe Spiel von Widerstand und Verführung ein. Aber auch der galante Diskurs stellt die Liebe in einen tendenziellen Gegensatz zur Ehe. So gilt dem französischen Adel als eine der respektvollsten Formen, sich von seiner Geliebten zu trennen, diese zu heiraten.

Die nächste wesentliche Umformung des Liebesdiskurses hin zu seiner *empfindsam-romantischen* Variante vollzieht sich ab der Mitte des 18. Jahrhunderts.<sup>11</sup> Ausgelöst wird sie durch die Auflösung der sozioökonomischen Basis der alten, bäuerlichen Liebes- und Ehediskurse. Der Träger der traditionellen Ehe war das ‚Ganze Haus‘ mit seinem festgelegten Rollen- und Arbeitsgefüge. Dieses verliert mit der wirtschaftlichen Differenzierung der Gesellschaft seine ökonomische Bedeutung. Gleichzeitig kommt es zur Ausbreitung der bürgerlichen Familie und zur Notwendigkeit einer prinzipiellen Neudefinition der Rollen ihrer Mitglieder. Auch der Hof und mit ihm der galante Diskurs verlieren ihre kulturelle Vormachtstellung. Zudem schwindet in den gebildeten Ständen die traditionelle sinn- und orientierungsstiftende Kraft der Religion.<sup>12</sup> Die Gesellschaft und die in ihr möglichen Erfahrungen werden immer komplexer und undurchschaubarer, unpersönliche Beziehungen nehmen zu. Damit einher geht eine - immer breitere Schichten erfassende - Individualisierung.<sup>13</sup> Diese Entwicklungen erzeugen immer bedeutsamer werdende Bedürfnisse nach Nähe und neuen, sinnstiftenden Kommunikationsformen, in denen der (ansonsten isolierte) Einzelne mit seinen Erfahrungen, Überzeugungen und Reaktionsweisen Resonanz und Bestätigung finden kann.<sup>14</sup>

Wie wichtig die Befriedigung dieser Bedürfnisse für die psychische Gesundheit ist, zeigen die empirisch gut abgesicherten Forschungsergebnisse zu den Wirkfaktoren effektiver Psychotherapien. Demnach sind die Kongruenz (Authentizität und Offenheit) eines Therapeuten, dessen vorbehaltlose Wertschätzung gegenüber dem Klienten (wenn auch nicht gegenüber jeder von dessen Verhaltensweisen) und die

---

<sup>10</sup> In „älteren Gesellschaftssystemen sind komplexe Beziehungsnetze bezeichnend, die [...] ein Privatleben und einen Rückzug in Zweierbeziehungen blockieren.“ Luhmann, a.a.O., S. 38.

<sup>11</sup> Die folgenden allgemeinen Bemerkungen zum empfindsam-romantischen Liebesdiskurs stützen sich auf: Jutta Greis, *Drama Liebe. Zur Entstehungsgeschichte der modernen Liebe im Drama des 18. Jahrhunderts*, Stuttgart 1991; sowie Luhmann, a.a.O. und Wegmann a.a.O. Die genannten Autoren differenzieren stärker zwischen empfindsamer und romantischer Liebe, als dies in der Perspektive dieser Arbeit notwendig ist.

<sup>12</sup> Vgl. zur Rolle der Liebe als ‚Religion nach der Religion‘: Beck; Beck-Gernsheim, a.a.O., Kapitel IV.

<sup>13</sup> Vgl. zum ‚historical emergence of self‘ und seinem Zusammenhang mit ‚romantic love‘ den Forschungsüberblick In: Susan S. Hendrick; Clyde Hendrick, *Romantic Love*. Sage Series on Close Relationships. Newbury Park 1992, S. 16 - 22.

<sup>14</sup> Vgl. hierzu die Überlegungen zum „Werther“ im dritten Kapitel.

therapeutische Fähigkeit zu empathischem Verständnis wesentliche Gründe dafür, warum Psychotherapien (unabhängig von der jeweiligen Schulrichtung) überhaupt wirksam sind.<sup>15</sup>

Auffälligerweise ähneln diese Wirkfaktoren in hohem Maße wichtigen Bestandteilen des zu Beginn des 18. Jahrhunderts aufkommenden Freundschaftskultes<sup>16</sup> und des ab der Mitte des Jahrhunderts sich durchsetzenden empfindsam-romantischen Liebesdiskurses. Letzterer beinhaltet empfindsame Umgangsformen (Selbstlosigkeit, Aufrichtigkeit, Gefühlsausdruck), aber auch Elemente der galanten Liebe (Liebe als höchstes Glück, privater Umgang der Liebenden, Sexualität), patriarchale Normen, Aussagen zum Geschlechtscharakter und die Idee der Liebesehe.<sup>17</sup> Als Ideal der wahren Liebe gilt nun eine heterosexuelle Verbindung, in der zwei Menschen ein gemeinsames Selbst- und Weltbild haben, in dem tendenziell alle individuellen Eigenschaften der Person bedeutsam sind (oder dies werden können) und in der die Liebenden wechselseitig Verständnis und Bestätigung und damit Sinn und Stabilität geben und finden können. Zu diesem Verhalten wird nicht direkt aufgerufen, der Diskurs enthält aber eine Vielzahl von Aussagen über das, was Liebende sind und was sie tun oder nicht tun, wenn sie wirklich lieben, und dieses Verhalten kann dann stabilisierend und sinnstiftend wirken. Friedrich Schlegel deutet diesen sinnstiftenden Charakter der Liebe in seinem Roman *Lucinde* folgendermaßen an:

„Sie [die Franzosen] finden das Universum einer in dem anderen, weil sie den Sinn für alles andere verlieren. Nicht so wir. Alles, was wir sonst liebten, lieben wir nur noch wärmer. Der Sinn für die Welt ist uns erst recht aufgegangen.“<sup>18</sup>

Und Georg Wilhelm Friedrich Hegel schreibt zur stabilisierenden Funktion gelingender Liebesbeziehungen:

„Das erste Moment der Liebe ist, daß ich keine selbständige Person für mich sein will und daß, wenn ich dies wäre, ich mich mangelhaft und

---

<sup>15</sup> Vgl. Klaus Grawe, Psychotherapie ohne Grenzen. Von den Therapieschulen zur Allgemeinen Psychotherapie. In: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis 3/94, S. 366. Carl Rogers 'Klientenzentrierte Psychotherapie' macht diese Beziehungsmerkmale sogar zur fast ausschließlichen Grundlage des therapeutischen Prozesses; vgl. Gerald C. Davison; John M. Neale, Klinische Psychologie. Ein Lehrbuch, München, Weinheim 1988, S. 624.

<sup>16</sup> Vgl. Friedrich H. Teubrock, Freundschaft. Ein Beitrag zu einer Soziologie der persönlichen Beziehungen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Heft 3, 1963.

<sup>17</sup> Luhmann vermutet, dass sich der Liebesdiskurs auf Dauer gegen den Freundschaftsdiskurs als wesentliche Grundlage intimen Umgangs durchsetzen konnte, weil letztere Sexualität nicht integrieren konnte; vgl. Luhmann, a.a.O., S. 105.

<sup>18</sup> Friedrich Schlegel, *Lucinde*, (Berlin 1799), Stuttgart 1975, S. 89.

unselbständig fühlte. Das zweite Moment ist, daß ich mich in einer anderen Person gewinne, daß ich in ihr gelte, was sie wiederum in mir erreicht.“<sup>19</sup>

Das Aufkommen und die Durchsetzung des empfindsam-romantischen Liebesdiskurses erklärt sich in dieser Perspektive auf den ersten Blick daraus, dass er eine Kompensation der zunehmenden Vereinzelung und des Schwundes verbindlicher Sinnkonstruktionen in der bürgerlichen Gesellschaft verspricht.<sup>20</sup>

Der Mangel an Sinnerfahrungen, Verständnis und Bestätigung persönlicher Erfahrungen hat sich seit dem 18. Jahrhundert durch die zunehmende Ausdifferenzierung der Gesellschaft weiter verstärkt. Entsprechend einflussreich sind auch heute noch zahlreiche Normen und Versprechungen des empfindsam-romantischen Liebesdiskurses, die hier Abhilfe versprechen. Dies wird z.B. daran deutlich, dass sich die Beschreibungen von Liebespaaren durch die moderne Sozialpsychologie streckenweise wie ein indirektes Zitat dessen lesen, was bereits Hegel vor 200 Jahren beschrieben hat:

„A [...] couple, in this view, mutually constructs a symbolic universe that serves as a unique province of meaning in interpreting events. Accordingly, the perspective that each individual brings into marriage is gradually re-constructed so that the two individual perspectives become ‘reciprocal’.“<sup>21</sup>

Alternative Formen der Sinnstiftung (Freundschaften, der ‘Psychoboom’, New Age, Sekten etc.) hingegen scheinen nicht ohne weiteres auf breiter sozialer Basis wirksam zu sein. So werden zumindest einige Bestandteile des empfindsam-romantische Liebesdiskurs trotz der aktuellen Erfahrungen des Scheiterns traditioneller Liebesbeziehungen auch in absehbarer Zeit unsere intimen Beziehungen mit strukturieren. Zum Verständnis heutiger Liebeskonflikte kann daher aus guten Gründen danach gefragt werden, welche Konflikte und Normen zur Konfliktbewältigung in diesem Diskurs angelegt sind.

---

<sup>19</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 158, Zusatz, Werke, Band 7, Frankfurt am Main 1970, S. 308.

<sup>20</sup> Zu den Gründen für die zahlreichen Erfahrungen des Scheiterns von Liebesbeziehungen vergleiche die Überlegungen zum patriarchalen Charakter des empfindsam-romantischen Liebesdiskurses im nächsten Abschnitt.

<sup>21</sup> J. M. White, Perceived Similarity and Understanding in Married Couples, Journal of Social and Personal Relationships, Band 2, 1985, S. 46. Vgl. auch: P. Berger; H. Kellner, Marriage and the Construction of Reality. In: H. Dreitzel. Recent Sociology, Nr. 2, New York 1970, S. 50 - 72.

## 1.2 Zur Geschlechterdifferenz in den Liebesdiskursen um 1800

Die vorliegende Arbeit geht davon aus, dass die Geschlechterdifferenz nach wie vor eine wesentliche Strukturkomponente unserer Gesellschaft ist.<sup>22</sup> Was sich bisher historisch verändert hat, ist lediglich die diskursive Konstruktion dieser Differenz, nicht ihre soziale Wirkungskraft. Diese Wirkungskraft zeigt sich unter anderem daran, dass eine Umkodierung eben der Geschlechterdifferenz das Movens heutiger Liebeskonflikte ausmacht. Wie ein Blick auf die entsprechende Ratgeberliteratur zeigt, sind sich die Betroffenen der Geschlechterdifferenz als wesentlicher Kategorie heutiger Liebeskonflikte durchaus bewusst. Daher konzentriert sich die Fragestellung der Arbeit auf dieses reflexive Merkmal und fragt danach, ob und wie dieser Aspekt von Liebeskonflikten nicht erst heute, sondern bereits um 1800 reflektiert wurde.

Die Forschungsarbeiten zu Liebeskonfliktdiskursen und zu deren geschlechtsspezifischen Differenz in der Literatur lassen allgemein zwei Richtungen erkennen: Die erste umfasst Untersuchungen zu mehr oder minder kultur- und zeitübergreifenden Liebesproblemen. Als bedeutende Motive gelten hier der Tod der/des Geliebten, Untreue und Eifersucht, unerwiderte und verhinderte Liebe.<sup>23</sup> Letztere umfasst die 'klassischen' Liebesgeschichten, bei denen ungünstige Umstände (Familienfeindschaften, Standesgegensätze, eheliche Bindungen, böswillige Verwandte, Verpflichtungen, Geldmangel etc.) die glückliche Zusammenführung eines füreinander bestimmten Paares verhindern.<sup>24</sup>

Zum Verständnis der heute aufbrechenden Liebeskonflikte ist diese Forschungsrichtung wenig hilfreich, denn sie behandelt Themen, die nicht oder nur am Rande den heute aufbrechenden Konflikt zwischen weiblicher Emanzipation und dem Beharren auf traditionellen Männerrollen betreffen. Zudem sind sie in der Literaturwissenschaft bereits breit untersucht worden.

---

<sup>22</sup> Vgl. hierzu allgemein Christina von Braun; Inge Stephan (Hg.), *Gender Studien. Eine Einführung*, Stuttgart u.a. 2000.

<sup>23</sup> Vgl. zum Überblick die Arbeiten von: Kluckhohn, a.a.O.; Luhmann, a.a.O. und Peter von Matt, *Liebesverrat. Die Untreuen in der Literatur*, München 1989.

<sup>24</sup> Das Motiv der 'Verhinderten Liebe' kann als die vorherrschende Form der literarischen Thematisierung von Liebeskonflikten angesehen werden. Vgl. die Motive 'Der herkunftsbedingte Liebeskonflikt' und 'Die heimliche Liebesbeziehung' bei: Elisabeth Frenzel, *Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte*, Stuttgart 1988, S. 451 - 483. Vgl. auch die Analyse der vorherrschenden literarischen Liebesprobleme um 1800 in: Markus Krause, *Das Trivialdrama der Goethezeit 1780 - 1805. Produktion und Rezeption*, Bonn 1982 und Günter Saße, *Die Ordnung der Gefühle. Das Drama der Liebesheirat im 18. Jahrhundert*, Darmstadt 1996, S. 292f.

Anders verhält es sich mit einem zweiten, feministisch orientierten Forschungszweig, der sich mit der Verschränkung empfindsam-romantischer Liebesvorstellungen mit den Männlichkeits- und Weiblichkeitsentwürfen unserer Kultur beschäftigt. Richtungsweisend war hier insbesondere die Arbeit von Karin Hausen über die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ als Spiegelung der zunehmenden Trennung von bürgerlichem Erwerbs- und Familienleben im späten 18. Jahrhundert.<sup>25</sup> Der Begriff des Geschlechtscharakters, so Hausen, entwickelte sich in Reaktion auf die Notwendigkeit neuer Orientierungsmuster im Kontext der Auflösung des ‚Ganzen Hauses‘. Er schrieb Männern und Frauen ‚natürliche‘ Eigenschaften zu, die genau die Rollenanforderungen spiegelten, die eine patriarchale (frühbürgerliche) Gesellschaft an Männer in der Erwerbssphäre und an Frauen in der Familiensphäre stellte.<sup>26</sup> Die damit einhergehenden Liebesvorstellungen, ebenso wie die Geschlechtscharaktere im Allgemeinen, dienten demnach vor allem der Legitimation männlicher Herrschaft und der Einschränkung der Frau auf die Gattinnen-, Hausfrauen- und Mutterrolle.

Die weitere Forschung hat diese Überlegungen hinsichtlich der Ursachen und Ausformungen von Geschlechtscharakteren und Liebesdiskursen weiter differenziert. Dabei tritt neben die sozioökonomische Perspektive eine psychoanalytische. Sie begreift Männer-, Frauen- und Liebesvorstellungen als Ergebnis einer konflikthaften Dynamik familiärer und innerpsychischer Prozesse.<sup>27</sup> Erkennbar werden dabei weibliche Tendenzen zur Flucht in die Imagination in Form von Selbstverleugnung und narzisstischer Identifikation mit dem Geliebten.<sup>28</sup> Männer hingegen reagieren auf Ansätze weiblicher Emanzipation und auf die sich intensivierende Mutter-Sohn-Beziehung in der Kleinfamilie mit unbewussten Ängsten vor der (nun innerpsychisch aufgerichteten) „machtvollen Imago der Frau“.<sup>29</sup> Kaum verhüllte Aggressionen, Spaltungen, Kontrollbedürfnisse und narzisstische Erwartungen prägen ihre Frauen- und Liebesvorstellungen. ‘Nähe’ empfinden sie als

---

<sup>25</sup> Vgl. Karin Hausen, Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: (Hg.) Werner Conze, Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976, S. 363 - 393.

<sup>26</sup> Vgl. zur Gegenüberstellung einzelner Geschlechtsmerkmale: Hausen, a.a.O., S. 368.

<sup>27</sup> Diese Dynamik steht ihrerseits in Zusammenhang mit gesellschaftlichen Entwicklungen; vgl. den richtungsweisenden Aufsatz von: Erich Fromm, Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie. In: Zeitschrift für Sozialforschung, (Hg.) Max Horkheimer, 1. Jahrgang, Heft 1, 1932, S. 253 - 277.

<sup>28</sup> Vgl. Ulrike Prokop, Die Einsamkeit der Imagination. Geschlechterkonflikt und literarische Produktion um 1770, (Hg.) Gisela Brinker-Gabler, Deutsche Literatur von Frauen, Band 1, Vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, Frankfurt und Wien 1988, S. 325 - 365.

<sup>29</sup> Vgl. Prokop, Die Einsamkeit der Imagination, a.a.O., S. 344.

bedrohlich,<sup>30</sup> und in ihren Frauenbildern dominieren das sexuell gefährliche, manipulierende Machtweib und die harmlose, beruhigende Kind-Frau, das 'Mädchen'.<sup>31</sup>

Auch die Funktionen der von Hausen beschriebenen Geschlechtscharaktere und Liebesideale sind durch die Forschung weiter differenziert worden. Sie dienen nicht nur der Beförderung ökonomischer Entwicklungen, sondern auch der Befriedigung narzisstischer männlicher Selbst- und Weltbilder, indem sie der Frau indirekt die Aufgabe der 'Psychoarbeit' in der Ehe zudiktieren.<sup>32</sup>

„Die Idee der Liebe ist im ausgehenden 18. Jahrhundert ein männlicher Entwurf, der dazu dient, das männliche Größen-Ich zu komplementieren. Liebe heißt, daß die Frau der Spiegel des Mannes sein soll, daß sie ihn 'anbeten' soll.“<sup>33</sup>

Statt des Aufbaus eines gemeinsamen Welt- und Selbstbildes durch *gegenseitige* Annäherung soll die Frau demnach letzten Endes das Weltbild des Mannes übernehmen. Für diese psychische Funktionalisierung finden sich neben den in der Forschung dargestellten literarischen und theoretischen Texten beispielsweise auch Belege aus privaten Briefwechseln. So schreibt beispielsweise Hegel in einem Brief seiner Braut Marie von Tucher (im Sommer 1811) ausdrücklich die Rolle der Weltversöhnerin mittels Liebe zu:

„Ich erinnere Dich ferner daran, daß Du mir versprochen, für das, was in meinem Gemüt von Unglauben an Zufriedenheit zurück wäre, meine Heilerin zu sein, d.h. die Versöhnerin meines wahren Innern mit der Art und Weise, wie ich gegen das

---

<sup>30</sup> Vgl. Beate Hansel, Die Liebesbeziehung des Helden im deutschen Bildungsroman und ihr Zusammenhang mit der bürgerlichen Konzeption von Individualität, Frankfurt am Main 1986.

<sup>31</sup> Vgl. z.B. die Arbeit von Klaus Theweleit zum Gegensatz von ‚asexueller, weißer Krankenschwester und sexuell bedrohlicher Kommunistin‘ in der autobiographischen Freikorpsliteratur: Klaus Theweleit, Männerphantasien, Band 1, Frankfurt am Main 1977.

Beeinflusst hat die feministische Forschung dieser Richtung weiter die in den siebziger Jahren aufkommende psychoanalytische Diskussion um narzisstische Persönlichkeitsstörungen (vgl. Heribert Wahl, Narzißmus? Von Freuds Narzißmustheorie zur Selbstpsychologie, Stuttgart, Berlin 1985) und ab der Mitte der achtziger Jahre: Nancy Chodorow, Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter, München 1985.

<sup>32</sup> Vgl. Eva Domoradzki, Und er erschuf die Frau nach seiner Sehnsucht. Zum Weiblichkeitsentwurf in Friedrich Schlegels Frühwerk unter besonderer Berücksichtigung des Romans Lucinde. In: (Hg.) Sylvia Wallinger; Monika Jonas, Der Widerspenstigen Zähmung. Studien zur bezwungenen Weiblichkeit in der Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Innsbruck 1986.

<sup>33</sup> Ulrike Prokop, Die Illusion vom Großen Paar, Band I: Weibliche Lebensentwürfe im deutschen Bildungsbürgertum 1750 - 1770, (Hg.) Alfred Lorenzer, Frankfurt am Main 1991, S. 9.

Wirkliche und für das Wirkliche - zu häufig - bin [...] daß ich Dir die Stärke dazu zutraue; daß diese Stärke in unserer Liebe liegen muß.“<sup>34</sup>

---

<sup>34</sup> Georg Friedrich Wilhelm Hegel, Brief an Marie von Tucher, Briefe von und an Hegel, (Hg.) J. Hoffmeister, Band 1, Hamburg 1952, S. 368.

### **1.3 Zu den Konfliktfeldern des Liebesdiskurses um 1800 und zum Aufbau der Arbeit**

Betrachtet man diese Überlegungen zur Geschlechterdifferenz der Liebesdiskurse um 1800, dann lässt sich aus heutiger Sicht eine Vielzahl potentieller Problemfelder erkennen. Diese ergeben sich aus Widersprüchen zwischen modernen egalitären Liebesideen und patriarchalen Denkweisen, aber auch aus immanenten Problemen moderner Liebesvorstellungen selbst.

Ausgehend von einer - durchaus an persönlichen Präferenzen orientierten - Einschätzung heutiger Konfliktdiskurse wählt die vorliegende Arbeit aus der Vielfalt dieser Problembereiche fünf Konfliktfelder aus. Deren exemplarische Reflexion in Texten um 1800 bildet die spezifische Forschungsperspektive der Arbeit und strukturiert ihren kapitelweisen Aufbau.

#### *Egalitäre Liebe versus männliche Eneherrschaft*

Das erste ausgewählte Konfliktfeld betrifft das Verhältnis von egalitären Liebesvorstellungen und der patriarchalen Ehe. Einerseits wird (bis ins 20. Jahrhundert hinein) an der patriarchalen Ehe festgehalten, andererseits wird ab der Mitte des 18. Jahrhunderts die Idealehe als ein Liebesbündnis betrachtet und damit als ein Bündnis, welches das traditionelle Herrschaftsverhältnis der Geschlechter gerade transzendiert.<sup>35</sup> Die Frage, ob und wie dieser Widerspruch zwischen Liebe und männlichem Herrschaftsanspruch in der Ehe um 1800 aus männlicher und weiblicher Sicht behandelt wird, bildet das Thema des zweiten Kapitels. Untersucht werden dazu philosophische, literarische und populärpädagogische Texte, ein Schauspiel und weibliche Lebenserinnerungen.

#### *Gemeinsame Weltsicht versus Zunahme der Individualität*

Das zweite Konfliktfeld, das in den Liebesdiskursen um 1800 zu finden ist, hat seine Ursprünge im modernen egalitären Liebesdiskurs an sich und nicht in dessen patriarchaler Ausformung. Dies wird erkennbar, wenn man die sozialpsychologische Funktion moderner Liebesdiskurse in den Blick nimmt.

Der moderne Liebesdiskurs entsteht, wie oben dargestellt, weil er ein grundlegendes Bedürfnis nach individueller Bestätigung und Sinnerfahrung in ständisch gegliederten und zunehmend komplexen Gesellschaften zu befriedigen verspricht. Dies soll darüber geschehen, dass Liebende sich gegenseitig ihre individuellen Erfah-

rungen, Sichtweisen und Gefühle bestätigen, und zwar über eine gemeinsame Sicht der inneren und äußeren Welt. Sie interessieren sich für und verstehen am anderen also gerade dasjenige, was zwischen Nichtliebenden tendenziell nicht interessiert, weil es langweilig oder absonderlich scheint. Wenn dies die soziale Funktion moderner Liebesbeziehungen sein sollte, dann ergibt sich bei zunehmender Individualisierung folgendes Problem: Es wird immer unwahrscheinlicher, jemanden zu finden, der eine wirklich gleichgesinnte Individualität besitzt. Aus der Sicht egalitärer Beziehungskonzepte ergibt sich dann eine Dialektik von Autonomie und Anpassung, vor dem Hintergrund patriarchaler Beziehungsverhältnisse jedoch die normative Verschiebung der Anpassungsleistung in der Beziehung auf die Frau.

Das Interesse der vorliegenden Arbeit liegt in diesem Zusammenhang weniger auf der literarischen Spiegelung dieses Anpassungsvorgangs. Bedeutsam ist vielmehr die Frage, ob und wie er als solcher um 1800 reflektiert wurde. Ihr wird im dritten Kapitel anhand der Erzählung *Der Sandmann* (1815) von E.T.A. Hoffmann nachgegangen.

#### *Geschlechterstereotypen versus Wahrnehmung von Individualität*

Der Liebesdiskurs des 18. Jahrhunderts fordert seit der Empfindsamkeit die genaue Kenntnis der Individualität des Geliebten als Voraussetzung wahrer Liebe. Zugleich jedoch bewegen sich Liebende in einem Umfeld, das den sozialen Umgang über stereotype Geschlechterbilder strukturiert und damit die Wahrnehmung des anderen als Individuum gerade verstellen kann.

Das vierte Kapitel untersucht dieses Problemfeld exemplarisch anhand des frühempfindsamen Briefwechsel (1751 - 53) zwischen Meta Moller (1728 - 1758) und Friedrich Gottlieb Klopstock (1724 - 1803) und fragt, ob und welche geschlechtstypischen Probleme sich dort beim Versuch des Sich-Kennen-Lernens und Sich-Verstehen-Lernens finden lassen.

#### *„Schale Alltäglichkeit“ versus „Die große Liebe“*

Ehen werden, um es mit Luhmann zu pointieren, im Himmel geschlossen und im Auto geschieden. Das Ideal der Liebesehe stellt an die Ehegatten Anforderungen an Aufmerksamkeit und Zuwendung, die in einem durch Geschlechterrollen differenzierten gemeinsamen Alltag schwer zu erfüllen sind. Das fünfte Kapitel greift diesen Zusammenhang von geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung und Liebesbeziehungen auf. Es gibt mit der Erzählung *Das mißlungene Opfer* (1801) ein Beispiel dafür, wie dieser Gegen-

---

<sup>35</sup> Vgl. zur Idee der Liebe als herrschaftsfreier Beziehung Kapitel 2.

satz von der Schriftstellerin Therese Huber (1764 - 1829) literarisch gestaltet wurde.

#### *Weibliche Pflichterfüllung versus Bedürfnis nach individuellem Glück*

Die Idee der Liebesehe ist an die Freiwilligkeit der Partnerwahl und ein glückliches Zusammenleben gebunden. Sozialgeschichtlich betrachtet wurden Ehen aber um 1800 bekanntermaßen häufig gegen den Willen der Frau geschlossen und sie verliefen für diese häufig nicht glücklich. Im sechsten Kapitel wird dann anhand der Ehereinnerungen der Elisa von der Recke (1754 - 1833) ein ausführliches Beispiel dafür gegeben, wie sich der Versuch der Emanzipation einer Frau von den patriarchalen Ehevorstellungen ihrer Zeit um 1800 literarisch darstellen ließ.

#### *Exkurs zu Niklas Luhmanns Liebe als Passion*

Abschließend wird die Arbeit vor dem Hintergrund der aufgezeigten Geschlechterdifferenz der Liebeskonfliktdiskurse um 1800 einen kurzen Exkurs zu Niklas Luhmanns einflussreicher Studien zur Entwicklung der Codierung von Intimität - *Liebe als Passion*<sup>36</sup> - unternehmen. Dabei steht die von Luhmann aufgeworfene Frage im Vordergrund, warum sich der moderne Liebesdiskurs im 18. Jahrhundert gegen den Freundschaftsdiskurs als dominierende Form der Codierung von Intimität hat durchsetzen können, obwohl Liebesbeziehungen - so Luhmann - für die Beteiligten mit größeren Zumutungen verbunden sind als Freundschaften.

---

<sup>36</sup> Niklas Luhmann, *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt am Main 1982.

## 1.4 Zum theoretischen Hintergrund und der Methode der Arbeit

Bereits die Präzisierung meiner Fragestellung macht deutlich, dass diese Arbeit wissenschaftstheoretisch dem nahe steht, wofür Karl Popper die bekannte Metapher der Scheinwerferfunktion der Wissenschaft verwendet: Sie hält einen Gegenwartsbezug historischer Forschung für angemessen.<sup>37</sup> Dieser liegt in der heutigen Erfahrung eines konflikthaften Wandels privater Lebensentwürfe.

Ein solcher Gegenwartsbezug legt inhaltlich und methodisch eine Nähe zu feministischen Studien und – insbesondere an Michel Foucault orientierten – Genderanalysen<sup>38</sup> nahe. Foucaults Geschichtsanalysen<sup>39</sup> spüren Machtmechanismen gerade dort auf, wo sie sich verschleiern und verleugnen. Er deutet Herrschaftsstrukturen nicht nur als das Ergebnis von intentionalen Verschwörungen oder postuliert ein einziges Zentrum der gesellschaftlichen und diskursiven Macht. Vielmehr betont Foucault ein permanentes Spiel von Macht und Gegenmacht. Zudem hebt er den formenden Einfluss von Diskursen auf die Subjekte hervor. Die folgenden Diskursanalysen basieren auf diesen Prämissen.

Auch das Verständnis der Geschlechterdifferenz<sup>40</sup> steht in diesem Kontext: Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren. Im Gegenteil: Die Geschlechterdifferenz ist historisch wandelbar konstruiert, inhaltlich traditionell naturalisiert und damit normativ aufgeladen.

Da die Geschlechterdifferenz eine grundlegende und breit wirksame Strukturkategorie unserer Gesellschaft darstellt, liegt es nahe, sie auch in den unterschiedlichsten Diskursen zu untersuchen. Entsprechend bezieht die Arbeit eine Vielzahl von Textsorten in die Betrachtung mit ein: Erzählungen, Briefe, ein Schauspiel, philosophische und pädagogische Texte sowie literarisch bearbeitete Tagebücher. Bezüglich der Textauswahl orientiert sich die Arbeit zudem daran, inwieweit sich Texte im Hinblick auf ihre Eindeutigkeit als diskursive und psychohistorische Quellen empfehlen. Zwar ist literaturtheoretisch kein Text eindeutig, aber August von Kotzebues Drama *Der weibliche Jacobiner-Clubb*<sup>41</sup> zum

---

<sup>37</sup> Vgl. hierzu auch: Max Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen 1968, S. 214.

<sup>38</sup> Vgl. hierzu die Überblicke bei: Jutta Osinski, *Einführung in die feministische Literaturwissenschaft*, Berlin 1998, S. 108ff.; Lena Lindhoff, *Einführung in die feministische Literaturtheorie*, Stuttgart 1995; Christina von Braun; Inge Stephan (Hg.), *Gender Studien. Eine Einführung*, Stuttgart u.a. 2000.

<sup>39</sup> Vgl. Michel Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt am Main, Berlin, Wien 1976; ders., *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin 1978; ders., *Sexualität und Wahrheit*. 3 Bände, Frankfurt am Main 1983 – 1989; zur literaturwissenschaftlichen Rezeption: Harro Müller (Hg.), *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, Frankfurt am Main 1988.

<sup>40</sup> Vgl. grundlegend: Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*. *Gender Studies*, Frankfurt am Main 1991.

<sup>41</sup> Vgl. August von Kotzebue, *Der weibliche Jakobiner-Clubb*. Ein politisches Lustspiel in einem Aufzuge (1791), *Theater von August von Kotzebue*, Band 2, Wien und Leipzig 1840.

Beispiel regt zu weniger vielfältigen Interpretationen an als etwa Goethes *Wahlverwandtschaften*.

Angesichts des Umfangs des Untersuchungsgegenstandes beansprucht die Arbeit jedoch trotz der Breite der untersuchten Textsorten nicht, eine umfassende Diskursanalyse darzustellen. Sie bemüht sich vielmehr um eine exemplarische Bearbeitung ausgewählter diskursiver Verwerfungen.

## 2 Zur Thematisierung des Widerspruchs zwischen Liebe und männlicher Eheherrschaft

Das traditionelle Machtverhältnis der Geschlechter in der Ehe ist eindeutig: der Mann trifft die Entscheidungen. Diese Norm verändert sich im 18. Jahrhundert mit dem Aufkommen des Ideals der empfindsam-romantischen Liebesbeziehung, denn der Liebe wird jetzt eine 'herrschaftstranszendierende' Bedeutung zugesprochen. So schreibt Kant in seiner *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*<sup>42</sup> (1798):

„Wenn es dahin kommt, daß die Rede vom Rechte des Befehlshabers ist, so ist die Sache [die Ehe] schon äußerst verderbt, denn wo die ganze Verbindung eigentlich nur auf Neigung gerichtet ist, da ist sie schon halb zerrissen, sobald sich das Sollen anfängt hören zu lassen.“<sup>43</sup>

Hegel formuliert in seinen *Entwürfen über Religion und Liebe*<sup>44</sup> (1797/98):

„Wahre Vereinigung, eigentliche Liebe findet nur unter Lebendigen statt, die an Macht sich gleich und also für einander Lebendige sind.“<sup>45</sup>

Und Sophie Mereau notiert in ihrem Tagebuch:

„Nur selten gelangt das Weib zu einem freien, lebendigen Bewußtsein ihrer Existenz [...] Nur Liebe bringt Selbständigkeit und Leben in den dumpfen Kreis ihrer Ideen. Hier und nur hier allein, ist es ihr vergönnt, ein freieres Dasein zu genießen und mit dem Mann die Rechte des Lebens zu teilen.“<sup>46</sup>

Betrachtet man den empfindsam-romantischen Liebesdiskurs als Entwurf zur Legitimation patriarchaler Herrschaft, dann erscheint dieses Ideal lediglich als ein ideologisches Konstrukt, um die männliche Idee der Liebe für Frauen 'attraktiv' zu machen. Dies war sicherlich eine seiner Wirkungen. Gleichwohl findet sich hierin aber auch eine zutreffende psychologische Einsicht ausgedrückt: Liebesbeziehungen funktionieren als identitäts- und sinnstiftende Bindungen nur bei *gegenseitiger Anerkennung*. Dies kann anhand von Hegels Überlegungen zur Dia-

---

<sup>42</sup> Immanuel Kant, *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, Werke in 6 Bänden, (Hg.) Wilhelm Weischedel, Band 6, Darmstadt 1964.

<sup>43</sup> Kant, a.a.O., S. 868; ähnlich: Theodor Gottlieb Hippel, *Über die Ehe* (1796), Selb 1976, S. 224.

<sup>44</sup> Georg Friedrich Wilhelm Hegel, [Entwürfe über Religion und Liebe] (1797/98), Werke in 20 Bänden, Band 1, Frühe Schriften, Frankfurt am Main 1986. Vgl. zur psychoanalytische Hegelrezeption in Bezug auf Beziehungen als Machtverhältnisse: Helm Stierlin, *Das Tun des Einen und das Tun des Anderen. Eine Dynamik menschlicher Beziehungen*, Frankfurt am Main 1971.

<sup>45</sup> Hegel, a.a.O., S. 245f.

lektik von Herrschaft und Knechtschaft in der *Phänomenologie des Geistes*<sup>47</sup> verdeutlicht werden. Das Subjekt, so Hegel, braucht eine Wirklichkeit, die ihre Fremdheit aufgibt und in der es sich als Subjekt finden kann. Es findet diese Wirklichkeit in einem anderen Subjekt, insofern dieses es anerkennt.<sup>48</sup> Ein Weg, die Anerkennung eines anderen zu erlangen, ist dessen Unterwerfung im Kampf. Diese Unterwerfung etabliert ein Herrschaftsverhältnis, in dem der Unterworfenen (Knecht) den Sieger (Herrn) anerkennt. Durch dieses Herrschaftsverhältnis jedoch - und hier liegt das eigentliche Problem - verliert die Anerkennung durch den Knecht für den Herrn ihren Wert, denn er selbst erkennt den Knecht nicht als gleichwertig an. Entsprechend wertlos wird ihm damit dessen Anerkennung. Werden diese Überlegungen auf die patriarchale Ehe übertragen, so zeigt sich, dass ein Mann die Anerkennung, die seine Frau ihm entgegenbringt, in dem Maße als wertlos betrachtet wird, wie er sie als nicht gleichwertig ansieht. Umgekehrt verliert auch aus weiblicher Sicht die Liebe des Mannes an Wert, wenn sie mit patriarchaler Abwertung verbunden ist.<sup>49</sup> So schreibt zum Beispiel Sophie Mereau in ihrem Briefwechsel mit Henriette Geißler:

„Ich sage mit Ihnen, daß es der höchste Grad von Selbstverleugung ist, wenn ein Mädchen, beim Eintritt in die Ehe, sich so ganz ihres eigenen Selbst entkleidet, alles angefangen liegen läßt und - als Anhang eines Mannes - in der Welt erscheint - als wenn sie nur eine menschenähnliche Maschine wäre, die durch die Seele des anderen muß bewegt werden.“<sup>50</sup>

Hegel hat seine Überlegungen zur Anerkennungsdialektik zwar auf Liebesbeziehungen angewendet, nicht aber auf die patriarchale Ehe. Er votierte vielmehr

---

<sup>46</sup> Dich zu lieben kann ich nicht verlernen. Das Leben der Sophie Brentano-Mereau, (Hg.) Dagmar von Gernsdorff, Frankfurt am Main 1984, S. 15.

<sup>47</sup> Georg Friedrich Wilhelm Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, Werke in 20 Bänden, Band 3, Frankfurt 1986. Vgl. zur folgenden Interpretation: Claus Daniel, *Hegel verstehen. Eine Einführung in sein Denken*, Frankfurt am Main, New York 1983, S. 128ff. und Charles Taylor, *Hegel*, Frankfurt 1983, S. 203 - 214.

<sup>48</sup> Vgl. „... das Selbstbewußtsein ist *an* und *für* sich, indem und dadurch, daß es für ein Anderes an und für sich ist, d.h. es ist nur für ein Anerkanntes...“; Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, a.a.O., S. 145.

<sup>49</sup> Vgl. Hegels Bemerkung in ‚Entwürfe über Religion und Liebe‘. Hegels Analyse von Herrschaft und Knechtschaft kann die patriarchale Liebesehe freilich nur unvollständig erfassen und birgt die Gefahr einer unfreiwilligen Aufwertung der Situation der Ehefrau. Denn in der patriarchalen Liebesehe besteht keine aufhebende Dialektik, wie sie Hegel im Verhältnis von Herr und Knecht ausmacht. Der Knecht kann durch seine Arbeit ein Bewusstsein bilden, das die Fesseln an die Natur und an den Herrn letztendlich abstreift. Der bürgerlichen Ehefrau hingegen, gekettet an die ‚Sisyphusarbeit des Haushaltens‘, ist dies verwehrt; vgl. Gabriele Neuhäuser, *Familie und Anerkennung. Eine feministische Untersuchung der Familie in Hegels Rechtsphilosophie und in aktuellen Anerkennungstheorien*, Studentexte zur Sozialwissenschaft, Band 11, Frankfurt am Main 1994.

<sup>50</sup> Gernsdorff, a.a.O., S. 20f.

gegen eine schulische und berufliche Ausbildung von Frauen. Wie bei einer damit notwendig bestehenden finanziellen Abhängigkeit der Frau ein ausgeglichenes Machtverhältnis in der Ehe zustande kommen soll, bleibt bei ihm offen.<sup>51</sup> Ähnliche Inkonsequenzen in seiner Einstellung zur Situation der Frau zeigen sich auch in seinen genuin philosophischen Überlegungen in der *Phänomenologie*, die den Menschen weitgehend mit dem Mann gleichsetzen. „Auf der Stufe der Liebe taucht die Frau plötzlich [...] auf, um auf der Stufe der Arbeit wieder folgenlos in die Reproduktions-Ecke zu verschwinden.“<sup>52</sup> In ähnlicher Weise mag für Männer insgesamt das achselzuckende Bedauern typisch gewesen sein, das Fanny Lewald in Bezug auf die Ehe als Herrschaftsinstitution bei ihrem Vater konstatierte:

„[Mein Vater] fand die Stellung der Frauen traurig, und kam man bei uns darauf zu sprechen, so pflegte er zu sagen, die Juden wüßten wohl, weshalb sie ihrem Gotte täglich dafür dankten, als Männer geboren zu sein. Er wies uns dann wohl auf die Goethe'schen Verse [in der *Iphigenie*] hin. 'Der Frauen Zustand ist beklagenswert [...] / Wie eng-gebunden ist des Weibes Glück / Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen / ist Pflicht und Trost [...]' Aber er tat dies nur, um uns damit Fügsamkeit in das Unvermeidliche zu predigen [...]"<sup>53</sup>

Jenseits solch diffuser Affirmation gab es jedoch auch um 1800 eine Reihe von differenzierten Positionen, in denen sich Männer und Frauen mit dem Verhältnis von Liebe und patriarchalem Herrschaftsanspruch in der Ehe auseinandersetzten. Der folgende Abschnitt wird sich hierzu zunächst auf Vermittlungsversuche in (von Männern verfassten) Ehetraktaten und Eheratgebern konzentrieren. Danach wird August von Kotzebues Schauspiel *Der weibliche Jacobiner-Club* untersucht, dessen Orientierung am Publikumsgeschmack Hinweise auf vorherrschende Ehevorstellungen jenseits theoretischer Schriften gibt. Der dritte Abschnitt bietet mit der Interpretation der *Selbstbiographie Elisa von der Reckes*.

---

<sup>51</sup> Diese Ansichten erklären sich nicht mit mangelnder Erfahrung Hegels mit alternativen weiblichen Lebensmöglichkeiten. Er lebte zwei Jahre mit dem Ehepaar Schlegel-Schelling in einem Haus und hatte damit Gelegenheit, in Caroline ein Beispiel dafür kennenzulernen, wie Frauen jenseits von Küche und Kindern leben konnten. Vgl. Seyla Benhabib, Hegel, die Frauen und die Ironie. In: Selbst im Kontext. Kommunikative Ethik im Spannungsfeld von Feminismus, Kommunitarismus und Postmoderne, Frankfurt am Main 1995, S. 258 - 276.

<sup>52</sup> Christa Oppenheimer, Über Hegel, die Mägde und die List der Vernunft. Zum gegenwärtigen Stand der Diskussion über Anerkennungsethik und Gewalt gegen Frauen, Texte zur Sozialwissenschaft, (Hg.) E. Becker, H. Brentel, J. Ritsert, Frankfurt am Main 1996, S. 91.

<sup>53</sup> Fanny Lewald, Meine Lebensgeschichte (1861/62), (Hg.) Ulrike Helmer, 3 Bände, Band 1, Frankfurt am Main 1988, S. 185. Vgl. zur juristischen Situation z.B.: Allgemeines Landrecht der Preußischen Staaten von 1794, Textausgabe, Frankfurt am Main und Berlin 1970.

*Von der Geburt bis zu ihrer Verlobung*<sup>54</sup> eine Reihe dezidiert weiblicher Ansichten über die Probleme einer patriarchal gestifteten und geführten 'Liebesehe'.

---

<sup>54</sup> Vgl. Elisa von der Recke, *Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendjahren*, Werke in 2 Bände, (Hg.) Paul Rachel, Band 1, 2. Aufl., Leipzig 1902.

## 2.1 Männliche Sichtweisen in Ehemodellen und Ratgebern von Gellert, Kant, Fichte und Campe

Die meisten Verfasser von Eheratgebern und Ehekommentaren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stehen vor einer doppelten Aufgabe: Sie wollen dem Ideal des liebevollen gegenseitigen Umgangs der Ehegatten Rechnung tragen, dabei jedoch die Norm der männlichen Dominanz nicht aufgeben. Damit ergibt sich die Aufgabe einer plausiblen Vermittlung dieser beiden Verhaltensmuster. Der folgende Abschnitt rekonstruiert die Vielzahl der verschiedenen Lösungsvarianten dieses Problems anhand von vier typischen Argumentationsstrategien.

Als erster bedeutender deutscher Autor, der das Ideal der empfindsamen Liebessehne propagierte, gilt Christian Fürchtegott Gellert.<sup>55</sup> Hinsichtlich des ehelichen Umgangs stützt sich diese Liebessehne auf den Grundsatz der 'vernünftigen Galanterie': Der Mann unterwirft sich scheinbar der Frau, diese jedoch bezieht aus 'einer gewissen Ehrfurcht' seine Überlegungen und Interessen in die ihren mit ein. Weil sie genug Verstand besitzt und zudem auch vernünftig empfindet, geraten die Willen beider nicht in Konflikt zueinander. In diesem Sinne heißt es in Gellerts Roman *Leben der schwedischen Gräfin von G\*\*\**<sup>56</sup> (1747/48):

„Er [der erste Gatte der Gräfin] schien mir vollkommen zu gehorchen, es war ihm unmöglich, mir etwas abzuschlagen; er hielt alles für genehm, was ich verlangte. Allein mitten in dieser zärtlichen Unterthänigkeit wußte er sich bey mir in einer gewissen Ehrfurcht zu halten, daß ich bey aller meiner Herrschaft nicht sowohl meinen Willen, als vielmehr sein Verlangen in Gedanken zu Rath zog, und in der That nichts unternahm, als was er befohlen haben würde, wenn er hätte befehlen wollen.“<sup>57</sup>

Als allgemeines Ehemodell muss diese Vorstellung um 1800 aus zwei Gründen unplausibel erscheinen. Zum einen bindet es Gellert ausdrücklich an privilegierte und nicht bürgerliche Lebensumstände:

---

<sup>55</sup> Ich zähle Gellerts literarisches Werk aufgrund seines didaktischen Charakters zur Gruppe der Eheratgeber im weiteren Sinne. Vgl. zur Durchsetzung des empfindsamen Liebesdiskurses in Gellerts Dramen: Jutta Greis, *Drama Liebe. Zur Entstehungsgeschichte der Liebe im Drama des 18. Jahrhunderts*, Stuttgart 1991, S. 27ff.

<sup>56</sup> Christian Fürchtegott Gellert, *Leben der Schwedischen Gräfin von G\*\*\**, Gesammelte Schriften, (Hg.) Bernd Witte, Band IV, Berlin, New York 1989.

<sup>57</sup> Gellert, a.a.O., S. 11.

„Er [der erste Gatte] arbeitete, so bald er sich geschickt zur Arbeit fühlte, und arbeitete so lange fort, als er sich in dieser Verfassung merkte. Allein, er ließ auch von seinen Verrichtungen nach, so bald er keine Lust mehr dazu verspürte. Daher war er stets munter [...] Unsere Ehe selbst war [deshalb] nichts als Liebe, und unser Leben nichts, als Vergnügen.“<sup>58</sup>

Gravierender wird jedoch der Mehrzahl der Autoren um 1800 eine zweite Prämisse erschienen sein: die frühauflärerische Überzeugung, dass beide Geschlechter prinzipiell vernünftig seien. Dieser Überzeugung entsprechend wird die Gräfin vormittags „wie ein Mann und [am] Nachmittage wie eine Frau erzogen.“<sup>59</sup> Die vorherrschende Überzeugung des 18. und 19. Jahrhunderts jedoch beschreibt die Frau als ein von Natur aus emotionales und zur Unvernunft neigendes Wesen. Vernünftige Galanterie kann daher kein Mechanismus zur Vermeidung ehelicher Konflikte sein.

\* \* \*

Immanuel Kant, der das Bild von der Frau als unvernünftiges Wesen teilte, schlägt daher etwas Anderes vor. Unglücklicherweise, so ist seiner *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* zu entnehmen, sei der Frau nicht nur Unvernunft zueigen, sondern darüber hinaus auch noch ein natürlicher Herrschaftswille gegeben:

„Die Frau will herrschen, der Mann beherrscht sein (vornehmlich vor der Ehe) [...]“<sup>60</sup> „Die Weiblichkeiten heißen Schwächen. Man spaßt darüber; Toren treiben damit ihren Spott, Vernünftige aber sehen sehr gut, daß sie gerade die Hebezeuge sind, die Männlichkeit zu lenken und sie zu jener ihrer Absicht zu gebrauchen [...] Sie scheut den Hauskrieg nicht, den sie mit der Zunge führt, und zu welchem Behuf die Natur ihr Redseligkeit und Beredtheit gab [...]“<sup>61</sup>

Kants Vorschlag zur Lösung dieses Problems ist die Kunst der galanten Manipulation. Die Frauenzimmer

---

<sup>58</sup> Gellert, a.a.O., S. 11.

<sup>59</sup> Gellert, a.a.O., S. 7. Dies hat freilich auch für Gellert seine Grenzen. So bemerkt eine der Protagonistinnen seines Dramas *Die Betschwester* (1745): „Ein Frauenzimmer braucht nicht gelehrt zu sein. Wenn wir, bey einer zärtlichen Liebe, Verstand und Tugend haben: so haben wir alles, was ein vernünftiger Ehemann fordern kann.“ Christian Fürchtegott Gellert, *Die Betschwester*. Ein Lustspiel in drey Aufzügen. In: C.F. Gellert, *Lustspiele*. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1747, Stuttgart 1966, S. 181. Vgl. zum Frauenbild der Frühaufklärung: Helga Brandes, *Der Wandel des Frauenbildes zwischen Aufklärung und Romantik*. In: *Zwischen Aufklärung und Restauration*, Festschrift für Wolfgang Martens, Tübingen 1989.

<sup>60</sup> Kant, a.a.O., S. 649

<sup>61</sup> Kant, a.a.O., S. 652.

„tun etwas nur darum, weil es ihnen so beliebt, und die Kunst besteht darin, zu machen, daß ihnen nur dasjenige beliebt, was gut ist.“<sup>62</sup>

Dies wiederum gelingt dem Mann durch die Strategie manipulativer Nachgiebigkeit und Unterwerfung. Zur Beschreibung dieses Verhaltens zieht Kant eine karikierte Version der englischen Verfassung heran, die der Monarchin zwar huldigt, ihr jedoch keine relevante Entscheidungskompetenz zubilligt. In seiner Rolle des galanten Verehrers gibt der Mann im Konfliktfall also nur nach, um dann doch gemäß seiner eigenen (vernünftigen) Vorstellungen zu handeln.<sup>63</sup>

Auch Kants Konfliktvermeidungsmodell entschärft also den Gegensatz von Liebe und männlicher Eheherrschaft, ohne dem Mann die letztendliche Entscheidungskompetenz innerhalb der Ehe abzusprechen. Ein Widerspruch zwischen Liebe und patriarchaler Ehe besteht für ihn nur im Bewusstsein der Frau, die es deshalb zu täuschen gilt.

\* \* \*

Kants Annahme einer streitbaren und herrschaftswilligen weiblichen Natur steht allerdings im Gegensatz zu Vorstellungen seiner Zeit, die von 'natürlicher Nachgiebigkeit' und 'Unterwerfungsbereitschaft' der Frau ausgehen. Ganz anders hingegen Johann Gottlieb Fichtes Frauenbild in den *Grundlagen des Naturrechts nach den Prinzipien der Wissenschaftslehre*<sup>64</sup> (1796). Fichte setzt hier zur Grundlegung seiner Ehevorstellungen beim Geschlechtstrieb des Menschen an. Dieser habe zwei Erscheinungsformen: Beim Mann zeige er sich in seiner ursprünglichen Form als sexuelles Bedürfnis, bei der (unverdorbenen) Frau als sublimierter Trieb zur aufopfernden Unterwerfung unter den Mann. Diese Unterwerfung betreffe alle sittlichen Bereiche des Umgangs, also nicht nur, aber auch den sexuellen. Fichte definiert diesen „Naturtrieb eines Weibes, einen Mann zu befriedigen“<sup>65</sup>, als 'Liebe' und begreift ihn als das konstituierende Element jeder ehelichen Verbindung. Die liebende Gattin wird

---

<sup>62</sup> Kant, a.a.O., S. 854.

<sup>63</sup> Wie gereizt Frauen auf die sich hier andeutende Dialektik von galanter Ehrerbietung und intellektueller Abwertung reagierten, zeigt Fanny Lewald, die als Sechzehnjährige Kants Anthropologie folgendermaßen rezipierte: „[...] so bekam ich einen Widerwillen gegen gewisse Arten der gewöhnlichen Höflichkeit. Ich mochte es nicht leiden, wenn man mir anbot, meinen Schirm oder meinen Shawl zu tragen, oder mir einen ähnlichen Dienst zu leisten. Es kam mir das wie eine den Männern nicht geziemende Dienstbarkeit vor, zu der sie sich nur verständen, weil sie uns wie hilflose Kinder betrachten [...]“; Fanny Lewald, *Meine Lebensgeschichte*, a.a.O., S. 185.

<sup>64</sup> Johann Gottlieb Fichte, *Grundlagen des Naturrechts nach den Prinzipien der Wissenschaftslehre* (Berlin 1796), Fichtes Werke, (Hg.) Immanuel Hermann Fichte, Band 3, Berlin 1971.

<sup>65</sup> Fichte, a.a.O., S. 311.

„durch einen Gehorsam, der ihr keine Aufopferung kostet, nicht befriedigt [...] Je größer das Opfer, desto vollkommener ist die Befriedigung ihres Herzens.“<sup>66</sup>

Aufgrund dieser Begriffsbestimmung ergibt sich auch für Fichte kein grundsätzlicher Gegensatz von Liebe und Herrschaft, lediglich von Liebe und erzwungener Herrschaftsunterwerfung.

Aus der Verankerung weiblicher Gehorsamsbereitschaft im Zentrum seines Liebesbegriffs ergibt sich allerdings ein systematisches Problem: Offensichtlich ginge einem Liebesverhältnis der notwendige Herrscher verloren, wollte Fichte seine Definition der Liebe auch auf den Mann beziehen. Er umgeht dieses Problem, indem er dem Mann den ursprünglichen Affekt der 'Liebe' abspricht.

„Im Manne ist ursprünglich nicht Liebe, sondern Geschlechtstrieb; sie ist überhaupt in ihm kein ursprünglicher [...] Trieb.“<sup>67</sup>

Im Mann zeige sich der Geschlechtstrieb zunächst nur in seiner 'wahren' sexuellen Gestalt. Entsprechend habe er kein Bedürfnis, die Frau sexuell zu befriedigen, zumal er bei dieser keine sexuellen Bedürfnisse voraussetzen könne.

„Es ist wohl kein Mann, der nicht die Absurdität fühlte, es umzukehren, und dem Manne einen ähnlichen Trieb zuzuschreiben, ein Bedürfnis des Weibes zu befriedigen, welches er weder bei ihr voraussetzen, noch sich als Werkzeug desselben denken kann, ohne bis in das Innerste seiner Seele sich zu schämen.“<sup>68</sup>

Bei dieser Auffassung von natürlicher Männlichkeit stellt sich für Fichte allerdings ein weiteres Problem: Er muss das Bild eines lediglich durch sexuelle Begierde gesteuerten Gatten vermeiden. Dem trägt er durch die Ansicht Rechnung, die Liebe einer Frau erzeuge beim Mann eine Veredelung seines Geschlechtstriebes, die zumindest in ihren Handlungsfolgen weiblicher Liebe verwandt ist. Indem die Frau sich dem Mann freiwillig unterwirft und hingibt, erzeugt sie bei ihm männliche 'Großmuth'.

---

<sup>66</sup> Fichte, a.a.O., S. 314.

<sup>67</sup> Fichte, a.a.O., S. 310. Hinsichtlich seiner eigenen Begierde hat sich Fichte im privaten Kontext anders geäußert. In einem Brief an seine spätere Gattin, Johanna Rahn, schreibt er „so eine Anhänglichkeit, in die das Geschlecht auch nicht den entferntesten merklichen Einfluß hatte [...] habe ich noch nie empfunden.“ Fichtes Briefe, (Hg.) Ernst Bergmann, Leipzig 1919, S. 3.

<sup>68</sup> Fichte, Grundlagen des Naturrechts nach den Prinzipien der Wissenschaftslehre, a.a.O., S. 311.

„Er [der Mann] will zuerst Herr seyn; wer aber mit Zutrauen ihm sich hingibt, gegen den entkleidet er sich aller seiner Gewalt [...] [und versucht, der Frau ihre Unterwerfung] so viel wie möglich zu erleichtern [...] [Dies] kann nur dadurch geschehen, dass er ihre Wünsche ausspäht, um als seinen eigenen Willen sie vollbringen zu lassen, was sie, sich selbst überlassen, am liebsten thun würde [...] Daher entsteht die eheliche Zärtlichkeit.“<sup>69</sup>

Weibliche Liebe und männliche Großmut erfüllen bei Fichte die gleiche Funktion, die Gellert der Vernunft zuschreibt. Sie führen zu einer Angleichung des Willens zweier Liebender. Ernsthafte Konflikte treten in einer so geführten Ehe nicht auf. Herrschaftsausübung gegen Widerstände ist daher überflüssig, ebenso die Festlegung spezieller Rechtsverhältnisse zwischen den Gatten.

Fichtes Grundlegung der Ehe liest sich wie ein 'romantischer Steinbruch', aus dem das 19. Jahrhundert seine typischen Vorstellungen über Geschlechtscharaktere herausbrechen wird. Dies betrifft in erster Linie seine Definition der Liebe als Trieb zur freiwilligen weiblichen Opferbereitschaft.<sup>70</sup> Auch seine 'Verweiblichung' der Liebe korrespondiert mit einer weitverbreiteten Tendenz des 19. Jahrhunderts, Liebe als etwas primär Weibliches aufzufassen. So stellt das *Conversations-Lexicon oder Handwörterbuch für die gebildeten Stände*<sup>71</sup> (1815) - der spätere Brockhaus - im Artikel 'Frau' als deren erste Bestimmung fest:

„Die Frauen (der edlere Sprachgebrauch bezeichnet jetzt damit das ganze Geschlecht) sind die Repräsentanten der Liebe, wie die Männer des Rechts im allgemeinsten Sinne. Liebe mit allen ihre hohen und niedern, himmlischen und infernaln, schönen und häßlichen Nüancen spiegelt sich in Form und Wesen der Frauen, und Entweihung der Liebe ist ihre größte - Verletzung des Rechts der Männer - Schande.“<sup>72</sup>

Als Ganzes kann Fichtes Ehemodell jedoch von Befürwortern der patriarchalen Liebesbeziehung nicht akzeptiert werden. Dies betrifft vor allem zwei Konsequenzen, die Fichte aus dem Moment der Freiwilligkeit weiblicher Unterwerfung als Grundlage ei-

---

<sup>69</sup> Fichte, a.a.O., S. 313.

<sup>70</sup> Fichtes Position ist in dieser Hinsicht allerdings differenzierter als spätere Opferbilder der Frau, denn für ihn ist die weibliche Liebe nicht *unbedingt*. Sie ist vielmehr an männliche Sittlichkeit gebunden. „Nichts tötet unwiderbringlicher die Liebe des Weibes, als die Niederträchtigkeit und Ehrlosigkeit des Mannes.“ Fichte, a.a.O., S. 313. Allerdings betont er auch in diesem Zusammenhang erneut, dies sei nicht die Folge einer 'eigennützig' Überlegung, sondern eines Gefühls der 'Unmöglichkeit'.

<sup>71</sup> *Conversations-Lexicon oder Handwörterbuch für die gebildeten Stände*, Band 3, Leipzig und Altenburg 1815.

ner Ehe zieht. Erstens gibt es keine 'ehelichen Pflichten', auf die der Gatte Anspruch hätte, und zweitens endet mit der Liebe auch die Ehe. Da die Ehe kein eigenständiges Rechtsverhältnis darstellt (wie etwa bei Kant einen bürgerlichen Vertrag), sondern sich nur auf Liebe gründet, gilt:

„Sobald Streit entsteht, ist die Trennung schon geschehen, und die juristische Scheidung [...] kann erfolgen.“<sup>73</sup>

\* \* \*

Joachim Heinrich Campe Ehemodell in seinem *Väterlichen Rath für meine Tochter*<sup>74</sup> (1789) vermeidet diese Fichteschen Folgerungen. Campe widerspricht in diesem pädagogischen Standardwerk der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunächst den Männer- und Frauenbildern, wie sie Gellert, Kant und Fichte entwerfen. Er bedauert, seiner Tochter mitteilen zu müssen, dass 'wirkliche' Männer im ehelichen Umgang weder zu vernünftigem Handeln neigen (Gellert) noch zu galanter Manipulation (Kant) oder männlicher Großmut (Fichte).

„Nimm es immer - wenigstens um größerer Sicherheit willen - zur Regel an, daß der Mann, selbst der bessere, wenn er wirklich Mann ist, und nicht bloß den äußeren Umriß der Mannheit an sich trägt, ein mehr oder weniger, aber doch immer in einigem Grade stolzes, gebieterisches, herrschsüchtiges, oft auch aufbrausendes und in der Hitze der Leidenschaft oft bis zur Ungerechtigkeit hartes und fühlloses Geschöpf ist.“<sup>75</sup>

Deswegen sei eine Frau nicht in der Lage, auf einen Mann erfolgreich Druck auszuüben, etwa durch beredsamen Hauskrieg (wie dies Kant annimmt).

„[Der Mann] kann zu Tode geärgert werden, aber nicht durch weiblichen Trotz und weiblichen Ungestüm zur Nachgiebigkeit gezwungen werden. Dies ist wi-

---

<sup>72</sup> Conversations-Lexicon oder Handwörterbuch für die gebildeten Stände, a.a.O., S. 121.

<sup>73</sup> Fichte, a.a.O., S. 325.

<sup>74</sup> Joachim Heinrich Campe, *Väterlicher Rath für meine Tochter* (1789), *Sämtliche Kinder- und Jugendschriften*, Band 36, Braunschweig 1829.

<sup>75</sup> Campe, a.a.O., S. 29. Daher die häufige Warnung, sich vom Verhalten des Geliebten vor der Hochzeit nicht täuschen zu lassen: „[Der] Mann, welcher einst um deine Hand sich zu bewerben für gut finden wird [...] wird vielleicht alle Künste der Schmeichelei und der Liebkosung anwenden, dir den Kopf zu verdrehen, um ihn nachher - dir wieder zurechtzusetzen! [...] Er wird dein demütiger Sklave sein, um dein Herr zu werden [...]“; Campe, a.a.O., S. 28. Vgl. auch: Sophie von LaRoche, *Briefe an Lina als Mädchen. Ein Buch für junge Frauenzimmer, die ihr Herz und ihren Verstand bilden wollen*, Band 1, 3. Auflage, Leipzig 1797, S. 228.

der seine Natur. Jede Widersetzlichkeit [...] pumpt neue Galle in seine Adern.“<sup>76</sup>

Von jeder offenen Form von Auflehnung, auch bei noch so ungerechter Behandlung, sei daher abzuraten. Empfehlenswert seien hingegen verschiedene präventive Maßnahmen zur Vermeidung von Konflikten und, falls diese nicht zum Ziel führen, die demonstrative Unterwerfung. Im Gegensatz zu Fichte will Campe dieses Verhalten jedoch nicht als Ausdruck uneigennütziger opferbereiter Liebe verstanden wissen, sondern als die Anwendung einer Klugheitsregel zur Verwirklichung - aber nicht Durchsetzung - legitimer weiblicher Interessen. Seine Ratschläge zielen auf die sanfte Lenkung des Mannes.<sup>77</sup>

„[Die Gattin beugt als] kluge Beherrscherin des männlichen Herzens allem ehelichen Zwiespalt vor, indem sie nie Empfindlichkeit mit Empfindlichkeit erwidert, nie hartnäckig oder bitter widerspricht, nie dem Manne das Recht der Herrschaft streitig macht, auch da, wo ihr wirklich zu viel geschieht. [...] Glücklicher Mann [!], dem eine solche Gefährtin des Lebens beschieden wurde.“  
„[...] [den Gatten] entwaffnet ein einziger freundlicher Blick, der um Schonung bittet und seiner Herrschaft huldigt [...] dann steht das Herz des Mannes ganz in deiner Hand und mit etwas Klugheit, verbunden mit wahrer und herzlicher Liebe, kannst du daraus machen, was du willst.“<sup>78</sup>

Die Gründe des publizistischen Erfolges, den Campes *Rathsschlag* über Jahrzehnte auch und gerade bei Frauen verzeichnen konnte, liegen auf der Hand.<sup>79</sup> Erstens trifft er mit seiner Schilderung des Mannes als eines bis zur Ungerechtigkeit harten und gefühllosen Geschöpfes einen Kern weiblicher Eheerfahrung. Zweitens propagiert er nicht das Bild des opferbereiten Weibes, sondern eine Strategie, legitimen weiblichen Bedürfnissen zu ihrer Befriedigung zu verhelfen. Und drittens kommt er männlichen Interessen entgegen, indem er die Verantwortung für einen harmonischen Ehealltag überwiegend der Gattin aufbürdet. Campe begründet dies vierfach:

---

<sup>76</sup> Campe, a.a.O., S. 195f.

<sup>77</sup> Im Gegensatz zu Kants an Männer gerichtete Aufforderung zu galanter Manipulation liegt hier der Schwerpunkt auf Sanftheit und Duldung unvermeidlichen Unrechts.

<sup>78</sup> Campe, a.a.O., S. 193 und 207; vgl. ähnlich: Gottlieb von Hippel, *Über die Ehe* (1796), Selb 1976, S. 222ff. und Adolph Freiherr von Knigge, *Über den Umgang mit Menschen* (1788), Bremen 1964, S. 187f.

<sup>79</sup> Vgl. zur Verbreitung der Campeschen Schrift: Christa Kersting, *Prospekt fürs Eheleben*. Joachim Heinrich Campe: *Väterlicher Rath für meine Tochter* (1789). In: (Hg.) Victoria Schmidt-Linsenhoff, *Sklavin oder Bürgerin? Französische Revolution und Neue Weiblichkeit, 1780 - 1830*, Marburg 1989, S. 373.

erstens mit der Physis des Mannes, dessen Straffheit der Nerven Sanftmut nicht begünstigt, zweitens mit seiner besonderen beruflichen Belastung, drittens mit der natürlichen Bestimmung des Weibes und viertens mit der Bemerkung, dass Gesichter zorniger Frauen unästhetisch seien.<sup>80</sup>

\* \* \*

Die vier hier skizzierten Eheentwürfe und Konfliktlösungsmodelle finden sich um 1800 in zahlreichen Varianten und Kombinationen. So zeigt sich beispielsweise bei Jean Paul eine Verbindung von Gellerts Vernunftappell und Campes Ideen zur Sanftmut:

„Was so manche Ehe zu einer Mißtonleiter macht, ist, daß erstlich der Mann sich nicht entscheiden kann, Liebe an die Stelle der Macht und Vernunft zu setzen [...] und daß zweitens die Frau die Vernunftsmäßigkeit, die jener überall [...] begehrt, durch Herzenswärme ersetzen will. Beide sollten es umkehren, und jedes Geschlecht die Eigenthümlichkeit des andern nachahmen; der Mann sollte mehr die Härten vermeiden, die Frau mehr die Unbesonnenheiten. [...] Männer, zeigt mehr Liebe, Frauen, zeigt mehr Vernunft!“<sup>81</sup>

Vereinzelt sind um 1800 auch andere Ehevorstellungen zu finden. So schlug beispielsweise Karl Ludwig Pöschke (1795) vor:

„Die Ehe ist ein Vertrag zwischen Personen beiderlei Geschlechts, um zusammen in der engsten Verbindung zu leben [...] jeder darf bei seiner Heirat Bedingungen eingehen, welche er will, er darf die Ehe auf so lange als er will schließen und sie mit Einwilligung des andern Teiles auch vor der Zeit aufheben.“<sup>82</sup>

Wesentliche Fortschritte im Eherecht in diese Richtung vollziehen sich jedoch erst im 20. Jahrhundert. Dies kann u.a. eine Folge der hier beschriebenen Bemühungen sein, eine bestimmte Auffassung von Liebe zur Basis der Ehe zu erklären und damit das Machtverhältnis zwischen den Gatten als bereits aufgehoben erscheinen zu lassen. Eine wesentliche privat- und strafrechtliche Reform der Ehe oder eine Auf-

---

<sup>80</sup> Vgl. Campe, a.a.O., S. 198 - 200. Zur Norm der weiblichen Verantwortung für die Lösung von Ehekonflikten vgl. auch: Norbert Elias, Über den Prozeß der Zivilisation, Band 1, Frankfurt am Main 1976, S. 236.

<sup>81</sup> Jean Paul, Trümmer eines Ehespiegels, Jean Pauls Sämtliche Werke, Historisch-kritische Ausgabe, Erste Abteilung, Band 17, Herbst-Blumine, Weimar 1942, S. 85 und S. 91.

<sup>82</sup> Karl Ludwig Pöschke, Vorbereitung zu einem populären Naturrechte, Königsberg 1795, S. 230f. Vgl. auch: L. Bendavid, Und er soll dein Herr sein. In: Berlinische Monatsschrift, Band 28, 1796,

hebung der ökonomischen Abhängigkeitsverhältnisse in der Ehe ist dann überflüssig.

## 2.2 Liebe, Herrschaft und Politik in August von Kotzebues *Der weibliche Jacobiner-Club*

Einer der erfolgreichsten deutschen Unterhaltungsdramatiker des ausgehenden 18. Jahrhunderts ist August von Kotzebue. Seine rund zweihundertdreißig Dramen werden nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa und in den Vereinigten Staaten aufgeführt. Kotzebues Erfolg resultiert aus einem sicheren dramatischen Gespür für das Unterhaltungsbedürfnis des Publikums. Seine Stücke bieten, was gerne gesehen wird, und sie verfolgen keine didaktischen Ziele. Dies führt in seinem erfolgreichsten Stück *Menschenhaß und Reue* so weit, dass der Protagonist seiner untreuen Ehefrau in der letzten Szene selbstlos vergibt, um die drohende Auflösung der Familie zu verhindern (begleitet von rührenden 'Vater - Mutter - Rufen' der Kinderschar): Dem realen Sittenkodex seiner Zeit bezüglich weiblichem Ehebruch entsprach dies nicht, dafür aber dem Harmoniebedürfnis des Publikums. „Hier zerfloß das Theaterpublikum ganz Europas in Tränen.“<sup>83</sup>

Durch ihre Orientierung am Publikumsgeschmack enthalten Kotzebues Stücke direktere Hinweise auf die bürgerliche Lebens- und Gefühlswelt, als dies bei theoretischen Quellen oder ästhetisch wie didaktisch orientierter Literatur oft der Fall ist. Der folgende Abschnitt interpretiert in dieser Perspektive das Schauspiel *Der weibliche Jacobiner-Club*.<sup>84</sup>

\* \* \*

Kotzebue nimmt sich in diesem Stück des Verhältnisses von Liebe, Ehe, Politik und Herrschaft an. Titel und Untertitel - „ein politisches Lustspiel“ - verweisen auf den Einfall, der dem Stück zu Grunde liegt. Es geht um die Auslotung der 'humoristischen' Aspekte einer Übertragung politischer Denk- und Begriffsmuster auf familiäre Verhältnisse. 1791 erschienen, bezieht sich das Stück auf die Ereignisse der Französischen Revolution. Der Handlungsort ist das Haus eines Aristokraten, des alten Militärs Duport. Der Vorhang hebt sich:

---

<sup>83</sup> Dieter Borchmeyer, Weimar im Zeitalter der Revolution und der Napoleonischen Kriege. Aspekte bürgerlicher Klassik, (Hg.) Viktor Zmegac, Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Band I/2, Königstein/Ts. 1984, S. 44.

<sup>84</sup> August von Kotzebue, *Der weibliche Jakobiner-Club*. Ein politisches Lustspiel in einem Aufzuge (1791), Theater von August von Kotzebue, Band 2, Wien und Leipzig 1840. Da das Stück heute weitgehend unbekannt ist, wird die folgende Interpretation der Wiedergabe der Handlung und einiger längerer Textpassagen breiteren Raum gewähren.

„**Duport** (Alleine, er sitzt hinter einem Tische, auf welchem Papiere liegen.)  
Ich muß mich einschränken, so geht es nicht mehr. Was der Staat im Großen,  
ist die Familie im Kleinen; wo Verwirrung im Staate herrscht, da ist auch Wirr-  
warr in den Häusern [...] Unbezahlte Rechnungen, und wieder unbezahlte  
Rechnungen. Da müssen wir vorbauen, den Schwarm von  
Bedienten abschaffen, zu Fuße gehen, keine Paläste mehr bewohnen, und  
uns näher an einander drücken wie die Schafe beim Gewitter.“<sup>85</sup>

Dieser Monolog erfüllt hinsichtlich der Einstimmung des Publikums mehrere Funkti-  
onen. Er präsentiert und rechtfertigt die Grundidee des Stückes, die Verknüpfung  
von Ehe und Politik: was der Staat im Großen, ist die Familie im Kleinen. Kotzebue  
schafft damit die ideologische Voraussetzung dafür, die gewaltige politische Er-  
schütterung der Französischen Revolution in einem Lustspiel überhaupt sinnvoll  
verarbeiten zu können. Ursache dieser Erschütterung, so wird suggeriert, seien  
letztlich wirtschaftliche Probleme, die einfach zu lösen sind. Notwendig sei eine fi-  
nanzielle Selbsteinschränkung des, vielleicht etwas verschwenderischen, Adels.  
Der Zuschauer wird durch diese Sichtweise von der Last einer weiteren lösungsori-  
entierten Reflexion über die Revolution entbunden, und diese kann nun als unter-  
haltsamer Handlungshintergrund des Dramas dienen. Zudem befriedigt der Monolog  
Ressentiments des bürgerlichen Publikums gegen feudale Verschwendung und er-  
möglicht es dem Publikum, sich mit dem bürgerlich-sparsam denkenden Duport zu  
identifizieren.

Nach dieser Eröffnung beginnt die erste Konfrontation zwischen Duport und sei-  
ner Gattin. Das Unheil kündigt sich durch den Auftritt des kleinen Louis an, der dem  
Vater stolz einen Spielzeuggalgen zeigt, an dem eine kleine Aristokratenpuppe  
hängt. Die Mutter, so Louis, habe ihm beim Basteln geholfen. Sodann erscheint  
Madame Duport und gibt sich als radikale Anhängerin der Revolution zu erkennen.  
Nach einem politischen Schlagabtausch mit ihrem standesbewusster gesinnten Gat-  
ten stellt sie fest:

„**Mad. Dup.** Genug, mein Herr! Ich habe Grundsätze.

**Duport.** Leider, das höre ich.

**Mad. Dup.** Leider? Sie sollen sich freuen, eine denkende Gattin zu besitzen.

---

<sup>85</sup> Kotzebue, a.a.O., S. 239.

**Duport.** O nein! Als die Natur Männer und Weiber schuf, da warf sie zwei Loose in den Glückstopf; wir zogen die Vernunft; und ihr das Gefühl. Euer Gefühl ist meistens richtig, aber eure Vernunft ist ein geborgtes Kapital, von welchem ihr alle Augenblicke die Interessen entrichten wollet, und doch nie mit Münze versehen seid, die im Lande gilt.

**Mad. Dup.** Weil eure Launen die Münzen prägen.

**Duport.** Darum hab' ich von jeher gefunden: ein gutes Weib, das deshalb gut ist, weil es fühlt, es müsse so sein, ist immer liebenswürdiger als ein Weib, das nach Grundsätzen gut zu sein strebt.<sup>86</sup>

Der Dialog ist beispielhaft für Kotzebues Technik, Klischees und Überzeugungen seines Publikums im *Jacobiner-Clubb* zu verarbeiten. Er bestätigt sie einerseits und stellt sie andererseits in Frage: Zunächst lässt er Duport die Vorstellung der Frau als 'schöne Seele' vertreten, der das Gefühl, nicht aber der Verstand, das richtige Urteilen ermöglicht. Daran fügt Kotzebue eine bemerkenswert modern wirkende Entgegnung Madame Duports. Demnach gelten die Früchte der weiblichen Vernunft nur deshalb nichts im Lande, weil die herrschende Vernunft durch die Launen der Männer definiert wird, mit anderen Worten, weil männliche Emotionalität die Standards der herrschenden Rationalität festlegt. Zumindest für einen Teil des weiblichen Publikums mag dies intuitiv plausibel gewesen sein. Der Text bleibt hier also bezüglich der Frage, wie vernünftig Frauen tatsächlich sind, zweideutig. Der nächste Satz bestätigt nochmals diese Offenheit. Duport übergeht den Einwand seiner Gattin und paraphrasiert lediglich seine Position. Dies kann vom Publikum als Hinweis auf die Bedeutungslosigkeit des Einwands aufgefasst werden. Da Duport aber in der Regel den Argumenten seiner Frau inhaltlich entgegentritt, kann dieses Übergehen auch als indirekte Bestätigung des Einwandes gedeutet werden: Duport ist kein Gegenargument eingefallen, weil es keines gibt. In ähnlich offener Weise verfährt das Stück mit der Bemerkung Madame Duports:

„Meine Tochter hat natürlich Mutterwitz. Merkt es wohl: Mutterwitz spricht man, weil die Kinder ihn von der Mutter erben.“<sup>87</sup>

Auch diese Aussage bleibt zunächst unwidersprochen. Der weitere Verlauf des Schauspiels erlaubt es jedoch, diese Behauptung zu bezweifeln, denn die Tochter handelt letztlich so, wie ihr Vater es für sinnvoll hält. Zweideutig ist auch Madame

---

<sup>86</sup> Kotzebue, a.a.O., S. 244.

Duports Schlagfertigkeit als solche. Sie kann als Illustration der weiblichen Natur gedeutet werden, die „den Hauskrieg nicht scheut, den sie mit der Zunge führt, und zu welchem Behuf die Natur ihr Redseligkeit und Beredtheit gab“,<sup>88</sup> aber auch als Gabe, die im Widerspruch zur Ideologie prinzipieller weiblicher Unvernunft steht. Ob Kotzebue mit solchen Mehrdeutigkeiten eine ideologiekritische Wirkung intendiert, ist fraglich. Er verleiht den Dialogen in dieser Weise aber in jedem Fall mehr Esprit und bedient gleichzeitig sein weibliches Publikum. Damit verweist die Mehrdeutigkeit seiner Dialoge, wie sich auch im Weiteren zeigen wird, auf die Existenz von Frauenbildern und Aspekten patriarchaler Eheherrschaft, die in theoretischen und ästhetisch anspruchsvollen Texten nicht verarbeitet werden.

Der Auftritt Madame Duports hat zu einem ersten Zusammenstoß der beiden Gattinnen auf dem Felde der Politik geführt. In einem zweiten Schritt lässt Kotzebue diesen Konflikt dadurch eskalieren, dass Madame Duport die Liebesehe ihrer Tochter Julie mit dem Marquis von Rozieres verhindern will. Er sei erklärter Aristokrat mit 'knechtischer Denkungsart'. Damit verliert die eheliche Meinungsverschiedenheit ihren spielerischen Charakter, eine Tolerierung der 'Grillen' seiner Frau ist nun für Duport nicht mehr möglich. Der weitere Verlauf des Dramas ist von nun an über weite Strecken von unterschiedlichen Versuchen bestimmt, dieses Problem zu lösen. Hierbei wird als erste Variante diejenige eines vernünftigen Konsens (Gellert) angesprochen. Wie der vorangegangene Schlagabtausch ahnen lässt, ist dies jedoch kein gangbarer Weg, und so stellt Duport fest:

„**Duport.** Ich will lieber als Missionar die Wilden an der Hudson-Bai zum christlichen Glauben bekehren, als ein Frauenzimmer von einer vorgefassten Meinung zurück bringen.

**Mad. Dup.** Ihr werft uns ja sonst immer Wankelmuth vor?

**Duport.** Ihr seid auch nur dann hartnäckig, wenn ihr eine Sache nicht versteht. Doch da kommt Julie.“<sup>89</sup>

Als nächste Konfliktlösungsvariante wird die Tugend weiblicher Sanftmut (Campe) angesprochen.

„**Mad. Dup.** Der Herr Gemahl haben heute eine sehr beißende Laune.

---

<sup>87</sup> Kotzebue, a.a.O., S. 251.

<sup>88</sup> Kant, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, a.a.O., S. 649.

<sup>89</sup> Kotzebue, a.a.O., S. 248.

**Duport.** Ganz natürlich. Alles beißt jetzt, oder wird gebissen. Kein Wunder, daß ich lieber unter den Beißenden, als unter den Gebissenen sein will.

**Mad. Dup.** Komm Julie, er beißt, wir wollen ihm aus dem Weg geh'n.

**Duport.** Nicht doch, Madame! nur Sanftmuth, wenn ich bitten darf. Weibliche Sanftmuth schlägt männliche Rauheit augenblicklich in Fesseln.

**Julie.** Sie hören ja, liebe Mutter, daß der Vater nur scherzt.

**Mad. Dup.** Sein Scherz ist bitter.<sup>90</sup>

Hier zeigt sich erneut Kotzebues Verfahren, weithin verbreitete Normen nicht eindeutig zu bestätigen, sondern mit ihnen zu spielen. Duport fordert einerseits weibliche Sanftmut durchaus ernsthaft ein – „sein Scherz ist bitter“. Andererseits stellt er jedoch die Legitimität dieser Bitte selbst in Frage, indem er die Wirksamkeit weiblicher Sanftmut überzeichnend formuliert – „Weibliche Sanftmuth schlägt männliche Rauheit augenblicklich in Fesseln“ - und damit die angebliche Wirkung der Sanftmut auf den Mann in Frage stellt.

Da weder Vernunft noch Sanftmut den Konflikt beilegen können, wird die Frage der Gattenwahl der Tochter selbst vorgelegt. Dabei verschiebt sich die ursprüngliche Frage 'Aristokrat oder Demokrat?' unter der Hand zur Frage, welche Herrschaftsform für eine Frau die angemessene sei.

„**Duport.** [...] Es fragt sich nun, ob bei dieser allgemeinen Freiheit auch dein Herz frei geworden ist? oder welche Regierungsform es wählt? die aristokratische deiner Eltern und Verwandten? oder die demokratische aller deiner Anbeter? oder die monarchische eines Ehegatten?

**Mad. Dup.** Die letztere möchte man wohl die despotische nennen.

**Duport.** Nicht doch, das wagt keiner, aus Furcht, alle Gattinnen möchten zu Fischweibern werden.<sup>91</sup>

Das Stück gelangt hier zu seinen zentralen Thesen über die ideale Gestaltung der Ehe und verliert dabei seine spielerische Zweideutigkeit. Zunächst trägt Duport die traditionelle Ansicht vor, nach der einem Mann in der Ehe die Rolle des Befehlshabers zukommt. Dabei suggeriert die Form, in der er seiner Tochter dieses Ehemodell nahe bringt, eine Wahlfreiheit, die so natürlich nicht besteht. Eine junge Frau kann auf Dauer nicht im Schoße ihrer Familie bleiben oder sich von Verehrern

---

<sup>90</sup> Kotzebue, a.a.O., S. 249.

<sup>91</sup> Kotzebue, a.a.O., S. 250.

umschwärmen lassen, sie muss heiraten. Gegen diese selbstverständliche Tradition opponiert nun Madame Duport, sie führe in „despotische“ Verhältnisse. Kotzebue bietet gegen diese Kritik zwei grundsätzliche Erwidern auf. Zunächst lässt er Duport mit einem 'Männerwitz' reagieren. Dieser Witz gehört zu einer Form von Humor, die mit der dialektischen Beziehung arbeitet, die weiblichen Idealbilder negative, angstbesetzte Gegenkonstruktionen von Weibern entgegenhält.<sup>92</sup> Im Falle des harmlosen, sanften und nachgiebigen Frauenbildes des 18. Jahrhunderts scheint eines dieser Gegenbilder das Klischee einer Verkäuferin von Meeresfrüchten gewesen zu sein. Auch das zeitgeschichtliche Ereignis des Zugs der Frauen nach Versailles im Oktober 1789 mag hier von Einfluss gewesen sein. An welchen Attributen sich die männliche Abneigung gegenüber Fischverkäuferinnen festmachte, ist dem Text nicht genau zu entnehmen. Es scheint sich um eine Sammlung unästhetischer und gewalttätiger Eigenschaften zu handeln, die Kotzebue durch den Marquis von R. andeutet, wenn er diesen von seiner Fahrt zum Hause Duports erzählen lässt:

„**Marquis.** Kaum war ich fünfhundert Schritte weit gefahren, als mein Kutscher still halten mußte. Ich sehe heraus: was war es? Eine Delegation von Fischweibern, die zum König geht, um seinen Hofstaat glänzender zu machen.

**Mad. Duport.** Ich muß bitten, Herr Marquis, in meiner Gegenwart mit mehr Ehrerbietung von einer Klasse von Leuten zu sprechen, welche -

**Duport.** Welche Fische verkauft.

**Marquis.** Und von jeher durch rothe, dicke Fäuste ihre Ansprüche auf Ehrerbietung geltend zu machen wußte.“<sup>93</sup>

Mit seiner Bemerkung, man dürfe die Ehe nicht despotisch nennen, da ansonsten alle Ehefrauen zu Fischweibern würden, aktiviert Duport dieses Frauenbild und suggeriert, in jeder Ehefrau stecke eigentlich eine solche Rebellin. Dies, und hier liegt der argumentative Kern seines Witzes, nimmt dem Tatbestand männlicher Eheherrschaft seine moralische Fragwürdigkeit. Denn Frauen sind demzufolge keineswegs hilflos und unterdrückt. Vielmehr stecke in ihnen selbst gerade diejenige Neigung zur Despotie, gegen die Madame Duport opponiert. Daher müssten Frauen beherrscht werden, um nicht außer Kontrolle zu geraten. Bestätigt wird diese ständige latente Bedrohung der ehelichen Ordnung durch die Bemerkung Madame Du-

---

<sup>92</sup> Vgl. hierzu die Zusammenfassung des Forschungsstandes in der Einleitung.

<sup>93</sup> Kotzebue, a.a.O., S. 253.

ports, die Frau solle dem Manne sein, was die Nationalversammlung dem Monarchen ist. Darin zeigt sich ihre wahre Absicht: den Mann 'unter den Pantoffel zu stellen'.<sup>94</sup>

Neben dieser ersten - eher indirekten - Widerlegung des Despotismusvorwurfes gegen die 'monarchische' Ehe bietet Kotzebue in der Eheauffassung der Tochter Julie ein positives Gegenmodell. Im Anschluss an Duports Bemerkung über Ehefrauen und Fischweiber heißt es:

„**Mad. Dup.** Nun, Julie, erkläre dich.

**Julie.** Ich erkläre mich für eine Monarchie, in welcher der Monarch durch das Band der Liebe mit seinen Unterthanen verbunden ist.

**Duport.** Brav, Mädchen!

**Mad. Dup.** Ich lasse es gelten, meine Tochter, wenn die Frau dem Manne das ist, was die Nationalversammlung dem Monarchen.

**Duport.** Nein, Julie, der Mann muß nicht unter dem Pantoffel stehen. Aber die Wahl eines Monarchen steht dir frei, denn das ist vernünftige Freiheit.“<sup>95</sup>

Julie will weder herrschen noch bloßer Untertan sein, sie wünscht sich einen Monarchen, der durch das Band der Liebe mit ihr verbunden ist. 'Liebe' legitimiert somit die formale Monarchie des Ehemannes - eine Idee, die bereits aus dem vorigen Abschnitt bekannt ist. Wie Julie sich diese Liebe vorstellt, klärt ein Dialog mit dem Marquis, dessen Vorschlag, sie zu entführen, von ihr abgelehnt wird.

„**Marquis.** Sie lieben mich also nicht?

**Julie.** Muß man denn gerade davonlaufen, wenn man liebt? Ich bin Ihnen von Herzen gut, ich achte Sie hoch, das Nämliche empfinden Sie hoffentlich auch für mich, und man sagt, das sei genug, um eine glückliche Ehe zu stiften.

**Marquis.** Nun, und doch? -

**Julie.** Sie könnten mich aber unmöglich hochachten, wenn ich mit Ihnen davon liebe.“<sup>96</sup>

---

<sup>94</sup> Wie weitverbreitet die Verachtung solch umgekehrter Machtverhältnisse nicht nur bei Männern ist, zeigt eine Bemerkung von Johanna Isabella Eleonore von Wallenrod: „Von Kindheit an hasse ich Weichheit und Unbestimmtheit an dem männlichen Geschlecht, lieber hätte ich, wenn mir keine andere Wahl bliebe, als zwischen einem Menschen, der kein Herz hätte und der schwach genug wäre, sich von mir nach Gefallen beherrschen zu lassen, und einem rauhen Mann, von dem ich wol gar Prügel zu befürchten gehabt, den letzten gewählt; ich hätte ein solches Unglück nicht lange vielleicht ertragen, aber doch den Mann, weniger als jenen verachten können.“ Johanna Isabella Eleonore von Wallenrod, Das Leben der Frau von Wallenrod in Briefen an einen Freund. Ein Beitrag zur Seelenkunde und Weltkenntniß, 2 Bände, Band 1, Leipzig und Rostock 1797, S. 128f.

<sup>95</sup> Kotzebue, a.a.O., S. 250.

Julie wird so zum Sprachrohr einer konservativen Ehevorstellung, die sich von überspannten Erwartungen passionierter Leidenschaft distanziert, Liebe vielmehr als wohlwollende gegenseitige Achtung begreift und diese Achtung wiederum an die Erfüllung konservativer Rollenerwartungen bindet.<sup>97</sup> Damit ist die Frage nach der idealen ehelichen Regierungsform zwar beantwortet, nicht jedoch das Problem gelöst, was zu tun ist, wenn die Gattin es an der nötigen Achtung mangeln lässt und sich, wie Madame Duport, in eine Xanthippe verwandelt.

Nachdem Julie sich nicht im Sinne ihrer Mutter gegen den Marquis entschieden hat, beschließt diese, ihre Tochter umzustimmen. Dies soll bei einem Treffen des von ihr ins Leben gerufenen 'weiblichen Jakobiner-Clubbs' geschehen, dessen konstituierende Sitzung am selben Tag im Hause Duport stattfindet. Mitglieder des Clubs sind neben der Gastgeberin sechs gleichgesinnte Freundinnen. Zu Beginn des Treffens wird beschlossen, ein Zeichen und eine Losung zu wählen. Die Wahl des Zeichens fällt auf eine Handbewegung, „als ob wir einem Huhne den Kopf umdrehen“, die Losung ist „Lucretia“.<sup>98</sup> Der darauf folgende Bundeseid knüpft parodistisch an die schlimmsten Befürchtungen eines misogynen Publikums an. Gleichzeitig bestätigt er noch einmal, dass der eigentliche Grund für Madame Duports politische Überzeugungen ihre häusliche Herrschaft ist.<sup>99</sup>

**„Mad. Dup.** Wir geloben und schwören, jeden Aristokraten, den wir in unseren Netzen fangen, bei der Nase herum zu führen nach Herzenslust; ihm nie eine Gunstbezeugung zu bewilligen, uns nie in einen solchen Menschen zu verlieben; und am wenigsten jemals einen Aristokraten zu heirathen.

**Alle.** Wir schwören!

**Mad. Dup.** Diejenigen unter uns aber, welche bereits so unglücklich sind, an solche Unholde gefesselt zu sein, sollen ihre Männer plagen, quälen, martern, schinden, zwicken, neken, ärgern, höhnen und verspotten, bis sie zum Kreuze kriechen.

---

<sup>96</sup> Kotzebue, a.a.O., S. 256f.

<sup>97</sup> Diese Rollenerwartungen werden im Stück nicht weiter ausgeführt. Vgl. hierzu Sophie von LaRoche, die in ihrer pädagogischen Schrift *Briefe an Lina als Mädchen* darauf hinweist, dass „sein galanter Ton und ihre Schönheit vergehen werden“, „daß aber die getreue Erfüllung ihres Berufes in beiden eine wechselseitige Hochachtung und Freundschaft gründen wird, auf welcher das Glück aller menschlichen Verbindungen ruht.“ Sophie von LaRoche, *Briefe an Lina als Mädchen*. Ein Buch für junge Frauenzimmer, die ihr Herz und ihren Verstand bilden wollen, Band 1, 3. Auflage, Leipzig 1797, S. 228.

<sup>98</sup> Beide Zitate Kotzebue, a.a.O., S. 268. Angespielt wird hier auf die römische Schönheit Lucretia, deren Vergewaltigung durch den Königssohn Sextus zur revolutionären Einführung der Republik führte.

<sup>99</sup> Ein zweiter Beweggrund ist die Modeorientierung der Damen, von denen Julie gefragt wird: „Wissen Sie denn nicht, Fräulein Julie, daß die Freiheit jetzt die neueste Mode ist? und daß ein junges Mädchen, wie Sie, alle Moden mitmachen muß?“ Kotzebue, a.a.O., S. 273.

**Alle.** Wir schwören!

**Mad. Dup.** Wohlan, es ist vollbracht. Ich werde nicht ermangeln, Ihnen mit gutem Beispiele vorzugehen.“<sup>100</sup>

Abgewendet wird dieser Vorsatz gemäß dem Lustspielcharakter des Stückes in spielerisch-komischer Form. Zunächst kommt es im Verlauf der Clubsitzung zu einer kollektiven Ohnmacht der Mitglieder, hervorgerufen durch die plötzlich zum Leben erwachte 'Wachsfigur' eines gefesselten Aristokraten, die den Sitzungssaal schmückte. Es handelt sich dabei um den verkleideten Marquis, der vor Sitzungsbeginn den Platz einer Wachspuppe eingenommen hatte, um die Sitzung zu belauschen. Sodann erscheint Duport in Begleitung der Ehemänner der Clubmitglieder, die entschlossen sind, den Club zu stürmen. Die folgende Schlussszene spielt nun die Strategie der galanten Manipulation zur Lösung ehelicher Konflikte durch und verbindet sie mit konservativer politischer Ideologie.

„**Duport.** Bravo! Lassen sie uns diese Windstille benutzen, ehe der Sturm von Neuem ausbricht. (Jeder der sechs Herren legt sich einer der sechs [noch ohnmächtigen] Damen zu Füßen.)

**Duport.** Auch ich alter Kerl will noch einmal mein Knie beugen, und sehen, was glatte Worte über ein Frauenzimmer vermögen. (Er kniet vor seiner Frau. Ein jeder küßt seiner Dame die Hand.)

**Alle Damen** (aus der Ohnmacht erwachend.) Ach!

**Duport.** Meine Königin!

**Erster Herr.** Meine Kaiserin!

**Zweiter.** Meine Monarchin!

**Dritter.** Meine Despotin.

**Vierter.** Ist es billig, daß Sie Demokraten und Königinnen zugleich sein wollen?

**Fünfter.** Demokraten im Staate, und Königinnen in ihren Häusern.

**Sechster.** Können Sie uns verdenken, daß wir Aristokraten sind, da uns die Liebe schon längst an Despotie gewöhnt hat?

**Alle Damen.** Ach! [...]

**Zweiter.** Ich mag nicht frei sein, solange Ihre Augen mich gefesselt haben.

**Dritter.** Ich liebe meinen Kerker [...]

---

<sup>100</sup> Kotzebue, a.a.O., S. 269.

**Fünfter.** Ueberlassen wir die Politik den Grauköpfen.

**Sechster.** Schönheit ist für die Liebe geschaffen.

**Alle Damen.** Ach!

**Duport.** Weibliche Sanftmuth versüßt jede Sklaverei.

**Erster Herr.** Beugen Sie sich unter Amors Zepter.

**Zweiter.** In seinem Reiche wachsen keine Laternenpfähle.

**Dritter.** Seine Gefängnisse sind keine Bastillen [...]

**Fünfter.** Seine Finanzen sind unerschöpflich.

**Sechster.** Sie bestehen in süßen Umarmungen.

**Alle Damen.** Ach!

**Duport.** Er bleibt nie etwas schuldig.

**Erster Herr.** Beahlt nimmer mit Papier.

**Zweiter.** Tastet auch die Geistlichkeit nicht an.

**Dritter.** Befriedigt alle Stände.

**Vierter.** Die Grazien sind seine Leibgarde.

**Fünfter.** Alle schönen Damen seine National-Versammlung.

**Sechster.** Venus ihr Präsident.

**Erster.** Alle seine Decrete athmen Liebe.

**Zweiter.** Auch er macht alle Stände gleich.

**Duport.** Und vereinigt durch ein süßes Band Demokraten und Aristokraten.

**Alle Damen.** Ach! [...]

**Mad. Dup.** Was sollen wir thun?

**Erste Dame.** Sollen wir Zeichen und Losung ändern?

**Die Zweite.** Weg mit der Lucretia!

**Mad. Dup.** Ich widerstehe nicht länger.

**Erste Dame.** Die Losung sei: Amor!

**Die Zweite.** Und das Zeichen - ein Kuß.

(Jede Dame sinkt dem Herrn, der zu ihren Füßen liegt, in die Arme. Der Vorhang fällt.)<sup>101</sup>

---

Mit Blick auf den Kontext dieses Kapitels ist folgendes festzuhalten: Kotzebues Lustspiel *Der weibliche Jakobiner-Club* verarbeitet eheliche Konfliktlösungsstrate-

---

<sup>101</sup> Kotzebue, a.a.O., S. 275 - 277.

gien, die in den oben behandelten Ehemodellen und Ratgebern des 18. Jahrhunderts zu finden sind. Damit bestätigt es deren lebensweltliche Verbreitung. Zugleich stellt es jedoch deren praktischen Wert in Frage. Weiter beinhaltet das Stück die Vorstellung, dass die männliche Eheherrschaft gegen egalitäre Bestrebungen durch den Hinweis auf 'Gattenliebe' zu legitimieren sei und untermauert dies durch den Verweis auf die latente Gefährlichkeit der Frau.

Im Gegensatz zu den bisher behandelten Texten zeigt Kotzebue aber auch, dass dem Publikum um 1800 ein Frauenbild willkommen war, das in den vorherrschenden Dualismus der Frauenbilder der 'hohen' Literatur seiner Zeit nicht recht passen will. Die Figur der Madame Duport ist keine schöne Seele, keine Kindfrau, aber auch kein wirklich bedrohliches Machtweib. Sie ist schlagfertig, durchsetzungswillig und 'scheut den Ehekrieg nicht', ohne dabei als Figur ihre 'Weiblichkeit' zu verlieren. Es scheint daher sinnvoll, deutlicher zwischen der Verbreitung repressiver Frauenbilder in den Liebesdiskursen der hohen und der populären Literatur des 18. Jahrhunderts zu unterscheiden, als dies bisher getan wird.

### 2.3 Weibliche Sichtweisen in Elisa von der Reckes Jugenderinnerungen

Einen lebendigen Eindruck von der existenziellen Bedeutung, die das Spannungsverhältnis von Liebe und Patriarchat für adlige Frauen im 18. Jahrhundert hatte, geben die autobiographischen Werke der Schriftstellerin Elisabeth Charlotte Constanzia von der Recke (1754 - 1833).<sup>102</sup> Bekannt wird diese Autorin ihren Zeitgenossen unter dem Namen 'Elisa' als Verfasserin geistlicher Lieder und durch die Darstellung ihrer Erfahrungen mit dem Abenteurer und Spiritualisten Alexander Graf Cagliostro.<sup>103</sup> Diese entlarvende Schilderung ihrer geistigen Verführung ruiniert Cagliostros europäische Reputation und etabliert Elisass Beziehung zu Autoren wie Friedrich Nicolai und Johann Kaspar Lavater. Sie bereist Deutschland und tritt in Kontakt mit zahlreichen Persönlichkeiten der literarischen Öffentlichkeit: Bürger, Campe, Forster, Goethe, Gleim, Herder, Jean Paul, Karschin, Klopstock, Frau von Stein und Wieland. Goethe sendet ihr ein Ansichtsexemplar des ersten Bandes von *Dichtung und Wahrheit*. Sie veröffentlicht Reiseberichte, Abhandlungen und Erzählungen, insgesamt sechsundzwanzig Schriften.

Lediglich Elisass Jugend- und Eheerinnerungen werden erst nach ihrem Tode publiziert. Sie bestehen aus zwei Teilen: Der erste behandelt Kindheit und Jugend bis zu ihrer Verlobung (1771), der zweite Elisass Ehe mit Georg Peter Magnus von der Recke. Beide Texte sind zwar kurz nach Elisass erfolgreichem Buch über Cagliostro entstanden, werden aber nur in privatem Kreis gelesen. Elisa wünscht eine Veröffentlichung erst nach dem Tod aller darin erwähnten Personen und vermacht Abschriften den öffentlichen Bibliotheken in Dresden und Leipzig. Sie werden erst 1900 in der ersten Gesamtausgabe ihrer Schriften publiziert.

Dieser Flaschenpostcharakter ihrer Erinnerungen ermöglicht der Autorin die Schilderung zahlreicher höchst unerfreulicher Details aus ihrem Leben und dem ihrer Familie, Details, deren Darstellung um 1800 gewöhnlich durch die Grenzen weiblicher Schriftstellerei verhindert wird.<sup>104</sup> Der folgende Abschnitt untersucht den ersten Teil dieser Lebenserinnerungen, die *Selbstbiographie Elisa von der Reckes. Von der Geburt bis zu ihrer Verlobung*<sup>105</sup>, im Folgenden als *Jugenderinnerungen* be-

---

<sup>102</sup> Vgl. Elisa von der Recke, Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendjahren, Werke in 2 Bänden, (Hg.) Paul Rachel, Band 1, 2. Aufl., Leipzig 1902.

<sup>103</sup> Goethe macht ihn zum Thema seiner Satire „Der Groß-Cophta“ (1792).

<sup>104</sup> Wobei auch 1900 der Herausgeber Paul Rachel bestimmte sexuelle Eheszenen nur zensiert publizieren wird.

<sup>105</sup> Vgl. Elisa von der Recke, Selbstbiographie Elisass von der Recke. Von der Geburt bis zu ihrer Ver-

zeichnet. Untersuchungsschwerpunkt sind dabei die verschiedenen generations-spezifischen weiblichen Perspektiven auf Liebe und Ehe, die in den Text eingearbeitet sind.<sup>106</sup>

\* \* \*

Elisabeth (Elisa) Charlotte Constanzia von Medem wird 1754 in eine kurländische Adelsfamilie hineingeboren. Kurland ist damals ein deutsches Herzogtum unter polnischer Lehnsherrschaft, der lettischen Bevölkerung steht eine deutsche Oberschicht gegenüber. Kulturell orientiert sie sich am französischen Hof. Elisas Elternhaus gehört zu den führenden Familien des Landes. Anstatt ihre Biographie jedoch mit solchen allgemeinen Lebensumständen zu beginnen, lautet deren erster Satz wie folgt:

„Meine Großmutter mütterlicher Seite hat auf mein ganzes Schicksal zu großen Einfluß gehabt, als daß ich nicht bis zur Geschichte ihrer Heirath zurückgehen sollte.“<sup>107</sup>

Der große Einfluss, auf den hier verwiesen wird, betrifft die Heirat, zu der Elisa von ihrer Großmutter in ihrem sechzehnten Lebensjahr gezwungen wird. Dieser Zwang, so erfahren wir, ist Folge der Art und Weise, in der die Großmutter ihrerseits verheiratet wurde. Mit diesem Gedanken exponiert der Text bereits im ersten Satz sein thematisches Zentrum. Es sind nicht Geburt, Elternhaus oder Bildung, welche die weibliche Identität prägen, es ist vielmehr der Zwang zu Heirat und Eheleben, der weibliche Schicksale bestimmt. Die *Jugenderinnerungen* veranschaulichen diese Überzeugung anhand der Beschreibung dreier Frauen, die drei Generationen und drei für ihre Zeit typische Einstellungen zum Verhältnis von Liebe und Herrschaft verkörpern: an Elisas Großmutter, ihrer Stiefmutter und an der Autorin selbst.

\* \* \*

---

lobung, a.a.O. Im folgenden Zitiert als: Elisa von der Recke, *Jugenderinnerungen*.

<sup>106</sup> Beim Rückschluss von diesen Texten auf die historische Wirklichkeit orientiere ich mich methodisch an dem, was Brigitte Boothe als die wesentlichen Modellierungsleistungen autobiographischen Schreibens bezeichnet: Es dient der Korrektur des Gewesenen in Richtung auf das Wünschbare im Dienst einer nachträglichen Befriedigung. Es reorganisiert das Erlebte zur Bewältigung und Interpretation innerhalb vorhandener Überzeugungen. Es steht im Dienst der eigenen sozialen Integration und beinhaltet daher den Versuch, Geschichte möglichst effektiv zu präsentieren. Und es dient der Vergegenwärtigung des Erlebten, um die genannten Leistungen möglichst wirkungsvoll zu erbringen. Subjektbezogen ergeben sich damit also folgende Funktionen: die der nachträglichen Selbstrechtfertigung, der Selbststilisierung und der Selbstinszenierung. Vgl. Brigitte Boothe, *Der Patient als Erzähler in der Psychoanalyse*. Mit zahlreichen Abbildungen, Göttingen, Zürich 1994, S. 53ff. und Peter M. Wiedemann, *Erzählte Wirklichkeit*, Weinheim 1986, S. 108.

<sup>107</sup> Elisa von der Recke, *Jugenderinnerungen*, a.a.O., S. 12.

Elisas Großmutter, Constanza von der Wahlen (1698 - 1790), wird gemäß der traditionellen, pflichtorientierten Ehevorstellung des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts verheiratet. Die Umstände dieser Eheschließung zeigen in prägnanter Weise, gegen welche Normen sich das Ideal der Liebesehe hat durchsetzen müssen. Die Großmutter, so Elisa, lebt als junges Mädchen im Hause ihres Vaters, Benjamin von der Wahlen. Sie fällt dort einem Freund des Vaters auf, der gerade eine Braut sucht:

„Mein Großvater fragte seinen Freund, was dies für ein schönes, junges Frauenzimmer sei. 'Es ist meine einzige Tochter, welcher ich tanzen, rechnen und etwas lesen und schreiben beigebracht habe', erwiderte der alte Wahlen. Mein Großvater sah die junge Schöne mit Wohlgefallen an und fragte nach dem Taufnamen dieses langen schlanken Mädchens. 'Sie heißt Constanzia und ist die Freude meines Alters', antwortete sein Freund. 'Bruder von der Wahlen, willst du mir deine Constanze zur Frau geben?' - 'Von Herzen gerne', antwortete mein Aelternvater erfreut.

Meine Großmutter zitterte bei dieser Aeußerung, denn sie liebte einen jungen, schönen Mann - der aber dem alten Wahlen zum Schwiegersohn viel zu neu-modisch und nicht reich genug war. Als sie ihre Augen gegen den Vater bit-tend aufhub, fand sie den zornig drohenden Blick, der Gehorsam ohne Wider-rede von ihr erzwingen mußte. Aengstlich schlug sie die Augen nieder und ge-fiel meinem Großvater um so besser. Dieser erhob seine Stimme mit der Be-teuerung, daß das schöne Constanzchen ihm sehr wohlgefalle, aber er müsse doch sehn, ob sie folgsam und geduldig sei, denn er wolle eine fromme Frau haben [...] [Sie muss ihm probeweise die Pfeife stopfen. Danach rief er] sie zu sich, nahm ihre Hand und sagte zu ihr, seine künftige Frau müsse auch mit fröhlichem Sinne Schmerzen aushalten können; und so stopfte er seine bren-nende Pfeife ganz kaltblütig mit ihrem Finger zurechte. Meine Großmutter zuckte aus Furcht vor ihrem Vater kaum mit der Hand, verzog keine Miene; nun sagte mein Großvater: 'Wahlen, deine Constanze ist ein braves Mädchen; sie soll meine Frau werden; ich will sie recht glücklich machen.'<sup>108</sup>

Was hier beschrieben wird, ist der Übergang väterlicher Verfügungsgewalt über eine Tochter in die Gewalt eines Gatten über seine Ehefrau. Entscheidende Kriterien

---

<sup>108</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 15.

der Paarbildung sind die Vermögenslage, das Ansehen des Mannes und Stand, Aussehen, Gehorsamsbereitschaft und Leidensfähigkeit der Frau.

Bemerkenswerterweise wird die Großmutter den Verzicht auf eine Liebesehe jedoch nicht dauerhaft beklagen. Ihre Ehe wird von Elisa als prinzipiell glücklich bezeichnet. Constanza von der Wahlen zieht ihr Lebensglück aus einem reichen sozialen Leben, ihr Haus ist prächtiger Mittelpunkt der eleganten Gesellschaft. Sie verinnerlicht den von ihr geforderten unbedingten Gehorsam und wird in ihrem eigenen Lebensbereich selbst autoritär. Herrschaft als strukturierendes Merkmal ehelicher Beziehungen bestimmt dementsprechend auch den einzigen offenen Konflikt ihrer Ehe, die anfängliche Untreue ihres Mannes. Problematisch daran ist für die Großmutter nicht, die Gefühle ihres Mannes mit einer anderen teilen zu müssen. Es ist vielmehr ihre Machtstellung, die sie durch die Affären ihres Mannes gefährdet sieht. Sie sei, so erzählt sie Elisa, erst Herrin im eigenen Haus gewesen, nachdem sie ihre Nebenbuhlerinnen beseitigt habe.

Das Glücksversprechen der ‚großen Liebe‘ ist von der Großmutter offenbar nicht verinnerlicht. Ihre Charakterbeschreibung veranschaulicht, wie sich eine junge Frau von Adel vor der Durchsetzung des Ideals der Liebesheirat mit patriarchalen Ehestrukturen arrangieren kann. Dennoch zeigt sich bereits in ihrer noch traditionellen Lebensführung ein Spannungsverhältnis zwischen Liebe und patriarchaler Ehe. Wenn auch Elisas Großmutter nicht erwartet, ihren Gatten lieben zu können oder geliebt zu werden, *er* erwartet es, und zwar ungeachtet der Tatsache, dass seine Frau ihn nur aus Gehorsam gegenüber dem Vater geheiratet hat.<sup>109</sup> Und seine Frau akzeptiert diese Erwartung und erfüllt sie auf ihre Weise. Anlässlich einer Ehekrise ihrer Enkelin bemerkt sie:

„Die erste Pflicht einer Frau sei die, ihrem Manne Glauben an ihre Liebe zu ihm einzuflößen [...]“<sup>110</sup>

Offenbar ergibt sich diese weibliche Pflicht aus der Abhängigkeit der Großmutter vom Wohlwollen ihres Mannes und aus dessen Illusionen über die Neigungen, die seine Frau ihm entgegenbringt. Elisa beschreibt diese männliche Realitätsverken-

---

<sup>109</sup> Diese Erwartung entspricht den Gepflogenheiten des traditionellen Ehediskurses, der Liebe als eine der ehelichen *Pflichten* begreift. Daher die bemerkenswert geringe Aufmerksamkeit, die der Großvater bei seiner Brautschau der Frage schenkt, ob er seiner Braut auch nur ansatzweise sympathisch ist.

<sup>110</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 316.

nung als weitverbreitet. Sie erwähnt in ihrer Biographie lediglich einen einzigen Mann, der diesen Widerspruch aus männlicher Perspektive reflektiert:

„Weil er reich und nicht hübsch war, so fürchtete er, eine Frau zu bekommen, die ihn nicht liebe, sondern zur Heirath beredet sein würde; und je lieber ich ihm wurde, um so mehr verbarg er seine Neigung [...].“<sup>111</sup>

\* \* \*

Mit der Einsicht in die Notwendigkeit einer permanenten Täuschung ihres Mannes verbindet Elisas Großmutter keine grundsätzliche Kritik der patriarchalen Ehe. Bereits eine Generation später wird Elisas Stiefmutter Agnes Elisabeth von Brucken (1718 - 1784) den Verzicht auf eine Liebesehe ganz anders beurteilen. Zwanzig Jahre jünger als die Großmutter, hat sie eine deutlich 'modernere' Sozialisation erfahren. Sie ist gebildet, weltgewandt, vor allem aber bewegt sie sich im Medium des galanten Liebesdiskurses, vermittelt u.a. durch deutsche und französische Romane und Schauspiele. In dritter Ehe heiratet sie Elisas Vater, dessen erste Frau zwei Jahre nach Elisas Geburt gestorben war. Der Vater ist ein schöner Mann, aber kalt und ernsthaft gegen seine Kinder, und so wird die Stiefmutter Elisas wichtigste Bezugsperson. Hauptgesprächsthemen der beiden sind der Umgang mit Männern und die Eheerfahrungen der Stiefmutter. Auch sie hatte zunächst das gleiche Schicksal wie Elisas Großmutter erfahren:

„Oft erzählte sie mir, wie sie gezwungen worden ist, im 14. Jahre ihres Alters einen Herrn von Torck zu heiraten, der sehr reich gewesen sei.“<sup>112</sup>

Sie reagiert hierauf ähnlich wie die Großmutter, indem sie ihr Glück nicht im Verhältnis zum Gatten sucht, sondern in Freundschaften und geselligem Umgang. Ebenso versteht sie es, ihre Interessen gegenüber dem Gatten zu wahren - in jener Form, die Kant den Männern im Umgang mit herrschsüchtigen Frauen empfiehlt.

„Meine Stiefmutter, die meinem Vater nie widersprach, aber ihren Willen immer so durchzusetzen wußte, daß mein Vater ihn für den seinigen hielt und dadurch sehr glücklich war, daß er mit seiner von ihm so innig geehrten

---

<sup>111</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 81.

<sup>112</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 72.

Gattin immer gleich dachte, wurde von ihr ganz beherrscht, obwohl er ein sehr edler, verständiger Mann war.“<sup>113</sup>

Im Unterschied zur Großmutter und gemäß dem Ideal des galanten Diskurses betont Elisabeth von Brucken jedoch die Bedeutung des Glückes, einen Mann zu lieben und geliebt zu werden. Dies, so ihre Erfahrung, sei 'das Himmelreich': Sie habe nach sechzehnjähriger Ehe als reiche Witwe aus Liebe den interessanten, aber verarmten Oberst von der Recke heiraten können (einen Onkel von Elisass späterem Gatten) und habe mit ihm zwanzig glückliche Ehejahre verlebt, bevor sie zum zweiten Mal Witwe wurde und Elisass Vater heiratete. Dennoch rät sie ihrer Stieftochter aus zwei Gründen von einer Liebesehe ab.

„[...] ich möchte mich nur an die Freundschaft meiner Freundinnen halten, die Männer als zerbrechliche Spielzeuge ansehen, denn jeder Mann, dem es glücke, sich dem Herzen eines Weibes lieb zu machen, würde des Weibes Tyrann und höre zu lieben auf, sobald er sich geliebt wisse [...] Eine Frau, die ihren Mann sehr liebt, wohl gar in ihn verliebt wäre, würde immer unglücklich und hart unterjocht sein [...]“<sup>114</sup>

Von Elisa auf ihre zweite, glückliche Ehe angesprochen, erklärt Elisabeth von Brucken, dieses Glück sei nur auf der Basis ihrer finanziellen Unabhängigkeit und der (relativen) Armut ihres Mannes möglich gewesen.

„Auch ich wäre [...] nie mit Recke [glücklich] geworden, wenn ich die Charaktere der Männer nicht schon bei Torck 16 Jahre gründlich studiert hätte, und als reiche Witwe die Wohlfahrt meines Mannes gegründet haben würde, ohne mich aller meiner Einkünfte zu begeben und so immer unabhängig zu bleiben.“<sup>115</sup>

Angesichts der finanziellen Abhängigkeit der meisten Ehefrauen sei die Liebesheirat, zumindest in erster Ehe, nicht erstrebenswert. „Dieser Himmel grenzt zu nah an die Hölle!“<sup>116</sup> Als Alternative entwirft sie für ihre Stieftochter ein Leben als galante Dame von Welt:

„Heirathen müsse ein Mädchen, um Haus und Hof zu haben, aber erst, wenn ich recht meine Freiheit genossen hätte, würde sie mir rathen, an eine Heirath

---

<sup>113</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 71.

<sup>114</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 67f.

<sup>115</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 73.

zu denken, und da sollte ich denn auf einen reichen, vornehmen Mann sehen, der sehr verliebt in mich wäre; und den ich immer verliebt zu halten suchen müsse, weil eine Frau dann nur glücklich ist, wenn sie von ihrem Mann angebetet wird [...] Alles um sich in sich verliebt zu machen, selbst aber eine stählerne Brust für Amors Pfeile zu haben, sei die Bestimmung der Weiber, die ihr Leben zu genießen wissen [...] Doch müßten diese Glückseligkeitsregeln fein still in den Herzen der Weiber begraben sein [...]"<sup>117</sup>

\* \* \*

Elisa steht dem Lebensentwurf ihrer Stiefmutter ambivalent gegenüber. Äußerlich ist sie für die Rolle der umschwärmten Dame wie geschaffen. Sie entwickelt sich zu einer schlanken, hochgewachsenen Schönheit und ist eine hervorragende Tänzerin. Dabei liest sich die Schilderung der Wirkung der Fünfzehnjährigen bei ihrer Einführung in die Gesellschaft am herzoglichen Hof wie die entsprechenden Passagen aus Sophie von LaRoches *Fräulein von Sternheim*. Die reichsten und schönsten Männer des Landes machen ihr den Hof, die besten Partien stehen ihr offen. Dieser Erfolg schmeichelt Elisa.

Es zeigt sich jedoch bald, dass sie die Rolle der umschwärmten Schönheit zwar gut spielen kann, jedoch andere Erwartungen an ihr Leben hat. Sie teilt mit der Stiefmutter die Einsicht in die inneren Widersprüche einer patriarchalen Liebesehe, will diese Widersprüche jedoch nicht akzeptieren. Schon früh versucht sie (noch eingenommen vom Weltbild ihrer Stiefmutter), ihren emotionalen Widerstand gegen eine Konvenienzehe zu artikulieren. Nachdem ihr Tanzlehrer bedauert, sie wegen ihres hohen Standes nicht ans Wiener Theater bringen zu können, um mit ihr dort ein Vermögen zu verdienen, fragt sie ihre Stiefmutter,

„ob nicht auch eine Person von Stande auf dem Wiener Theater Tänzerin werden könne, da brauchte man denn nicht zu heirathen, um Brod zu haben und um die Winke eines Mannes zu spielen; man könne, wenn man keinem Manne angehöre, die Männer am besten beherrschen.“<sup>118</sup>

Ein solcher Status finanzieller Unabhängigkeit ist um 1770 freilich keine sozial gedeckte Perspektive für adlige Töchter. Eine zweite Alternative zur Konvenienzehe ruft in ihr der Kontakt mit dem empfindsamen Liebesdiskurs hervor. In ihrem zwölf-

---

<sup>116</sup> Ebd.

<sup>117</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 68.

<sup>118</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 69.

ten Lebensjahr verliebt sich ein Schulfreund ihres Bruders, „ein schöner 14jähriger Jüngling, dessen Figur und unbeschreibliche Anmuth aller Augen auf ihn zogen“,<sup>119</sup> in Elisa und schenkt ihr eine Dose, die, wie er sagt,

„eine besondere Eigenschaft besäße. Diese Dose würde mir, wenn ich sie öffnete und dann allein hinein sähe, immer zeigen, was in seinem Herzen wohne, selbst wenn er weit - weit von mir entfernt sein wird [...] Mit Ungeduld machte ich die Dose auf und sah da in einem Spiegel mein eigenes Bild.“<sup>120</sup>

Es sind solche Formen empfindsamer Annäherung, und nicht galante Schmeicheleien, die ihre Vorstellungen von der wünschenswerten Beziehung zu Männern zunehmend bestimmen. Verstärkt wird diese Entwicklung, die Elisa immer weiter von den Ansichten ihrer Stiefmutter entfernt, durch die regelmäßige Lektüre empfindsamer Literatur. Gellerts geistliche Lieder werden ausdrücklich erwähnt und begründen Elisas spätere religiöse Neigungen. Mehr zu sein als zu scheinen, wird ihr Ideal, und sie zeigt sich tief beeindruckt von einer entfernten Verwandten, die, obwohl durch Blattern entstellt und ohne Vermögen, dennoch Braut

„eines sehr reichen Mannes sei, den ihr Verstand und die Güte ihrer Seele gefesselt habe [...] zum ersten Male sah ich nun eine Braut, die mit dem Geiste und Herzen liebte, von ihrem Verlobten die zärtlichste, die ehfurchtsvollste Liebe erhielt, still, glücklich in dem Vorsatz war, ganz für den Mann ihrer Liebe, den sie innigst verehrte, zu leben. In meiner jungen Seele stieg die Sehnsucht auf, einst mit diesem Gefühle mir auch meinen Lebensgefährten wählen zu können.“<sup>121</sup>

Konsequent und unter Kopfschütteln des Publikums lehnt sie deshalb die Anträge der beiden, nach allgemeiner Ansicht schönsten und geschliffensten Männer Kurlands, ab, denn

„diese beiden Herren [hatten] mich kaum zweimal gesehen - gleich waren sie mit ihrer Liebe da. Sie lieben nicht mich, sie lieben meine Larve.“<sup>122</sup>

Am ehesten entspricht ihren Erwartungen ein Herr von Brink, sechsundzwanzig Jahre alt, von schwacher Gesundheit, aber berühmt für seinen Verstand. Brink ist der erste heiratsfähige Mann, der mit Elisa Umgang hat und ihr dennoch zunächst

---

<sup>119</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 42.

<sup>120</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 43.

<sup>121</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 87.

nicht den Hof macht. Sie bekennt der Stiefmutter, er gefalle ihr „besser als alle anderen Menschen, die ich kenne.“<sup>123</sup> Aber obwohl sie die Sprache und Normen des empfindsamen Diskurses mit Brink teilt, kann sich Elisa nicht zu einer Ehe mit ihm entschließen. Als sie erfährt, dass Brink schriftlich um sie anhält,

„entstand ein sonderbarer Tumult in meiner Seele. Ich fing an zu weinen und wußte nicht warum.“<sup>124</sup>

Ihre undeutlichen Vorbehalte verstärken sich, als ihre Familie einige Wochen mit Brink verlebt, während dieser die Funktion eines Schiedsrichters in einem Prozess erfüllt, den Elisas Vater um Grundbesitzansprüche führt. Die Verhandlungen sind langwierig, und Elisa empfindet die Zeit als unausgefüllt und langweilig. Ihre Stiefmutter bemerkt dazu:

„Siehst du, liebes Kind [...] Er liebt dich, er wünscht auf Zukunft deinen Besitz; hat er wohl Zeit, dir jetzt eine Stunde zu verkürzen? [...] Arbeiten ist sein Leben; solche Menschen sind treffliche Staatsmänner, ein Segen ihrer Freunde! Doch als Ehemänner sind sie drückend langweilig.“<sup>125</sup>

Elisa spürt, dass auch eine Ehe, die auf empfindsame Überzeugungen gegründet ist, in ihrem Alter kein Ersatz für den Verlust ihrer familiären Bindungen ist. Sie lehnt Brinks Antrag ab.

\* \* \*

Ihre Wertschätzung von Authentizität, Gefühl und Verstand bringt Elisa zunehmend in Konflikt mit den Gattenwahlkriterien ihrer Eltern.<sup>126</sup> Ihr eigentlicher Wunsch, weiter bei ihren Eltern zu bleiben, ist gesellschaftlich nicht durchsetzbar. Eine gewöhnliche Konvenienzverbindung erscheint ihr nicht akzeptabel, und auch die Option der Heirat eines empfindsamen Gatten nimmt ihr nicht die prinzipielle Angst vor der Ehe. Je mehr Bewerber sie ausschlägt, desto stärker wird jedoch der soziale Druck, endlich zu heiraten. In dieser Situation entschließt sie sich, inzwischen sechzehn Jahre alt, dem gesellschaftlichen Druck nachzugeben, indem sie einem väterlichen Freund,

---

<sup>122</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 118.

<sup>123</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 97.

<sup>124</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 97.

<sup>125</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 101.

<sup>126</sup> Obwohl ihnen das Glück ihrer Tochter offenbar am Herzen liegt, verkennen Elisas Eltern doch die empfindsamen Bedürfnisse ihrer Tochter. Ihr Vater unterstreicht den Reichtum eines Mannes als wesentliche Grundlage einer Verbindung. Die Stiefmutter ist anspruchsvoller, sie verlangt zusätzlich Schönheit, Jugend, Geist, Anmut und „das je ne sais quoi der Franzosen“, das ein Mann besitzen müsse; Elisa von der Recke, a.a.O., S. 106.

dem reichen, sechundsiebzijährigen „guten alten Papa Igelström“<sup>127</sup> die Ehe verspricht. Igelström hatte sie schon als kleines Mädchen nett behandelt, er liebt sie, und er verspricht, ein sehr 'bescheidener' Gatte zu sein. Sie verspricht, ihm „treu und gewissenhaft sein Alter zu pflegen“.<sup>128</sup> Die mit dieser Ehe verbundene Aussicht, auf einem Gut direkt neben dem ihrer Eltern wohnen zu können und sich so nicht von ihrer Familie trennen zu müssen, erscheint ihr wie die Erlösung von einer drückenden Plage. Dieser Versuch, Konvention und individuelles Bedürfnis in Einklang zu bringen, scheitert jedoch am gut gemeinten Veto der Stiefmutter.

„Als 20jähriges Weib, wenn alle Triebe in mir zur Reife gekommen wären, würde ich meinen Eltern bittere Vorwürfe machen, daß sie einem kindlichen Einfall Gehör gegeben und mich an diese wackelnde Leiche gebunden hätten.“<sup>129</sup>

Damit misslingt Elisas einziger Versuch, auf ihre Verheiratung aktiv Einfluss zu nehmen. Sie wird zum passiven Spielball der Ehevorstellungen ihrer Familie. Die letzten Kapitel ihrer *Jugenderinnerungen* schildern, wie sie zunehmend hilflos und verzweifelt den Mann kennen und fürchten lernt, den sie an ihrem siebzehnten Geburtstag heiraten muss.

\* \* \*

Elisa von der Recke's *Jugenderinnerungen* machen deutlich, wie das Spannungsverhältnis zwischen patriarchaler Ehe und dem Bedürfnis nach Liebe im Laufe des 18. Jahrhunderts aus weiblicher Sicht immer mehr an Bedeutung gewinnt. Elisas Großmutter kann (innerhalb des traditionellen Ehediskurses) durch die weitgehende Ausblendung von Liebe aus ihrem Lebensentwurf und über die Simulation von Gattenliebe ihre Ehe vergleichsweise befriedigend gestalten. Ihre Stiefmutter lebt (auf dem Boden des galanten Diskurses) bereits mit dem schmerzlichen Bewusstsein, für Frauen sei aufgrund ihrer Abhängigkeit das höchste Glück, die Liebe, in der Regel nicht erreichbar. Bei Elisa schließlich verschärft sich dieses Problem aufgrund der Verinnerlichung des empfindsamen Liebesdiskurses so weit, dass ihr die Stra-

---

<sup>127</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 115.

<sup>128</sup> Ebd.

<sup>129</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 116. Elisas Vater ist mit einer solchen Verbindung hingegen einverstanden. Er meint, bei Igelströms Alter wäre Elisa vermutlich in spätestens zehn Jahren eine reiche Witwe und könne dann heiraten, wen sie wolle. Bemerkenswert, wie Väter auch in wohlhabendsten Kreisen davon ausgingen, dass sich eine Frau die nötigen Mittel zu einer Liebeshochzeit zuvor gleichsam erarbeiten müsse.

tegien, mit denen Groß- und Stiefmutter sich patriarchaler Bevormundung subtil widersetzen, nicht akzeptabel erscheinen.<sup>130</sup>

---

Im Überblick machen die im zweiten Kapitel analysierten Texte folgendes deutlich: Die Autoren und Autorinnen sind sich der Spannung bewusst, die sich daraus ergibt, dass die Ehe ein Liebesbündnis sein soll, zugleich aber der Mann weiter seine Herrschaft ausübt. Sie betonen die Notwendigkeit gegenseitiger Achtung als Voraussetzung der Liebe und deuten insoweit zumindest an, was einleitend mit Bezug auf Hegel als Anerkennungsproblematik von Liebesbeziehungen dargestellt wurde. Allerdings wird von den untersuchten Autoren kein notwendiger Zusammenhang zwischen gegenseitiger Achtung und einem Machtgleichgewicht in der Ehe konstatiert. Sie befürworten vielmehr die grundsätzliche männliche Entscheidungsgewalt in der Ehe und empfehlen lediglich ein Verhalten, das eine direkte Anwendung dieser Gewalt vermeiden soll - was bei entsprechender Klugheit der Frau (so Gellert und Campe) oder galanter Manipulationsfähigkeit (Kant) bzw. Großmut des Mannes (Fichte) auch möglich sei.

Für die untersuchten Autorinnen hingegen stellt sich das Spannungsverhältnis von Liebe und Patriarchat als kaum zu überbrückender Widerspruch dar. Lediglich in Elisa von der Reckes *Jugenderinnerungen* taucht die Möglichkeit einer Vermeidung männlicher Tyrannei in der Ehe auf. Allerdings auch hier nur unter der Voraussetzung der finanziellen Unabhängigkeit der Ehefrau. Ansonsten finden sich zwar eine Vielzahl von Ratschlägen, wie eine für Frauen zufriedenstellende Ehe zu führen sei, diese Ratschläge beinhalten jedoch stets den Verzicht auf die 'wahre' gegenseitige Liebe.

---

<sup>130</sup> Wie die für sie dennoch nicht abwendbare Ehe mit Georg Peter Magnus von der Recke verlief, hat Elisa im zweiten Teil ihrer Lebenserinnerungen, in den *Briefen aus der Zeit ihrer unglücklichen Ehe*, geschildert. Sie werden Gegenstand des sechsten Kapitels dieser Arbeit sein.

### **3 Zum Gegensatz von gemeinsamer Weltsicht und Individualität in E.T.A. Hoffmanns *Der Sandmann***

E.T.A. Hoffmanns Erzählung *Der Sandmann*<sup>131</sup> hat eine Vielzahl von Interpretationen erfahren.<sup>132</sup> Schwerpunkte des Interesses sind dabei die symbolischen Motive des Textes (die Augen und das Sehen) und das Verhältnis von Fiktion und Wirklichkeit, Wahnsinn, Rationalität und Identität. Zudem liegen im Anschluss an Sigmund Freud<sup>133</sup> zahlreiche psychoanalytische Deutungen des Textes vor. Das folgende Kapitel zielt auf einige Aspekte der Erzählung, die für diese Interpretationen akzidentiell erscheinen, im Blickwinkel dieser Arbeit aber von besonderem Interesse sind. Sie betreffen den *Sandmann* in seiner Beziehung zu Kernproblemen des empfindsam-romantischen Liebesdiskurses und werden zeigen, dass Hoffmann mit seiner Erzählung (auch) eine differenzierte Satire empfindsam-romantischer Liebeskonflikte vorgelegt hat.

#### **3.1 Clara und Nathanael: Grenzen liebender Bestätigung und Anpassung**

Liebesbeziehungen dienen im Kontext einer zunehmenden Individualisierung und Isolierung des Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft der inneren Stabilisierung. Ein Liebespaar soll einander durch gegenseitiges Interesse und Verständnis Bestätigung individueller Erfahrungen, Überzeugungen und Gefühle geben. Hoffmann stellt an den Beginn des *Sandmanns* einen Brief, der für die Figur seines Verfassers Nathanael genau diese Bestätigung bringen soll. Nathanael hatte seine Vaterstadt, seine Verlobte Clara und ihren Bruder Lothar verlassen, um in „G.“ zu studieren und richtet nun nach längerer Pause einen Brief an Lothar. Das Schreiben enthält einen Bericht, der, wie Nathanael betont, eine ‚ganz eigene‘ Erfahrung zum Gegenstand hat. Vor einigen Tagen habe ein Wetterglashändler mit Namen Coppola Nathanaels Stube betreten und ihm seine Ware angeboten. Nathanael habe ihm angedroht ihn hinauszuerwerfen, woraufhin dieser von selbst gegangen sei.

---

<sup>131</sup> Vgl. Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, *Der Sandmann, Nachtstücke, Sämtliche Werke*, (Hg.) Wulf Segebrecht; Hartmut Steinecke, Band 3, Frankfurt am Main 1985.

<sup>132</sup> Vgl. zum neueren Forschungsstand die Zusammenfassung in: Ulrich Hohoff, E.T.A. Hoffmann. *Der Sandmann. Textkritik, Edition, Kommentar*, Berlin, New York 1988, S. 278 - 363.

<sup>133</sup> Sigmund Freud, *Das Unheimliche*, Studienausgabe, (Hg.) Alexander Mitscherlich u.a., Band IV, *Psychologische Schriften*, Frankfurt am Main 1982, S. 256, Fußnote.

„Du ahnst, daß nur ganz eigene, tief in mein Leben eingreifende Beziehungen diesem Vorfall Bedeutung geben können[...]“<sup>134</sup>

Im Weiteren berichtet Nathanael über Erlebnisse seiner Kindheit. Er erzählt vom grässlichen Coppelius und den alchimistischen Experimenten, die dieser zusammen mit seinem Vater im elterlichen Hause durchgeführt habe, davon, wie Coppelius und die Ammenmärchenfigur des Sandmanns in seiner Phantasie miteinander verschmolzen, wie Coppelius ihm fast seine Augen geraubt habe, vom Tod des Vaters durch eine Explosion während eines Experimentes mit Coppelius und endlich, dass er im Wetterglashändler Coppola eben jenen Coppelius seiner Kinderzeit wiedererkannt habe.

„Etwas Entsetzliches ist [damit] in mein Leben getreten! - Dunkle Ahnungen eines gräßlichen mir drohenden Geschicks breiten sich wie schwarze Wolken-schatten über mich aus, undurchdringlich jedem freundlichen Sonnenstrahl.“<sup>135</sup>

Im Kontext dieser Arbeit ist an diesem Brief nicht interessant, welche Bedeutungen er im Einzelnen hat, sondern seine 'ganz eigene Bedeutung' an sich. Nathanael will mit diesem Bericht nicht etwas mitteilen, was allgemein akzeptabel ist, sondern er will Interesse, Verständnis und Bestätigung für seine *persönliche* Deutung der Begegnung mit dem Wetterglashändler.

Wenn aber seit der Mitte des 18. Jahrhunderts der Liebesdiskurs nahe legt, sich mit einem solchen Wunsch insbesondere an den/die Geliebte/n zu wenden, warum schreibt Nathanael seinen Brief dann an Lothar und nicht an seine Geliebte Clara? Zunächst kann hier darauf hingewiesen werden, dass Freundschaften bezüglich des Bedürfnisses nach Bestätigung eine ähnliche Funktion erfüllen können wie Liebesbeziehungen.<sup>136</sup> Darüber hinaus jedoch deutet der Text an dieser Stelle auf einen Liebeskonflikt zwischen Nathanael und seiner Verlobten hin. Nathanael will von ihr Bestätigung erfahren, fürchtet aber, sie nicht zu erhalten. Lothar gegenüber deutet er dies an, indem er schreibt:

„Indem ich anfangen will, höre ich [...] Clara sagen: Das sind ja rechte Kinder-eien!“<sup>137</sup>

---

<sup>134</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 12.

<sup>135</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 11.

<sup>136</sup> Vgl. Friedrich H. Teubrock, Freundschaft. Ein Beitrag zu einer Soziologie der persönlichen Beziehungen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 16, 1964, S. 431 - 456.

<sup>137</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 12.

Zudem schickt er den Brief 'versehentlich' an Clara und nicht an ihren Bruder. Er erhält daraufhin von ihr einen Antwortbrief, der zwar einfühlsam ist, seine Sicht der Dinge jedoch, wie erwartet, nicht in jeder Hinsicht bestätigt. Hoffmann gestaltet Clara als eine Frau, die sich der potentiellen Problematik dieses Mangels an Bestätigung bewusst ist. Sie versucht in ihrem Brief zunächst deutlich zu machen, dass sie Nathanaels Gefühle nachvollziehen kann.

„Aber, hast Du mir auch sonst manchmal in kindischer Neckerei vorgeworfen, ich hätte solch ruhiges, weibliches besonnenes Gemüt, daß ich wie jene Frau, drohe das Haus den Einsturz, noch vor schneller Flucht ganz geschwinde einen falschen Kniff in der Fenstergardine glattstreichen würde, so darf ich doch wohl kaum versichern, daß Deines Briefes Anfang mich tief erschütterte. Ich konnte kaum atmen, es flimmerte mir vor den Augen [...] Deine Schilderung des widerwärtigen Coppelius ist gräßlich [...] Der fatale Wetterglashändler Giuseppe Coppola verfolgte mich auf Schritt und Tritt und beinahe schäme ich mich, es zu gestehen, daß er selbst meinen gesunden, sonst so ruhigen Schlaf in allerlei wunderlichen Traumgebilden zerstören könnte.“<sup>138</sup>

Dann jedoch gibt sie deutlich die Grenzen ihrer Übereinstimmung mit Nathanael zu erkennen.

„Geradeheraus will ich es Dir nur gestehen, daß, wie ich meine, alles Entsetzliche und Schreckliche, wovon Du sprichst, nur in Deinem Innern vorging, die wahre wirkliche Außenwelt aber daran wohl wenig teilhatte [...] Gibt es eine dunkle Macht, die so recht feindlich und verräterisch einen Faden in unser Inneres legt, woran sie uns dann festpackt [...] - gibt es eine solche Macht, so muß sie in uns sich, wie wir selbst gestalten, ja unser Selbst werden; denn nur so glauben wir an sie und räumen ihr den Platz ein, dessen sie bedarf, um jenes geheime Werk zu vollbringen.“<sup>139</sup>

Dann antizipiert sie noch einmal Nathanaels Gefühl, unverstanden zu sein, und betont erneut ihr Verständnis für seine Befürchtungen.

„Nun wirst Du wohl unwillig werden über Deine Clara, Du wirst sagen: 'In dies kalte Gemüt dringt kein Strahl des Geheimnisvollen, das den Menschen oft mit unsichtbaren Armen umfaßt; sie erschaut nur die bunte Oberfläche [...]' Ach

---

<sup>138</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 20f.

<sup>139</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 21f.

mein herzgeliebter Nathanael! Glaubst Du denn nicht, daß auch in heitern - unbefangenen - sorglosen Gemütern die Ahnung wohnen könne von einer dunklen Macht [...]“<sup>140</sup>

Claras Befürchtung, ihr Brief könne ihre Beziehung zu Nathanael belasten, erweist sich als richtig. Nathanael ist zu 'verstimmt', um *ihr* zu antworten. Statt dessen schreibt er erneut, und diesmal korrekt adressiert, an Freund Lothar:

„Nathanael an Lothar  
Sehr unlieb ist es mir, daß Clara neulich den Brief an Dich aus, freilich durch meine Zerstretheit veranlaßtem, Irrtum erbrach und las. Sie hat mir einen sehr tief sinnigen philosophischen Brief geschrieben [...] [Ich werde über vierzehn Tage bei Euch sein.] Weggehaucht wird dann die Verstimmung sein, die sich (ich muß das gestehen) nach dem fatalen verständigen Brief meiner be-  
meistern wollte. Deshalb schreibe ich auch heute nicht an sie.“<sup>141</sup>

Warum aber schreibt Nathanael an Lothar, obwohl dieser seine Ansichten genauso beurteilt wie Clara, warum ist er überhaupt verstimmt, wenn er doch Clara mittlerweile in der Sache Recht gibt?

„Übrigens ist es wohl gewiß, daß der Wetterglashändler Giuseppe Coppola keineswegs der alte Advokat Coppelius ist [...]“<sup>142</sup>

Nathanael verstimmt an Claras Schreiben nicht in erster Linie, dass ihm jemand widerspricht, sondern dass ihm seine *Geliebte* widerspricht, von der er - als Geliebte - *generelle Zustimmung* erwartet. Von einem Freund wie Lothar wird dies nicht im gleichen Maße erwartet, und deshalb kann sich Nathanael ihm anvertrauen. Ähnlich wird er später fähig sein zu spüren, dass sein Freund Siegmund es gut mit ihm meint, obwohl dieser seine Liebe zu Olympia nicht versteht und scharf kritisiert.<sup>143</sup> Claras Treue zu ihm muss jedoch andere Formen haben. In seinem Brief an Lothar reflektiert er sein Bild von Clara als 'süße Kindfrau'. Er zeigt sich erstaunt über ihre intellektuellen Fähigkeiten, die er sich nur als das Ergebnis äußerer Beeinflussung erklären kann, er hält sie für unpassend, und er verbittet sich weitere Kollegia:

---

<sup>140</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 22.

<sup>141</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 24f.

<sup>142</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 24.

<sup>143</sup> „Dem Nathanael war es plötzlich, als meine der kalte prosaische Siegmund es sehr treu mit ihm, er schüttelte daher die ihm dargebotene Hand recht herzlich.“ Hoffmann, a.a.O., S. 42.

„In der Tat, man sollte gar nicht glauben, daß der Geist, der aus solch hellen holdlächelnden Kinderaugen, oft wie ein lieblich süßer Traum, hervorleuchtet, so gar verständig, so magistermäßig distinguieren könne. Sie beruft sich auf Dich. Ihr habt über mich gesprochen. Du liesest ihr wohl logische Kollegia, damit sie alles fein sichten und sondern lerne. - Laß das bleiben! - “<sup>144</sup>

Nach dem einleitenden Briefwechsel, welcher der Charakterisierung von Nathanaels Liebesproblemen dient, gibt der Erzähler eine ausführlichere Beschreibung Claras. Was Nathanael an ihr missfällt, das ‘so gar verständige, so magistermäßig distinguieren’ können, gehört, so erfahren wir, ebenso zu ihrem Charakter, wie ihre Fähigkeit, sich in andere einzufühlen. Clara

„hatte die lebenskräftige Phantasie des heiteren unbefangenen, kindischen Kindes, ein tiefes weiblich zartes Gemüt, einen gar hellen scharfsinnigen Verstand.“<sup>145</sup>

Um diese Beschreibung zu vertiefen, gibt der Erzähler einige Beispiele dafür, wie Clara als ästhetische Projektionsfläche benutzen. Maler beschreiben sie als Gemälde, sie

„ [...] fanden Nacken, Schultern und Brust beinahe zu keusch geformt, verliebten sich dagegen sämtlich in das wunderbare Magdalenenhaar<sup>146</sup> und faselten überhaupt viel von Battonischem Kolorit.“<sup>147</sup>

Anderen erscheint sie nicht als Kunstwerk, sondern als Spiegel der Natur, die sich selbst bespiegelt:

„Einer von ihnen, ein wirklicher Fantast, verglich aber höchstseltsamer Weise Claras Augen mit einem See von Ruisdael, in dem sich des wolkenlosen Himmels reines Azur, Wald- und Blumenflur, der reichen Landschaft ganzes buntes, heiteres Leben spiegelt.“<sup>148</sup>

Und Dichter und Musiker stilisieren sie zur Muse.

‘Was See - was Spiegel! - Können wir denn das Mädchen anschauen, ohne daß uns aus ihrem Blick wunderbare himmlische Gesänge und Klänge entge-

---

<sup>144</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 24.

<sup>145</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 28.

<sup>146</sup> Angespielt wird hier auf ein Bild des römischen Barockmalers Pompeo Batoni an, das die büßende Magdalena darstellt.

<sup>147</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 28.

<sup>148</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 28.

genstrahlen, die in unser Innerstes dringen, daß da alles wach und rege wird?“<sup>149</sup>

Diese Passagen haben vorausdeutenden Charakter. Zum einen rücken sie Nathanaels künftiges Verhalten Olimpia gegenüber in einen Kontext typischen Künstlerverhaltens, das sich lieber mit Frauenbildern, als mit realen Frauen beschäftigt. Zugleich deuten sie aber auch auf den Konflikt hin, der Nathanael und Clara bevorsteht. Denn Clara weist solche männlichen Zuschreibungen mit einem auf den ‘Lippen schwebenden feinen Lächeln’ zurück.

„Die Nebler und Schwebler hatten bei ihr böses Spiel; denn ohne zu viel zu reden [...] sagte ihnen der helle Blick und jenes feine ironische Lächeln: Lieben Freunde! wie möget ihr mir denn zumuten, daß ich eure verfließenden Schattengebilde für wahre Gestalten ansehen soll, mit Leben und Regung?“<sup>150</sup>

Nathanael trifft in seiner Heimatstadt ein, versinkt „in düstre Träumereien, und trieb es bald so seltsam, wie man es niemals von ihm gewohnt gewesen.“<sup>151</sup> Die Erzählung beschreibt nun, wie der Wunsch nach unbedingt bestätigender Liebe zur Belastung einer Liebesbeziehung führen kann. Nathanael spricht immerfort davon, „wie jeder Mensch, sich frei wähnend, nur dunklen Mächten zum grausamen Spiele diene“, <sup>152</sup> und er versucht, Clara von seinen düsteren Schwärmereien zu überzeugen.

„Der verständigen Clara war diese Schwärmerei im höchsten Grade zuwider[...] zu Nathanaels nicht geringem Ärger. *Der* dachte, kalten unempfindlichen Gemütern verschließen sich solche tiefen Geheimnisse, ohne sich deutlich bewusst zu sein, daß er Clara eben zu solchen untergeordneten Naturen zähle, weshalb er nicht abließ mit Versuchen, sie in jene Geheimnisse einzuweihen.“<sup>153</sup>

Clara ihrerseits besteht nicht auf einer Übernahme ihrer eigenen Weltsicht durch Nathanael und widerspricht ihm zunächst nur, wenn dieser behauptet, der widerwärtige Dämon Coppelius werde auch ihr gemeinsames Liebesglück zerstören. Je länger Nathanael jedoch mit seinen Bemühungen fortfährt, um so weiter entfernen sich

---

<sup>149</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 28.

<sup>150</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 28.

<sup>151</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 29.

<sup>152</sup> Ebd.

<sup>153</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 29f.

beide voneinander, und Clara beginnt (ungewöhnlich für eine weibliche Figur ihrer Zeit), Nathanaels Verhalten ansatzweise zu parodieren: „Aber lieber Nathanael, wenn ich *dich* nun das böse Prinzip schelten wollte, das feindlich auf meinen Kaffee wirkt?“<sup>154</sup> Ansonsten lässt sie seine Vorträge gelangweilt über sich ergehen.

„Sonst hatte er eine besondere Stärke in anmutigen, lebendigen Erzählungen, die er aufschrieb, und die Clara mit dem innigsten Vergnügen anhörte, jetzt waren seine Dichtungen düster, unverständlich, gestaltlos, so daß, wenn Clara schonend es auch nicht sagte, er doch wohl fühlte, wie wenig sie davon angesprochen wurde. Nichts war für Clara tötender, als das Langweilige; in Blick und Rede sprach sich dann ihre nicht zu besiegende geistige Schläfrigkeit aus. Nathanael's Dichtungen waren in der Tat sehr langweilig. Sein Verdruß über Clara's kaltes prosaisches Gemüt stieg höher, Clara konnte ihren Unmut über Nathanael's dunkle, düstere, langweilige Mystik nicht überwinden, und so entfernten beide im Innern sich immer mehr voneinander, ohne es selbst zu bemerken.“<sup>155</sup>

Der Konflikt des Paares erreicht seinen Höhepunkt, als Nathanael ein Gedicht vorliest, in dem sich beide einander in einer grauenhaft-fantastischen Welt gänzlich fremd gegenüberstehen. Nathanael, vom eigenen Vortrag mitgerissen, fasst Claras Hand und

„seufzte wie aufgelöst in trostlosem Jammer: 'Ach! - Clara - Clara!' - Clara drückte ihn an ihren Busen und sagte leise, aber sehr langsam und ernst: 'Nathanael - mein herzlieber Nathanael! - wirf das tolle - unsinnige - wahnsinnige Märchen ins Feuer.' Da sprang Nathanael entrüstet auf und rief, Clara von sich stoßend. 'Du lebloses, verdammtes Automat!' Er rannte fort, bittere Tränen vergoß die tief verletzte Clara: 'Ach er hat mich niemals geliebt, denn er versteht mich nicht', schluchzte sie laut [...]“<sup>156</sup>

Die Entfremdung, die Hoffmann hier darstellt, verweist auf ein Liebesproblem, das genuin mit einer auf Bestätigung zielenden Liebesauffassung verbunden ist: Bestätigt werden sollen durch den anderen tendenziell genau die Verhaltensweisen, Gefühle und Überzeugungen, die in den unpersönlichen sozialen Beziehungen keine Anerkennung erhalten, weil sie mehr oder weniger ungewöhnlich, absonderlich

---

<sup>154</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 30.

<sup>155</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 30.

oder langweilig erscheinen. Je ungewöhnlicher, langweiliger usw. diese Überzeugungen, Gefühle und Verhaltensweisen jedoch sind, um so weniger ist zu erwarten, dass selbst der Beziehungspartner hierfür auf Dauer Interesse, Verständnis und Zustimmung zeigt. Im Laufe der gesellschaftlichen Differenzierung verstärkt sich dieses Problem mit zunehmender Vereinzelung und Individualisierung. Als Problemlösung findet sich, wie dargestellt, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts vor allem die Vorstellung, dass es in Liebesbeziehungen darauf ankäme, einen Menschen zu finden, der ähnliche oder gleiche Überzeugungen, Gefühle und Verhaltensweisen hat wie man selbst (denn dies erleichtere die gegenseitige Bestätigung erheblich). Dabei ist man sich intuitiv durchaus darüber im Klaren, dass diese Suche schwierig (oder unmöglich) ist, was sich daran zeigt, dass mit dem Ideal der liebenden Verschmelzung gleicher Seelen ab 1750 auch die Vorstellung aufkommt, es gebe nur den *einen* und *einzig* Menschen, den man lieben könne.<sup>157</sup> Die in heutigen Liebesdiskursen enthaltene Vorstellung, sich gegenseitig anzupassen und zugleich Individualität und Autonomie zu bewahren,<sup>158</sup> ist in den patriarchal strukturierten Konfliktdiskursen des 18. und 19. Jahrhunderts hingegen kaum zu finden. Vorherrschend war vielmehr eine mehr oder minder indirekte Aufforderung zur einseitigen Anpassung der Frau.

Vor diesem Hintergrund erweist sich *Der Sandmann* als Parodie von Problemen, die sich aus der männlichen Strategie der Suche nach Bestätigung ohne gegenseitige Anpassung ergeben. Hierzu beschreibt Hoffmann zunächst mit Nathanael und Clara ein Paar, das sich aufgrund besonderer Übereinstimmungen gefunden hatte,<sup>159</sup> schildert dann die oben dargestellte Entfremdung der beiden und demonstriert im Folgenden, wie auf einen solchen Konflikt reagiert werden kann: Clara wendet sich einfühlsam und nachvollziehend Nathanaels neuer Weltsicht zu und toleriert Differenzen innerhalb bestimmter Grenzen. Nathanael hingegen kann Differenzen nicht

---

<sup>156</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 32.

<sup>157</sup> Dem galanten Liebesdiskurs des 17. Jahrhunderts mit seiner Fundierung der Liebe auf sexuelles Begehren, Stand etc. kommt ein solcher Gedanke noch abwegig vor; vgl. Jutta Greis, *Drama Liebe*, a.a.O., S. 41 und Niklas Luhmann, *Liebe als Passion*, a.a.O., Kap. 6.

<sup>158</sup> Beziehungen verlangen „eine psychologische Abgrenzungs- und Versöhnungsarbeit: wir müssen uns einmal dem Partner öffnen, uns auf ihn einstellen, seine Bedürfnisse befriedigen und seine Weltsicht anerkennen, zum anderen müssen wir unsere Autonomie und Individualität bewahren und ihm gegenüber unseren Standpunkt und unsere Bedürfnisse vertreten.“; Helm Stierlin, *Das Tun des Einen und das Tun des Anderen*, Frankfurt am Main 1971, S. 11.

<sup>159</sup> Clara, so heißt es, wird zwar wegen ihrer für ihre Zeit unweiblichen, 'verständigen' Eigenschaften von „vielen als kalt, gefühllos, prosaisch gescholten; aber andere, die das Leben in klarer Tiefe aufgefaßt, liebten ungemein das gemüthvolle, verständige, kindliche Mädchen, doch keiner so sehr als Nathanael, der sich in Wissenschaften und Kunst kräftig und heiter bewegte.“ Hoffmann, a.a.O., S. 28.

akzeptieren und seine Weltsicht nicht modifizieren - er zieht es vor, sich in Olimpia zu verlieben.

### 3.2 Olimpia und Nathanael: Imagination und Passivität

Die Darstellung des Paares Olimpia/Nathanael erweitert die Liebeskonfliktthematik der Erzählung um drei Aspekte. Erstens stellt sie Nathanaels Liebe in Zusammenhang mit dessen Mangel an Anpassungsbereitschaft und einer Neigung zur Projektion gewünschter Eigenschaften auf die Geliebte. Zweitens verallgemeinert Hoffmann bestimmte Züge dieses Verhaltens zur Beschreibung von 'Künstlern' „und viele[n] hochzuverehrende[n] Herren“<sup>160</sup>. Drittens parodiert er mit der Figur Olimpias ein passives Verhaltensschema von Frauen, die sich an männlichen Bestätigungserwartungen orientieren: Zunächst ist dem Text leicht zu entnehmen, warum sich Nathanael nach seinem Streit mit Clara neu verliebt. Er glaubt, bei Olimpia völliges Verständnis und damit genau die liebende Bestätigung zu finden, die er bei Clara vermisst.<sup>161</sup>

„[...] er lebte nur für Olimpia, bei der er täglich stundenlang saß und von seiner Liebe, von zum Leben erglühter Sympathie, von psychischer Wahlverwandtschaft fantasierte, welches alles Olimpia mit großer Andacht anhörte. Aus dem tiefsten Grunde des Schreibpults holte Nathanael alles hervor, was er jemals geschrieben. Gedichte, Fantasien, Visionen, Romane, Erzählungen [...] das alles las er der Olimpia stundenlang hinter einander vor, ohne zu ermüden. Aber auch noch nie hatte er eine solch herrliche Zuhörerin gehabt.“<sup>162</sup>

Die Forschungsliteratur spricht im Anschluss an Freud<sup>163</sup> zumeist von narzisstischer Liebe, um Nathanaels Gefühle für Olimpia zu beschreiben. Auch wenn mit dem Begriff des Narzissmus (ohne dessen weitere problematische psychoanalytische Implikationen) lediglich diejenige Form von Liebe gemeint ist, „die man dem Bild seiner Selbst entgegenbringt“,<sup>164</sup> trifft dies aber nicht das entscheidende Merkmal von Nathanaels Liebe, denn der Begriff der narzisstischen Liebe sagt nichts darüber aus, auf welche Bestandteile des Selbstbildes sich diese Liebe bezieht. So liebt Narziss sein schönes [!] Spiegelbild, also einen Teil von sich, den auch andere an-

---

<sup>160</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 46f.

<sup>161</sup> Hoffmann bietet noch weitere mögliche Ursachen an, z.B. den Blick durch das 'Perspektiv'; vgl. Hohoff, a.a.O., S. 296f.

<sup>162</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 42f.

<sup>163</sup> Freud, a.a.O.

<sup>164</sup> Vgl. J. Laplanche; J.B. Pontalis, Das Vokabular der Psychoanalyse, Frankfurt am Main 1986, S. 317f.

erkennen. Entscheidend für Nathanaels Liebe ist hingegen, dass Olimpia denjenigen Teil seines Selbstbildes zu verstehen scheint, der von den anderen (Clara) gerade nicht akzeptiert und bestätigt wird: seine langweilige Poesie. Insofern sollte man seine Gefühle genauer als narzisstische Liebe zu den unbestätigten Zügen seines Selbstbildes bezeichnen.

Hoffmann verallgemeinert diese Liebe nun in zweifacher Weise. Er rückt sie in den Kontext einer Kunstauffassung, die von ihm selbst und beispielsweise auch von Wackenroder und Tieck vertreten wird. Diese Auffassung macht eine Geistesverwandtschaft zwischen Künstler und Rezipient zur Voraussetzung des richtigen Verständnisses von Dichtung.<sup>165</sup> Nathanael steigert diesen Gedanken der Geistesverwandtschaft zum wunderbaren, liebenden 'Zusammenklang'.

„O [Olimpia] du herrliches, du tiefes Gemüt, rief Nathanael auf seiner Stube: [...] nur von dir, von dir allein werd' ich ganz verstanden.' Er erbebte vor innerm Entzücken, wenn er bedachte, welch' wunderbarer Zusammenklang sich in seinem und Olimpia's Gemüt täglich mehr offenbare [...] „<sup>166</sup>

Neben diesem Zusammenhang zwischen Nathanaels Überzeugungen und ästhetischen Rezeptionsbedingungen deutet die Erzählung auch an, dass Nathanaels Illusion eines liebenden Zusammenklangs typischem Künstlerverhalten gegenüber Frauen zumindest verwandt ist. Wie bereits erwähnt, wird im Kontext der Charakterisierung Claras berichtet, wie verschiedene Künstler ('Nebler und Schwebler') von dieser in metaphorischen Bildern sprechen, die Clara nur als 'verfließende Schattengebilde' auffassen kann. Nathanael benutzt ähnliche Metaphern, um sein Verhältnis zu Olimpia zu beschreiben. Hatte Clara für die Maler einzelne Kunstwerke und Teile der Natur 'gespiegelt', so ist es nun Nathanaels ganzes Sein, das er in Olimpia wiederfindet. „Du tiefes Gemüt, in dem sich mein ganzes Sein spiegelt.“<sup>167</sup> Und während aus Claras Blick einzelnen Dichtern „wunderbare himmlische Gesänge und Klänge entgegenstrahlen, die in unser Innerstes dringen, dass da alles wach und rege wird“<sup>168</sup>, wird für Nathanael seine ganze Dichtkunst zum Medium, über das er sich mit Olimpia identifiziert:

---

<sup>165</sup> So schreibt Hoffmann im Don Juan: „Nur der Dichter versteht den Dichter [...] nur der poetisch exaltierte Geist [kann] das verstehen, was der Geweihte in der Begeisterung ausspricht.“; zitiert nach: Hohoff, a.a.O., S. 268.

<sup>166</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 42f.

<sup>167</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 39f.

<sup>168</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 28.

„[...] es schien ihm, als habe Olimpia über seine Werke, über seine Dichtkunst überhaupt recht tief aus seinem Innern selbst gesprochen.“<sup>169</sup>

Wie durchaus realitätsnah Hoffmanns Beschreibung des Zusammenhangs zwischen weiblicher Rezeptionshaltung und Künstlerliebe war, legt ein Brief des Dichters Karl Leberecht Immermann an seine Geliebte Marianne Niemeyer am 20. Mai 1839 nahe:

„Der Umstand, daß Du mir beim Vorlesen so zuhörtest, wie nie jemand vor Dir, kann an und für sich geringfügig erscheinen u. doch ging von ihm meine Liebe aus [...]“<sup>170</sup>

\* \* \*

Bevor deutlich werden kann, inwieweit Nathanaels Liebe nicht nur typischem Künstlerverhalten, sondern dem Verhalten vieler 'hochverehrter Männer' im Allgemeinen nahe steht, muss zunächst auf die Figur Olimpias hingewiesen werden. Sie ist eine der bekanntesten Automaten der Weltliteratur.<sup>171</sup> Der Text nimmt mit ihr auf eine bis in die Antike zurückreichende literarische Tradition Bezug, in der weibliche Wesen, Puppen und Automaten zur Objektivation männlicher Wünsche und Ängste werden.<sup>172</sup> So verliebt sich der griechische Bildhauer Pygmalion in eine von ihm geschaffene Statue und kann sie durch einen Kuss zum Leben erwecken. Hoffmann schreibt:

„er [Nathanael] neigte sich zu ihrem Mund, eiskalte Lippen begegneten seinen glühenden! [...] die Legende von der toten Braut ging ihm plötzlich durch den Sinn; aber fest hatte Olimpia ihn an sich gedrückt, und in dem Kuß schienen die Lippen zum Leben zu erwärmen.“<sup>173</sup>

Im Kontext dieser Arbeit ist von besonderem Interesse, ob Hoffmann der Motivtradition des 'weiblichen Automaten' eine Variante hinzufügt, die den empfindsam-

---

<sup>169</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 43.

<sup>170</sup> Karl Leberecht Immermann, Briefe, Textkritische und kommentierte Ausgabe in 3 Bänden, (Hg.) Peter Hasubek, Band 2, 1832 - 40, Wien 1979, S. 985.

<sup>171</sup> Vgl. zur Wirkungsgeschichte: Hoffmann, a.a.O., Kommentar, S. 964f.

<sup>172</sup> Vgl. Elisabeth Bronfen, Die schöne Leiche. Weiblicher Tod als motivische Konstante von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die Moderne. In: (Hg.) Renate Berger; Inge Stephen, Weiblichkeit und Tod in der Literatur, Köln, Wien 1987, S. 87 - 117; Renate Berger, Metamorphose und Mortifikation. Die Puppe. In: (Hg.) Renate Berger; Inge Stephen, a.a.O., S. 265 - 290; Rudolf Drux, (Hg.), Die lebendiger Puppe, Frankfurt am Main 1986 und zum Motiv der mangelnden Sehkraft Olimpias: Linda Williams, Wenn sie hinschaut. In: (Hg.) Gertrud Koch; Heide Schlüppmann, Frauen und Film, Nr. 49, Horror, Dezember 1990, S. 3 - 20.

<sup>173</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 40.

romantischen Liebesdiskurs aufgreift. Bereits Goethe hatte dies 1778 in seiner dramatischen Posse *Der Triumph der Empfindsamkeit*<sup>174</sup> getan. Sie handelt von dem Prinzen Oronaro, der in seinem Reisegepäck die vorzüglichsten Glückseligkeiten empfindsamer Seelen mit sich führt. Dazu gehört (neben sprudelnden Quellen, Mondschein, Vogelsang und geladenen Pistolen) auch eine Puppe. Sie sitzt in einer Laube, gleicht äußerlich seiner Geliebten Mandandane und bildet das stumme Publikum seiner Liebesbeteuerungen. In ihrer Brust befindet sich ein Sack mit Häckerlingen und verschiedenen Büchern, u.a. 'Siegwart, eine Klostersgeschichte', 'Die neue Heloise' und der 'Werther'. Am Ende des Stückes vor die Wahl gestellt, zieht der Prinz die Puppe der realen Frau vor. Die Weimarer Hofgesellschaft verständigte sich auf diese Weise über die Lächerlichkeit eines übersteigerten Empfindsamkeitskultes. Das Motiv der Puppe verdeutlicht hierbei, was bei der enthusiastischen, poetisch-metaphorisch überfrachteten Diktion des Prinzen auf der Strecke bleibt. Seine Geliebte Mandandane formuliert dies folgendermaßen, als man ihr von der Puppe des Prinzen erzählt:

„Es ist Verleumdung! Der Mann, dessen Liebe ganz in geistigen Empfindungen schwebt, sollte sich mit so einem schalen Puppenwerk abgeben? Ich weiß, daß er mich liebt; aber es ist meine Gesellschaft, die Unterhaltung, die er für seinen Geist bei mir findet.“<sup>175</sup>

Hoffmann nun lässt seine Figur der Olympia eine ähnliche Funktion erfüllen. Auch sie dient dazu, den Projektionscharakter der Liebe Nathanaels zu verdeutlichen. Im Unterschied zu Goethe jedoch, dem es vor allem um die Beschreibung männlichen Liebesverhaltens geht, parodiert Hoffmann mit Olympias Puppenhaftigkeit auch weibliche Verhaltensschemata in Liebesbeziehungen. Denn ihr Schöpfer Spalanzani stattet sie mit einer Reihe von Fähigkeiten aus, die typischerweise von einer bürgerlichen Frau um 1800 erwartet werden: Sie ist schön, spielt Flügel, singt und tanzt. Zudem zeichnet sie sich durch „[...] völlige Passivität und Wortkargheit“ aus.<sup>176</sup> Olympias Wortschatz beschränkt sich auf insgesamt fünf Wörter:

„Er [Nathanael] saß neben Olympia, ihre Hand in der seinigen und sprach hochentflammt und begeistert von seiner Liebe in Worten, die keiner verstand, weder er, noch Olympia. Doch diese vielleicht; denn sie sah ihm unverrückt ins

---

<sup>174</sup> Vgl. Johann Wolfgang Goethe, *Der Triumph der Empfindsamkeit*, Sämtliche Werke, Münchener Ausgabe, (Hg.) Karl Richter, Band 2.1, München 1987.

<sup>175</sup> Goethe, a.a.O., S. 204f.

Auge und seufzt einmal über's andere: Ach - Ach - Ach! - worauf denn Nathanael also sprach: 'O du herrliche, himmlische Frau!'<sup>177</sup> „Nur wenn Nathanael endlich aufstand und ihre Hand, auch wohl den Mund küßte, sagte sie: 'Ach, Ach!' - dann aber: 'Gute Nacht, mein Lieber!' 'O du herrliches, du tiefes Gemüt, rief Nathanael [...]“<sup>178</sup>

Dieser 'restringierte Code' Olimpias ist offenbar die notwendige Voraussetzung dafür, dass Nathanael das an Bestätigung zu erhalten glaubt, was er von der Geliebten erwartet. Der Erzähler verallgemeinert dieses Verhalten Olimpias nun in zweifacher Hinsicht. Erstens erklärt er es zur Umgangsform des 'Publikums' im Allgemeinen - denn es gelingt Olimpia 'mit Glück' (d.h. ohne aufzufallen) 'vernünftige Teezirkel' zu besuchen. Zweitens erklärt er ihr Verhalten zur Eigenheit so mancher Frau, deren 'Lebendigkeit' nicht über allen Zweifel erhaben sei.

„Aber viele hochzuverehrende Herren beruhigten sich nicht [...] die Geschichte mit dem Automaten hatte tief in ihrer Seele Wurzeln gefaßt und es schlich sich in der Tat abscheuliches Mißtrauen gegen menschliche Figuren ein. Um nun ganz überzeugt zu werden, daß man keine Holzpuppe liebe, wurde von mehreren Liebhabern verlangt, daß die Geliebte etwas taktlos singe und tanze, daß sie beim Vorlesen sticke, stricke, mit dem Möpschen spiele u.s.w. vor allen Dingen aber, daß sie nicht bloß höre, sondern auch manchmal in *der* Art spreche, daß dies Sprechen wirklich ein Denken und Empfinden voraussetze.“<sup>179</sup>

\* \* \*

Diese Passage verallgemeinert nicht nur Züge Olimpias, sondern verlängert zudem auch Nathanaels Mangel an Realitätswahrnehmung in den bürgerlichen Liebesalltag „viele[r] hochzuverehrende[r] Herrn“<sup>180</sup> hinein. Dabei kann die Befürchtung, sich in eine Puppe verliebt zu haben, als Ausdruck eines durchaus ernsthaften Problems aufgefasst werden - der Frage nämlich, wie illusorisch das eigene Bild der oder des Geliebten tatsächlich ist.<sup>181</sup> Dieses Problem ist in empfindsam-romantischen Lie-

---

<sup>176</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 43.

<sup>177</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 39f.

<sup>178</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 43.

<sup>179</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 46f.

<sup>180</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 46.

<sup>181</sup> Adolph Freiherr von Knigge nennt in seinem Ratgeber „Über den Umgang mit Menschen“ (1788) als einen der Gründe für eine schlechte Ehe, dass „ihm [dem Mann] die Liebe in früher Jugend einen Streich gespielt hat, indem der böse Feind Asmodäus [Asmodi (aram.): oberster böser Geist im jüdischen Glauben] im Brautstand immer die schönste Larve vornimmt.“ Adolph Freiherr von Knigge,

besbeziehungen von besonderem Gewicht. Solange sich Liebe bis in den galanten Diskurs hinein vor allem an Merkmalen wie Jugend, Schönheit oder Status entzündete, war eine ausreichende Kenntnis der/des Geliebten noch relativ leicht zu erreichen (eine wichtige Ausnahme bildete die Frage der Treue und des Gehorsams). Tugendhaftigkeit und Klugheit, die mit der Aufklärung an Gewicht gewinnen, sind bereits schwerer einzuschätzen. Soll mit der Geliebten jedoch ein gemeinsames Weltbild aufgebaut werden, in dem tendenziell jede Eigenschaft des anderen von Bedeutung sein kann, dann wird der Prozess des Sich-Kennenlernens schwierig. Im Briefwechsel zwischen Moller und Klopstock wurde dies bereits deutlich, und auch Hoffmann konnte hier auf private Erfahrungen zurückgreifen. Drei Jahre vor der Niederschrift des *Sandmanns* hatte er seine Gefühle (der unerwiderten Liebe) zu seiner Musikschülerin Julie Marc in seinem Tagebuch festgehalten und Marc in ironisierender Distanz als eine dämonische Maske bezeichnet, hinter der etwas Hochpoetisches spuke:

„19.1. [...] Es bleibt noch von der geistigen höchst exotischen Stimmung viel zu bemerken - Ktch - Ktch - Ktch [Chiffre für Julie] - O Satanas - Ich glaube, daß irgend etwas hochpoetisches hinter diesem Daemon spukt, und insofern wäre Ktch nur als Maske anzusehen - demasquez vous donc, mon petit Monsieur!“<sup>182</sup>

Den desillusionierenden Ausgang eines solchen Demaskierens persiflierte Hoffmann dann im *Sandmann* am Ende seiner Schilderung des Aufsehens, das die ‘Geschichte mit dem Automaten’ gemacht hatte.

„Das Liebesbündnis vieler wurde [mit dem Test der Geliebten] fester und dabei anmutiger, andere dagegen gingen leise auseinander. ‘Man kann wahrhaft nicht dafür stehen’, sagte dieser und jener.“<sup>183</sup>

---

E.T.A. Hoffmanns *Der Sandmann* bearbeitet die Probleme der Dialektik von Anpassung und Autonomie in Liebesbeziehung: Er illustriert an der Figur Nathanaels ein Extrem der Neigung zur Projektion gewünschter Eigenschaften auf die

---

Über den Umgang mit Menschen (1788), Bremen 1964, S. 191.

<sup>182</sup> E.T.A. Hoffmann, Tagebücher, Nach der Ausgabe Hans von Müllers mit Erläuterungen (Hg.) Friedrich Schnapp, Darmstadt 1971, S. 134f.

<sup>183</sup> Hoffmann, a.a.O., S. 46f.

Geliebte zur Vermeidung notwendiger gegenseitiger Anpassung.<sup>184</sup> Und er weist dies als mehr oder minder typisches männliches Verhaltensschema aus. Dem gegenüber stellt er die beiden weiblichen Figuren des Textes. Clara verkörpert die Verbindung von ausgewogener Anpassung und Autonomie, Sensibilität und Vernunft. Olimpia dagegen personifiziert die Männerphantasie der sich selbstlos anpassenden und bestätigenden Geliebten, die im 19. Jahrhundert zum weitverbreiteten Ideal erhoben und von weiblicher Seite als realer gesellschaftlicher Anpassungsdruck auf die Frau in der Ehe angeklagt wurde.<sup>185</sup>

---

<sup>184</sup> Dieses Projektion sollte im Übrigen nicht mit dem Sprichwort 'Liebe macht blind' verwechselt werden. Projektionen setzten zwar eine gewisse Blindheit gegenüber einer realen Person voraus, sind aber hier eher die Voraussetzung des Sich-Verliebens als dessen Folge. Treffender wäre zu sagen: 'Der Wunsch nach Liebe ohne Anpassungsbereitschaft macht blind'. Zudem vernachlässigt der Begriff der 'Liebesblindheit' das 'kreative' Moment der projektiven Imagination einer Geliebten.

<sup>185</sup> Vgl. den in Kapitel 2 zitierten Brief Sophie Mereaus an Henriette Geißler.

## 4 Geschlechterstereotypen und Wahrnehmung von Individualität im Briefwechsel zwischen Meta Moller und Friedrich Gottlieb Klopstock

„Am 29. Julius

[...] O er [Albert] ist nicht der Mensch, die Wünsche dieses [Lottes] Herzens alle zu füllen. Ein gewisser Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel - nimm es, wie du willst; daß sein Herz nicht sympathisch schlägt bei - o! - bei der Stelle eines lieben Buches, wo mein Herz und Lottens in *einem* zusammentreffen; in hundert andern Vorfällen, wenn es kommt, daß unsere Empfindungen über eine Handlung eines Dritten laut werden.“<sup>186</sup>

Goethe bringt in dieser Passage aus *Die Leiden des jungen Werther* eine Kernaussage des *empfindsamen* Liebesdiskurses zum Ausdruck. Bis ins frühe 18. Jahrhundert gelten Schönheit, Jugend, Reichtum, Tugend oder Leidenschaft als Ursache der Liebe. Jetzt ist es (auch) der *Gleichklang* zweier Menschen hinsichtlich scheinbar nebensächlicher und individueller Gefühle und Gedanken, der für die Liebe unentbehrlich ist.<sup>187</sup> Daher kann Werther darüber reflektieren, dass ein solcher Gleichklang zwar zwischen ihm und Lotte bestehe, nicht jedoch zwischen Lotte und ihrem Verlobten Albert, und deshalb „wäre [Lotte] mit mir glücklicher geworden als mit ihm.“<sup>188</sup>

An der Überzeugung, Gemeinsamkeiten seien eine wichtige Voraussetzung der richtigen Partnerwahl, hat sich bis heute wenig geändert. Die sozialpsychologische Forschung lässt vermuten, dass auch heute Ähnlichkeiten im Hinblick auf den soziokulturellen Hintergrund (Nationalität, sozioökonomischer Status, Bildungsniveau, Rasse, Religion) und auf Persönlichkeitsmerkmale (Wertorientierung und Interessen) typische Einflussfaktoren auf die Partnerwahl sind.<sup>189</sup> Erklären lässt sich dies mit Blick auf die stabilisierende Funktion von Liebesbeziehungen über den Aufbau einer gemeinsamen Weltsicht. Je ähnlicher die individuellen Erfahrungen, Überzeu-

---

<sup>186</sup> Johann Wolfgang von Goethe, *Die Leiden des jungen Werther*, Werke, Hamburger Ausgabe, Band 6, München 1981, S. 75.

<sup>187</sup> Gellert sprach 30 Jahre zuvor nur von einer 'gewissen Gleichheit': „Die Übereinstimmung der Gemüthsart, eine gewisse Gleichheit in unsern Meynungen und Neigungen [...] das ist der Grund der ehelichen Liebe.“ Christian Fürchtegott Gellert, *Das Loos in der Lotterie*, Ein Lustspiel in fünf Aufzügen (1746). In: C.F. Gellert, *Lustspiele*. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1747, Stuttgart 1966, S. 311f.

<sup>188</sup> Goethe, a.a.O., S. 75.

<sup>189</sup> Vgl. Rolf Oerter; Leo Montada, *Entwicklungspsychologie*. Ein Lehrbuch, München, Weinheim 1987, S. 342.

gungen und Reaktionsweisen zweier Menschen sind, um so leichter lässt sich ein gemeinsames Lebensprojekt herstellen.

Wie etwa Wolfgang Amadeus Mozarts Oper *Die Zauberflöte*<sup>190</sup> anhand des Paares Papageno/Papagena zeigt, eignete sich dieser Aspekt von Liebesbeziehungen bereits frühzeitig zur humoristischen Verarbeitung: Papageno, die komische Figur der Oper, soll sich einer Reihe von Prüfungen unterwerfen (2. Aufzug, 3. Auftritt). Als Belohnung wird ihm eine schöne, tugendhafte Frau versprochen. Doch die Gefahren der Prüfung erscheinen ihm zu groß, er lehnt zunächst ab. Es lohnt sich, dieses Verhalten im Zusammenhang mit seiner besonderen sozialen Rolle zu betrachten. Papageno stellt sich freiwillig immer wieder abseits der aufgeklärten Ordnung und dokumentiert dies insgesamt auch durch sein 'vogelähnliches' Äußeres. Er ist gleichsam die individuellste Figur der Oper. Damit bedarf er mehr als der 'alten' Liebe, welcher Tugend, Schönheit und Stand als ausreichende liebenswerte Eigenschaften des andern genügen.<sup>191</sup> Papageno braucht ein 'Mädchen', das seine Individualität (hier symbolisiert durch Name und Aussehen) spiegelnd bestätigt, und deshalb bekommt er nach seiner anfänglichen Ablehnung genau dies versprochen:

**„Zweiter Priester** Wenn nun aber Sarastro dir ein Mädchen aufbewahrt hätte, das an Farbe und Kleidung dir ganz gleich wäre?

**Papageno** Mir gleich? Ist sie jung?

**Zweiter Priester** Jung und schön.

**Papageno** Und heißt?

**Zweiter Priester** Papagena.

**Papageno** Wie? - Pa -?

**Zweiter Priester** Papagena.

**Papageno** Papagena? Die möcht' ich aus bloßer Neugierde sehen.“<sup>192</sup>

Was so bis heute auf der Bühne zum Amusement des bürgerlichen Publikums parodiert werden kann, war ab der Mitte des 18. Jahrhunderts in Kreisen des gebildeten Bürgertums ein sehr ernsthaftes Bestreben. Bevor Goethe mit dem Erfolg seines *Werther* eine Romanfigur zur Verkörperung dieser Suche nach empfindsamer Liebe machte, galt der Dichter Friedrich Gottlieb Klopstock (1724 - 1803)

---

<sup>190</sup> Vgl. Wolfgang Amadeus Mozart, *Die Zauberflöte*. Texte, Materialien, Kommentare, (Hg.) Attila Csampai; Dietmar Holland, Reinbeck bei Hamburg 1982.

<sup>191</sup> Dies unterscheidet ihn von seinem Begleiter, dem 'etablierten' Prinzen Tamino, der sich bei einem ähnlichen Angebot sofort in das 'bezaubernd schönes Bildnis' Paminas verliebt.

<sup>192</sup> Mozart, a.a.O., S. 83.

als deren typischer literarischer Repräsentant. So urteilte beispielsweise Christoph Martin Wieland Ende Juli 1751 in einem Brief an seine Geliebte Sophie Gutermann:

„Den 4. und 5. Gesang vom *Messias* werde ich Ihnen selbst mitbringen. In diesem ist eine unendlich schöne Beschreibung der Liebe, wie die unsrige ist, nur daß das Herz des Liebhabers in ein Licht gesetzt ist, welches das meinige sehr verdunkelt. Ich bin gewiß, daß der Herr Klopstock [tiefer als ich] liebt [...]

<sup>193</sup>  
”

Und noch zwanzig Jahre später beim Erscheinen des *Werther* kann in der berühmten Gewitterszene bereits der isoliert ausgesprochene Name „Klopstock“ zur Chiffre werden, die zwei liebende Herzen in wortlosem Verstehen vereinigt.

„Wir traten ans Fenster. Es donnerte abseitwärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt, ihr Blick durchdrang die Gegend; sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge tränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte: ‘Klopstock!’ - Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode [...]“<sup>194</sup>

Nicht nur das lyrische Ich seines *Messias*, sondern auch der Briefwechsel mit seiner späteren Gattin Meta Moller (1728 - 1758) zeigen, dass Klopstock zu Recht als einer der ersten Repräsentanten des empfindsamen Liebesdiskurses gelten kann.<sup>195</sup> Soweit der Briefwechsel der beiden Rückschlüsse auf ihre reale Beziehung erlaubt, unterschied sich ihr Verhältnis deutlich von den traditionellen Liebes- und Ehebeziehungen ihrer Zeit: Beide gehören gleichsam zur ‘empfindsamen Avantgarde’ der Zeit, und zwischen beiden besteht kein finanzielles Abhängigkeitsverhältnis. Die Kaufmannstochter Moller ist finanziell unabhängig, Klopstocks ökonomische Lage als freier Dichter ist eher schwankend. Und so muss Moller ihren Wunsch, Klopstock zu heiraten, eher gegen ihre Familie durchsetzen, als von dieser zur Heirat gedrängt zu werden.

---

<sup>193</sup> Christoph Martin Wieland, Brief an Sophie Gutermann Ende Juli 1751, Ich bin mehr Herz als Kopf. Sophie von LaRoche. Ein Lebensbild in Briefen, (Hg.) Michael Maurer, München 1985, S. 44f.

<sup>194</sup> Goethe, a.a.O., S. 27.

<sup>195</sup> Vgl. Meta Klopstock, geborene Moller, Briefwechsel mit Klopstock, ihren Verwandten und Freunden, (Hg.) Hermann Meta Moller, Briefwechsel, 3 Bände, o.O. 1956.

„Mein Zweifel war nur, ob ich dich gegen meiner Mutter Willen *heiraten* dürfte. Lieber Kl, lieben werde ich dich ewig, auch gegen ihren Willen. Und so bald *du es willst*, will ich dich gegen ihren Willen heiraten.“<sup>196</sup>

Das Problem der Herrschaft in der Beziehung taucht dementsprechend im Briefwechsel explizit lediglich in spielerischer Weise auf, etwa wenn Meta Moller in einem Brief, der sowohl an den Freund Johann Andreas Cramer als auch an Klopstock gerichtet ist, auf das Phänomen der vorehelichen Verstellung hinweist:

„Und wenn Kl. es auch nicht haben will; so werde ich, wenn ich einmal erst Frau bin, schon zu herrschen wissen. Ich lasse mir das itzt nur noch nicht merken.“<sup>197</sup>

Vor diesem für ihre Zeit außergewöhnlichen Hintergrund suchen Klopstock und Moller in ihrer Verbindung gegenseitiges Verständnis und Bestätigung ihrer Individualität. Die neuere Forschung hat Meta Moller in diesem Kontext in die Reihe der um 1730 geborenen gebildeten Frauen gestellt, die ohne offenes Konfliktverhalten Identität durch Idealisierung des Geliebten suchen.<sup>198</sup> Meta Moller, so Ulrike Prokop, wollte „keinen Kaufmann, sondern ein Ideal, das heroische, den Spiegel ihres eigenen grandiosen Selbst“.<sup>199</sup> Inwieweit dies zutrifft und welche Probleme sich zu Beginn der Durchsetzung des empfindsamen Liebesdiskurses für zwei Menschen auf ihrer Suche nach Liebe ergeben können, ist Gegenstand dieses Kapitels. Der Briefwechsel zwischen Moller und Klopstock eignet sich zur Beantwortung dieser Frage in besonderer Weise. Am Beginn der Bekanntschaft zwischen Moller und Klopstock stehen lediglich drei gemeinsam verbrachte Tage, gefolgt von einem regen schriftlichen Austausch, der sich über ein Jahr erstreckt. Dann erst werden sich beide erneut begegnen und sich schnell und heimlich verloben. Der Prozess

---

<sup>196</sup> Moller, Brief vom 10. - 11.8.1752, a.a.O., Band I, S. 276.

<sup>197</sup> Moller, Brief vom 10. - 11.8. 1752, a.a.O., Band I, S. 277. Im öffentlichen Kontext ihrer *Briefe Verstorbener an Lebendige* äußerte sich Moller noch traditionell und lässt die Frau ihren größten Stolz im Gehorsam gegen den Mann finden; vgl. Paul Kluckhohn, Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der Romantik, Halle 1931, S. 180.

<sup>198</sup> Vgl. zum Forschungsstand: Jutta Clauss, Liebeskunst. Der Liebesbrief im 18. Jahrhundert, Stuttgart, Weimar 1993, S. 19f. und Ulrike Prokop, Die Einsamkeit der Imagination. Geschlechterkonflikt und literarische Produktion um 1770. In: (Hg.) Gisela Brinker-Gabler, Deutsche Literatur von Frauen, Band 1, Vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, Frankfurt und Wien 1988, S. 360; vgl. zur literaturgeschichtlichen Einordnung im Allgemeinen: Reinhard M. G. Nickisch, Briefkultur: Entwicklung und sozialgeschichtliche Bedeutung des Frauenbriefs im 18. Jahrhundert. In: (Hg.) Gisela Brinker-Gabler, Deutsche Literatur von Frauen, Band 1, München 1988, S. 398.

<sup>199</sup> Prokop, a.a.O.

der schrittweisen Annäherung vollzieht sich also über weite Strecken im Medium der Schriftlichkeit und kann entsprechend nachvollzogen werden.

Zunächst wird hierzu ein kurzer biographischer Überblick die vergleichsweise geringe Einbindung in traditionelle Rollenvorgaben beschreiben, in der sich Klopstock und Moller zum Zeitpunkt ihrer ersten Begegnung befanden. Dies wird deutlich machen, warum beide zu Vorreitern einer Liebesauffassung werden konnten, in der die Bestätigung des Selbst durch den Partner besondere Bedeutung bekommt. Im Anschluss daran wird darauf eingegangen, wie sich die empfindsame Liebesauffassung im Umgang der beiden im Einzelnen zeigt und welchen geschlechtstypischen Problemen sich beide bei der Verwirklichung ihrer Liebesvorstellungen gegenübersehen.

#### 4.1 Lebenssituation und erste empfindsame Kontakte

Meta Moller wird im Jahre 1728 in Hamburg geboren.<sup>200</sup> Ihr Vater, ein Kaufmann, stirbt, als sie acht Jahre alt ist. Die Mutter heiratet erneut. Meta erhält eine für eine Frau ihrer Zeit ungewöhnlich umfassende Bildung. Neben den obligatorischen Fähigkeiten einer Hausfrau beherrscht sie die englische, französische, italienische und lateinische Sprache. Im Gegensatz zu ihren beiden Schwestern heiratet sie nicht in jungen Jahren, sondern lebt im Hause ihrer älteren Schwester, nachdem sie mit neunzehn Jahren für mündig erklärt worden ist. Sie verfügt über eigenes Vermögen. Als Motiv für den Entschluss, zunächst nicht zu heiraten, gibt Meta ihre ungewöhnlichen Erwartungen an die eheliche Liebe an. Diese Erwartungen wird sie in späteren Jahren unter dem Begriff der „Zärtlichkeit“<sup>201</sup> subsumieren:

„Ich habe dir [Klopstock] gesagt, daß ich in meinem 13ten Jahre schon mehrentheils gebildet war. Dieses ist eine gewiße Warheit, so sehr es dir auch beliebte, darüber zu lachen. Ich dachte damals schon <sehr> ernsthaft darauf, wie ich mein Leben einrichten wolte wenn ich entweder unverheyraethet bliebe, oder mich verheyraethete [...] Wegen des leztern machte ich sehr gute Überlegungen [...] hauptsächlich, wie ich meinem Mann begegnen wollte. Ich machte mir damahls schon *ungefehr* so ein Bild von meinem Manne, als der Himmel ihn mir izt giebt [...] Ich raisonnire izt noch immer so, aber ich kan mich kürzer ausdrücken. Mann muß seinen Mann zärtlich lieben, sage ich izt.“<sup>202</sup>

Im April 1751 lernt Meta Friedrich Gottlieb Klopstock kennen. Klopstock, vier Jahre älter, Student der Theologie, Schriftsteller und Hauslehrer, ist zu diesem Zeitpunkt nach der Veröffentlichung dreier Gesänge seines *Messias* (1748) ein bekannter, aber kein wohlhabender Mann. Er hatte noch vor kurzem unentschlossen zwischen den Lebensperspektiven eines Kaufmanns und eines Poeten geschwankt<sup>203</sup> und sich nun entschieden, ein Angebot des dänischen Königs zu akzeptieren, in Kopenhagen den *Messias* zu vollenden. Klopstock trifft auf dem Weg dorthin am

---

<sup>200</sup> Vgl. zur Person Meta Mollers: Friedrich Gottlieb Klopstock, Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe, (Hg.) H. Gronemeyer, E. Höpker-Herberg u.a., Briefe, Band II, (Hg.) Rainer Schmidt, Berlin, New York 1985, S. 282ff.

<sup>201</sup> Bis in die 60er Jahre hinein wird dieser Begriff häufiger als sein Synonym 'Empfindsamkeit' gebraucht; vgl. Nikolaus Wegmann, Diskurse der Empfindsamkeit. Zur Geschichte eines Gefühls in der Literatur des 18. Jahrhunderts, Stuttgart 1988, S. 40.

<sup>202</sup> Moller, Brief vom 8.8.1752, a.a.O., Band I, S. 273f.

<sup>203</sup> Vgl. zu diesem biographischen Detail den Brief Nicolaus Dietrich Gisekes an Friedrich von Hagedorn: Meta Moller, Briefwechsel, a.a.O., Band III, S. 764.

4. April 1751 in Hamburg ein. Sein Jugendfreund Nikolaus Dietrich Giseke hatte ihm hier einen Besuch bei Meta Moller empfohlen. Sie habe voller Begeisterung den *Messias* gelesen und freue sich darauf, dessen Dichter kennen zu lernen. Klopstock macht ihr seine Aufwartung.

Meta Moller hat Giseke im Abstand von zwei Jahren ausführlich über dieses erste Zusammentreffen mit Klopstock berichtet. Ihr Bericht schwankt zwischen einem leicht spöttischen und einem ernsthaften, gefühlvollen Ton. Dem entsprechen zwei Ebenen, auf denen Moller und Klopstock in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft aneinander Gefallen finden. Die erste Ebene ist deutlich sinnlicher Natur. Man sitzt in Gesellschaft am Tisch und speist:

„Ich reichte Rahn einen Teller mit Aepfeln, u weil Kl u Hagedorn zwischen uns sassen; so muste ich mich fast auf Kl. seinen Schooß legen, um hinzukommen. Kl sah sehr aufmerksam nach meiner Tour-de-gorge [Decolleté], u seufzte. Ich bemerkte es u wunderte mich, denn ich hatte Kl bisher für einen blossen Geist gehalten (ltzt weiß ichs wohl, daß er einen eben so süssen Körper hat).“<sup>204</sup>

Auch Meta findet an Klopstocks Aussehen Gefallen, sein erster Anblick ‘frappiert’ sie, hatte sie doch nicht erwartet,

„daß der Verfass: des Mess: so süß aussähe, u so bis zur Vollkommenheit schön wäre.“<sup>205</sup>

Beide geben in spielerischer Weise diese erotische Anziehung zu erkennen:

„Er las ein Stück aus dem Mess: Die Schm. [Metas Schwester] war dazugekommen. Er fragte, ob er nicht einen Kuß dafür verdient hätte? Die Schm. sagte ja. Ich sagte, ich küste keine Mannsperson. Er disputirte viel dagegen. Ich dachte, warum küst der Affe dich denn nicht? Du kannst ihm den Kuß ja nicht geben.“<sup>206</sup>

Die Verhaltensweisen Mollers und Klopstocks entsprechen bis hierher durchaus den galanten Umgangsformen ihrer Zeit. Verbunden sind diese jedoch mit einem diskursgeschichtlich neuen Wunsch nach persönlich-intimer Kommunikation. Diese bahnt sich zunächst im geselligen Rahmen an: „Kl. sprach immer mit mir

---

<sup>204</sup> Moller, Brief vom 11.12.1753, a.a.O., Band I, S. 12.

<sup>205</sup> Moller, Brief vom 12.9.1773, a.a.O., S. 8.

<sup>206</sup> Moller, Brief vom 11.12.1753, a.a.O., S. 14.

alleine. Die andren nahmen es übel, ich nicht.“<sup>207</sup> Dann jedoch separieren sich die beiden auch räumlich von der Gesellschaft.

„KI fragte ob ich seine Elegie: Dir nur zärtliches Hertz - - kennte. Ich sagte, aus einer gewissen Furchtsamkeit, daß ich sie nicht *genung* kennen möchte, nein. Er wunderte sich, u sagte, so wollten wir sie zusammen lesen[...] Ich fieng an zu lesen, konnte aber nicht fortfahren, weil ich einen zu starken Fluß auf den Augen [Tränen] hatte. KI las. Er hielt meine eine Hand. Das Herz schlug mir gewaltig, unsere Hände wurden immer heisser, immer heisser, ich fühlte sehr viel u, ich glaube, KI. auch.“<sup>208</sup>

Über Klopstocks Oden führt das Gespräch zu dessen „Geschichte“<sup>209</sup> mit seiner Cousine Maria Sophia Schmidt. Sie hatte Klopstock zu zahlreichen „Fanny“-Oden angeregt und war damit einem weiten Kreis von LeserInnen bekannt geworden. Anfang 1751 ist das Verhältnis der beiden ungeklärt, Klopstock weiß nicht, ob seine Liebe erwidert wird. Meta an Giseke:

„Wir kamen nach und nach so weit, daß er mir seine ganze Geschichte erzählte. Ich empfand so viel dabey, daß ichs gar nicht ausdrücken kann. Ich mußte auch einmal hinausgehen.“<sup>210</sup>

Dieser Bericht macht deutlich, in welcher Weise sich der Umgang der beiden an empfindsamen Liebesvorstellungen orientiert: Erstens suchen beide das Moment der Mitteilung persönlicher Erfahrung im Zwiegespräch, wobei sich ihre Gesprächsthemen deutlich von der Konversation des galanten Liebesdiskurses unterscheiden, denn sie betreffen zwei für Klopstocks Selbstwert wichtige Bereiche: seine literarische Produktion, in der er sein Innerstes zu offenbaren glaubt, und die unglückliche Liebe zu seiner Cousine. Zweitens kann Metas starke emotionale Anteilnahme an Klopstocks Erfahrungen als eine typisch *bestätigende* Reaktion aufgefasst werden. Meta selbst spricht in diesem Zusammenhang von ‘Ehrfurcht’:

„Ich nahm das Alles für freundschaftlichen Antheil, aber nachdem ich recht darauf Acht gegeben, so habe ich gefunden, daß mein Gefühl mehr der

---

<sup>207</sup> Moller, Brief vom 11.12.1753, a.a.O., S. 11.

<sup>208</sup> Moller, Brief vom 11.12.1775, a.a.O., S. 13f.

<sup>209</sup> Im Sprachgebrauch der Zeit ist damit eine *Liebesgeschichte* gemeint.

<sup>210</sup> Moller, Brief vom 11.12.1753; a.a.O., S. 15.

Ehrfurcht, als der Freundschaft, ähnlich war. Dieses Gefühl hat sich hernach sehr oft wieder merken lassen.“<sup>211</sup>

Klopstock seinerseits ist von dieser ehrfürchtigen Anteilnahme in einem solchen Maße angerührt, dass er indirekt von Liebe spricht. In einem Brief an Johann Wilhelm Ludwig Gleim nennt er sie einerseits seine 'Freundin' und schreibt von ihrer Fähigkeit zuzuhören und mitzufühlen:

„Ich bin oft u lange bey Ihr [Meta] allein gewesen. Ich habe ihr viel von meiner melancholischen Geschichte erzählen müssen. Wenn Sie, mein Gleim, hätten sehen sollen, wie Sie mir zuhörte, wie sie mich manchmal unterbrach, wie sie weinte --- „<sup>212</sup>

Ebenso aber deutet er an, dass sie doch mehr als nur eine Freundin sei:

„Dieses Mädchen ist in eigentlichstem Verstande so liebenswürdig u so voller Reize, daß ich mich bisweilen kaum enthalten konnte, ihr ins Geheim denjenigen Namen zu geben, der mir der theuerste auf der Welt ist.“<sup>213</sup>

\* \* \*

Der Briefwechsel, der sich nach Klopstocks Weiterreise zwischen Hamburg und Kopenhagen entwickelt, zeigt von Anfang an (wenn auch zunächst in freundschaftlichem Gewand) den Wunsch, sich dem anderen weiter tastend zu öffnen und zu prüfen, ob beider Herzen tatsächlich in dem Maße im Gleichklang schlagen, wie die gemeinsam verbrachten Tage dies erhoffen lassen. Der folgende Abschnitt wird anhand von drei konflikthaften Episoden dieser Annäherung die bei Moller und Klopstock je verschieden ausgebildeten Fragestellungen, Zweifel und Ängste beschreiben, die diesen Prozess begleiten.

---

<sup>211</sup> Ebd. Metas Ehrfurcht hindert sie nicht daran, Klopstock des öfteren einen 'Affen' zu nennen; vgl. Moller, Brief vom 11.12.1753; a.a.O., S. 14.

<sup>212</sup> Moller, Brief vom 1.5.1771, a.a.O., S. 36.

<sup>213</sup> Ebd.

## 4.2 Sich-Kennen und Sich-Lieben

Klopstock hat Hamburg keine zwei Wochen verlassen, als es bereits zur ersten Verstimmung zwischen den neuen Brieffreunden kommt. Ausgelöst wird sie durch Klopstocks Eingeständnis, er habe eine Bitte an Meta:

„Und welche? Wissen Sie was? wenn Sie mir gut sind, müssen Sie die Bitte errathen können. Ja, wirklich ein Mädchen von so geistvollen Augen muß das können, u die noch dazu an Ihrer Toilette so oft Gelegenheit hat, die Bitte zu sehen.“<sup>214</sup>

Klopstock vertraut hier offenbar auf die Kraft der andeutenden Rede. Diese ist einer der typischen Bestandteile des empfindsamen Liebesdiskurses.<sup>215</sup> Meta antwortet am 29.4.1751:

„Ihre Bitte [...] habe ich ungeachtet meiner Toilette doch nicht errathen können. Ich dächte Sie verschöben sie immer bis künftigen Sommer. Entweder Sie haben sie alsdann vergessen, oder ich kann Sie Ihnen auch besser beantworten.“<sup>216</sup>

Wie sich aus dem weiteren Briefwechsel ergeben wird, beinhaltet und verursacht diese Antwort eine Reihe von Missverständnissen. Während sich nämlich Klopstocks Bitte darauf bezog, ein Portrait Metas zu erhalten, glaubt diese (allerdings ohne sich dessen sicher zu sein), er befürchte, dass sie Dritten Einzelheiten seiner Liebesgeschichte mit Fanny mitteilen könne und er wolle sie daher bitten, davon zu schweigen.<sup>217</sup> Metas oben zitierte Antwort vom 29.4.1751 deutet Klopstock jedoch in der Weise, sie habe seine Bitte sehr wohl verstanden, wolle ihm ein Portrait jedoch bis künftigen Sommer vorenthalten. Bevor sich jedoch diese Missverständnisse aufklären, ist Metas Brief vom 29.4.1751 für Klopstock Grund genug, einen (nicht überlieferten)<sup>218</sup> Verdammungsbrief zu schreiben, auf den Meta ihrer-

---

<sup>214</sup> Moller, Brief vom 17.4.1751, a.a.O., S. 32.

<sup>215</sup> Vgl. nochmals die Gewitterszene im *Werther*. Des Rätsels als besonderer Form der andeutenden Rede bedient sich auch Kleist, um sich seiner Geliebten zu versichern. Vgl. sein 'Tassenrätsel' - 'Vertrauen auf uns, Einigkeit unter uns' - an Wilhelmine von Zänge in: Heinrich von Kleist, Werke und Briefe in vier Bänden, (Hg.) Siegfried Streller u.a., Band 4, Berlin und Weimar 1978, S. 96 und S. 121.

<sup>216</sup> Moller, Brief vom 29.4.1751, a.a.O., S. 35.

<sup>217</sup> Moller vermutet dies, weil Klopstock ihr seine Fannygeschichte erzählte, während sie an ihrem Toilettentisch saß.

<sup>218</sup> Es ist zu vermuten, dass dieser Brief wegen seines konfliktreichen Inhalts von Klopstock nach dem Tod seiner Frau vernichtet wurde. Hierfür spricht, dass von dem ansonsten fast lückenlos überlieferten Briefwechsel gerade diejenigen Briefe verloren sind, die dem Ideal eines durchgehend

seits äußerst verstimmt antwortet. Die verletzte Stimmung beider Briefe ist Metas Brief deutlich zu entnehmen.

„Hamburg, den 14 May 1751

Es ist mir recht lieb, daß ich vorigen Posttag verhindert bin, Ihren Brief zu beantworten mein lieber Klopstock. Ich war wirklich recht aufgebracht über Ihren letzten Brief, und da ich auch nicht von den aller Gefassensten bin: So hätte ich Ihnen vielleicht auf eine Art antworten können, die Sie noch böser gemacht hätte, und die mich jetzt verdrösse [...] Es ist eine erstaunliche Kaltsinnigkeit, die in dem ganzen Briefe herrscht.“<sup>219</sup>

Was sind die Ursachen der zunächst so heftigen Reaktionen der beiden? Auf Klopstocks Seite drückt sich in ihnen vor allem die Befürchtung aus, Meta könne die Tiefe seiner Gefühle nicht erwidern. Seine Erfahrung der unerwiderten Liebe zu seiner Cousine mag hierfür eine Ursache sein. Im weiteren Verlauf der Briefe wird Meta zudem andeuten, dass auch sie eine ‘Geschichte’ mit einem anderen Mann hinter sich hat.<sup>220</sup> Es ist den Briefen nicht zu entnehmen, inwieweit Klopstock hiervon schon vor diesem schriftlichen Eingeständnis etwas wusste. Seine Bemerkung, er würde die ‘melancholische Seite ihres Schicksals nicht kennen’ (siehe unten), weist jedoch in diese Richtung.

Klopstock reagiert auf seine Zweifel an Metas Zuneigung in dreifacher Weise. Erstens neigt er, wie seine Interpretation ihres Briefes vom 29.4.1751 zeigt, dazu, unerwünschtes Verhalten als den Ausdruck mangelnder Sympathie zu interpretieren, anstatt es z.B. mit einem Missverständnis in Verbindung zu bringen.

„[...] wenn Sie mir gut [!] sind, müssen Sie die Bitte errathen können.“<sup>221</sup>

Deshalb übergeht er Metas Bemerkung - „Ihre Bitte [...] habe ich ungeachtet meiner Toilette doch nicht errathen können“<sup>222</sup> - und setzt voraus, sie habe ihn verstanden, wolle ihn aber aus ‘Kaltsinn’ trösten. Die Möglichkeit, beide könnten sich nach drei gemeinsam verbrachten Tagen noch nicht gut genug kennen, um sich nicht bisweilen misszuverstehen, zieht er nicht in Betracht. Zweitens betont er, trotz seiner Befürchtungen, immer wieder das hohe Maß an Übereinstimmung

---

harmonischen Briefwechsels allzu deutlich widersprechen.

<sup>219</sup> Moller, Brief vom 14.5.1751, a.a.O., S. 43ff.

<sup>220</sup> Vgl. Moller, Brief vom 9.5.1751, a.a.O., S. 48.

<sup>221</sup> Moller, Brief vom 7.4.1751, a.a.O., S. 32.

<sup>222</sup> Moller, Brief vom 29.4.1751, a.a.O., S. 35.

zwischen beiden. Dies zeigt sich bereits in seinem ersten Brief, wo er eine Geschmacksübereinstimmung auf dem sensiblen Feld der Damenmode voraussetzt:

„Das hat mich schrecklich verdrossen, daß Sies, in Betrachtung der neuen Robe [für die er ihr Taftmuster schicken wollte] nicht gerade zu auf meinen Geschmack wollten ankommen lassen.“<sup>223</sup>

Über solche speziellen Übereinstimmungen hinaus geht er ganz allgemein davon aus, dass beide ein vergleichbares Schicksal haben, obwohl er über Metas Lebenserfahrungen in wesentlichen Bereichen nichts weiß:

„Die Gleichheit unsers Schicksals (ob ich gleich nicht weis, was das Ihrige eigentlich für eine melancholische Seite hat) würde mir meine süsse Mollern noch werther machen, wenn nicht ohne dieß mein Herz voll von Ihnen wäre.“<sup>224</sup>

Drittens betont Klopstock immer wieder, wie sehr er Meta verbunden ist, klagt sie des Kaltsinns an und konstatiert, daß sie ihm mehr bedeute als er ihr.

„Das müssen sie überhaupt von mir merken, ich lasse mich in der Freundschaft nicht übertreffen.“<sup>225</sup> „[...] so lieb haben Sie mich gewiß nicht als ich Sie [...] Gütige Götter, zu welchen Leiden u zu welchen Empfindungen bin ich alle bestimmt!“<sup>226</sup>

Auch Meta Moller fragt sich, wie sehr Klopstock ihr wirklich verbunden ist, doch zeigt sich bei ihr darüber hinaus die weitergehende Befürchtung, Klopstock könne sich von ihrer *Persönlichkeit* ein falsches Bild machen. Sie schreibt:

„Sie nehmen es so übel daß ich ihre Bitte nicht so beantwortet habe, als Sie es sich vorgestellt. Sie können ja wohl denken daß ich sie nicht recht errathen habe. Was kann ich dafür, daß Sie mir mehr Verstand zutrauen als ich habe [...] Ich hoffte, Sie würden mich in der Zeit besser kennen lernen.“<sup>227</sup>

---

<sup>223</sup> Moller, Brief vom 8.4.1751, a.a.O., S. 22. Meta hingegen zeigt sich in dieser - und anderen - Fragen deutlich nüchterner: „Woher könnte ich aber wissen, daß Sie, als eine *Mannsperson* einen guten Geschmack darinn hatten [...] Es folgt doch gar nicht, daß ein grosser Poete ein grosser Kenner von Taftmuster seye.“ Moller, Briefwechsel, Brief vom 3.4.1751, a.a.O., S. 29f.

<sup>224</sup> Moller, Brief vom 19. - 21.5.1751, a.a.O., S. 48.

<sup>225</sup> Moller, Brief vom 2.4.1751, a.a.O., S. 25.

<sup>226</sup> Moller, Brief vom 5.6.1751, a.a.O., S. 58.

<sup>227</sup> Moller, Brief vom 14.5.1751, a.a.O., S. 44f.

Diese Hoffnung bezieht sich nicht nur auf ihren Verstand, sondern auch auf ihre empfindsamen Dispositionen, von denen sie fürchtet, Klopstock könne sie gänzlich übersehen. Noch als verheiratete Frau schreibt sie über ihre bereits bei ihrem zweiten Treffen aufgetauchten Ängste, für ein 'kokettes Dummchen' gehalten zu werden:

„Er [Klopstock] sagte, er hasste die ernsthafte Liebe, wobei nur lauter Seufzer u Schmerzen wären. Eine Frühlingsliebe wäre recht nach seinem Geschmack [...] Ich setzte den Scherz fort. Zumal da ich wusste, wie sehr Kl gegen seine Meinung sprach. Endlich blieb es mir nicht mehr angenehm. Ich fürchtete, Kl möchte gar denken, ich wäre ein Mädchen, mit dem man nur dergleichen sprechen musste (diese Furcht ist oft wiedergekommen).“<sup>228</sup>

Daher wirft sie Klopstock einen Mangel an freundschaftlicher Interpretation ihrer Briefe vor:

„Haben Sie nun Recht, mein lieber Klopstock, mir so sehr böse zu seyn? Haben Sie Recht dazu, weil ich ein Räthsel, das Sie mir aufgeben, nicht recht auflöse? Sie fragen nicht einmal, wie ich Ihre Bitte auslege. Es ist Ihnen ganz gleichgültig. Genug ich bin verdammt, weil ich sie nicht recht ausgeleget.“<sup>229</sup>

Während es also Klopstocks grundsätzliche Befürchtung ist, von Meta nicht geliebt zu werden, befürchtet diese vor allem, von ihm für etwas gehalten und gemocht zu werden, was sie nicht ist.<sup>230</sup> Diese unterschiedlichen Einstellungen Mollers und Klopstocks werden bis zum Wiedersehen der beiden noch zweimal in variierten Form zu wesentlichen Irritationen im Briefwechsel führen.

\* \* \*

Bevor diese Irritationen dargestellt werden, soll jedoch der Frage nachgegangen werden, inwieweit Metas Befürchtungen, verkannt zu werden, berechtigt erscheinen. Dies ist anhand des Briefwechsels nicht eindeutig zu klären. Allerdings ist zu erkennen, dass Klopstocks Frauenbild, wie das seiner Zeit, einen tendenziellen Ge-

---

<sup>228</sup> Moller, Brief vom 11.12.1753, a.a.O., S. 12.

<sup>229</sup> Moller, Brief vom 14.5.1751, a.a.O., S. 45.

<sup>230</sup> Die Befürchtung oder Klage, vom Geliebten/Gatten verkannt zu werden, findet sich in vielfältigen biographischen Quellen des 18. und 19. Jahrhunderts. So dichtet Otilie von Goethe über ihren Mann August am 15. Februar 1817: „Und wann ich strebe Nacht und Tag/ Zu g'nügen meiner Pflicht/ Und nun getan, was ich vermag/Versteht er's dennoch nicht./ Geht stumm an meiner Welt vorbei/ Begreift nicht was ich will/ Doch bleiben will ich mir getreu/ Und tragen alles still.“ Zitiert nach: Ruth Rahmeyer, Otilie von Goethe. Das Leben einer ungewöhnlichen Frau, Stuttgart 1988, S. 32.

gensatz zwischen natürlicher Weiblichkeit und (polyglotter) Bildung beinhaltet. Er bemerkt erstaunt, dass Meta über beides verfüge, obwohl man ihr ihre Bildung nicht anmerke. An Gleim schreibt er am 24.5.1751:

„Ich habe der kleinen Mollerinn Briefe wieder mit durchgelesen. Das ist ein süßes, süßes Mädchen. Ich habe nun schon vier Briefe von ihr. Sie schreibt so natürlich, wie Babet. Wenn man das Mädchen sieht, u wenn man Briefe von Ihr erhält, so sollte man [...] [nicht glauben], daß das Mädchen noch über das französische, italienische u englische, Latein u auch wohl gar Griechisch kann.“<sup>231</sup>

Hält Klopstock Meta also nicht für kokett, unempfindsam oder verbildet, so zeigt er zumindest die Tendenz, sie unter Verwendung zeittypischer Frauenbilder wahrzunehmen: Er gibt ihr Dritten gegenüber Namen literarischer Frauenfiguren und titulierte sie ab dem Brief vom 5.6.1751 direkt mit 'Babet'. Dann wechselt er nach einigen Monaten zur Verwendung eines Figurennamens von Samuel Richardson:

„Ich las die Clarissa, seitdem ich hier bin, das erstemal. Ich dachte im Lesen [...] viel an Fanny, viel an -- was soll ich sagen? Mollern!“<sup>232</sup>

Einige Monate später fügt er hinzu:

„Denn merken Sie sich das, Clärchen Mollern, u nicht M. Mollern, so sollen u müssen Sie künftig heissen, u so sollen Sie sich in Ihren Briefen nennen.“<sup>233</sup>

Meta Moller nimmt diese Form der Verwendung von Frauenbildern auf und signiert ihre Briefe daraufhin mit 'Babet', 'Clärchen', 'Cläry' oder 'Cl', vermutlich, weil diese Namen für Natürlichkeit, sensibler Leidensfähigkeit und Empfindungsfähigkeit stehen, Eigenschaften, von denen sie wünscht, Klopstock möge sie in ihr erkennen.

---

<sup>231</sup> Moller, Brief vom 24.5.1751, a.a.O., S.51f. Mit dem Namen 'Babet' bezieht sich Klopstock auf die Geliebte Boursaults. Der Briefwechsel der beiden erschien als *Lettres de Babet et de Boursault* erstmals 1666 und galt als Muster erstrebenswerter Natürlichkeit; vgl. Moller, a.a.O., Band III, Erläuterungen, S. 774.

<sup>232</sup> Moller, Brief vom 22.9.1751, a.a.O., Band I, S. 102. Diese Leseassoziation ist bemerkenswert. Immerhin wird Clarissa im Verlaufe des nach ihr betitelten Romans entführt und vergewaltigt, um schließlich durch eine Selbsttötung ihr Leiden zu beenden. Dass Frauen in vergleichbarer Weise ihre Geliebten in Briefen oder Tagebüchern z.B. 'mein Werther' nannten, ist mir nicht bekannt.

Was Männer mit Frauenfiguren wie der 'Clarissa' neben den genannten Eigenschaften verbanden, lässt im übrigen die Autobiographie von Anton Matthias Sprickmann (1749 - 1833) erahnen. Er reflektiert dort seine Lektüre des Romans und beschreibt, wie er sich nach kurzem moralischem Zweifel mit der Figur des Vergewaltigers Lovelace identifizierte und ihn zum Vorbild seiner ersten Liebesaffäre machte. Vgl. Anton Matthias Sprickmann, Selbstbiographie, Reihe Deutsche Selbstzeugnisse, Band 9, Empfindsamkeit, Sturm und Drang, (Hg.) Marianne Beyer, Leipzig 1936, S. 256 - 284.

<sup>233</sup> Moller, Brief vom 25.4.1752, a.a.O., S. 205.

Der normierende Charakter, der mit solchen Namensgebungen verbunden sein kann, wird von ihr nicht reflektiert.

Inwiefern Klopstock sich dieser Form der Einflussnahme bewusst war, kann nicht entschieden werden. Eine solche Einsicht widerspräche jedoch wohl nicht den moralischen Einstellungen der Zeit. So schreibt Klopstocks Freund Johann Christoph Schmidt (der Bruder Fannys) in einem Brief an Gleim:

„Ich bewundere unsers lieben Klopstock unüberwindliche Neigung zur Liebe [...] Wir Poeten sind künstliche Leute, wir können durch die Zauberkraft unserer Einbildung die Mädchen verwandeln, worin wir wollen. Ihre Vollkommenheit ist meistentheils sosehr unser Werk [...]“<sup>234</sup>

\* \* \*

Sechs Monate nach dem eingangs dargestellten Missverständnis kommt es zum nächsten größeren Problem innerhalb der Brieffreundschaft: Meta artikuliert die Befürchtung, Klopstock „nehme Gestalten an, um Materie zum Schreiben“ zu bekommen.<sup>235</sup> Der betreffende Brief ist nicht überliefert. Seine Kernsätze lassen sich aus dem Antwortschreiben Friedrich Gottliebs rekonstruieren.

„Mich so bey mir verklagen zu wollen? so? Sie wissen doch die letzte Seite Ihres Briefes noch? Sie wissen noch, daß ich der Mann bin, der *Gestalten* annimmt? [...] das haben Sie doch wirklich nicht im Ernste meinen können. Das ist schlechterdings unmöglich. Bedenken Sie einmal: weder traurig noch fröhlich --- Gestalten --- um Materie zum Schreiben --- nur um die Briefe eines Frauenzimmers nicht unbeantwortet ---.“<sup>236</sup>

Noch bevor Moller dieses Antwortschreiben Klopstocks erhält, schickt sie ihrem Brief bereits ein Entschuldigungsschreiben hinterher, in dem sie zusammenfassend die grundsätzlichen Befürchtungen artikuliert, die ihr Verhältnis zu ihm betreffen.

„Hamburg, d. 18ten Oct. 1751

[...] Sie kennen mich so wenig, u: kennen mich nur von einer Seite. [...] Ach

---

<sup>234</sup> Moller, Brief Johann Christoph Schmidts an Gleim vom 24.2.1753, a.a.O., S. 331f.

<sup>235</sup> Auch Sophie LaRoche neigte in Bezug auf Klopstock zu solchen Überlegungen: „Klopstock wahr mehr in sich selbst als in seine Fany verliebt. Die Neigung, die er vor ihr empfand, hatte er nur deßwegen, weil sie die Gelegenheit war, der Welt tausend schöne Gedanken zu sagen.“ Brief an Barbara Meyer vom July 1753, zitiert nach: Hans Werner Seiffert, Ein empfindsamer Briefwechsel, Festschrift für Leopold Magon, Beiträge zur deutschen und nordischen Literatur, Berlin 1958, S. 171f. Diesem Verdacht geht auch Elke Clauss nach und kommt zu dem Schluß, Klopstocks 'Ich' in den Briefen sei „als fiktionales Ich in der Rolle einer Privatheit entworfen.“ Elke Clauss, Liebeskunst, a.a.O., S. 23. Es bleibt allerdings fraglich, ob er diese Fiktion tatsächlich durchhalten kann.

das ist unsere schwächste Seite, wenn man uns ein Paar mal in Gesellschaft sieht. Möchten Sie mich nur so viele Monate kennen, als Sie mich Stunden kennen! Wie kann man ein wahrer Freund eines Mädchens seyn, das man so wenig kennt? Habe ich nicht Ursache zu [fü]rchten, was ich Ihnen neulich schrieb, u: was ich [jetzt] nicht wiederholen will? Ich kenne Sie weit [meh]r, also kann ich auch mehr Ihre Freundin seyn.“<sup>237</sup>

Diese Passage bringt zwei sich widersprechende Überzeugungen zum Ausdruck, die Mollers Bild des Dichters Klopstock formen. Einerseits ist dies ihre bereits verschiedentlich angedeutete Ansicht, zwei Menschen würden sich erst nach langem Kontakt wirklich kennenlernen. Dies gilt nicht nur für Klopstocks Bild von ihr, sondern auch umgekehrt. In ihrem ersten Brief an Klopstock hatte sie geschrieben:

„Hamburg, den 13 April 1751

[...] Sie haben es wohl gemerkt, daß ich schon grosse Lust hatte, wie Sie noch in Hamburg waren, Sie [...] [als alten] Freund anzusehen. Ich musste mir aber doch Gewalt anthun mich dieser Lust nicht so gleich zu überlassen, weil es doch möglich war, daß die guten Eigenschaften, die ich an Ihnen bemerkte, nur so *schienen*.“<sup>238</sup>

Andererseits bringt der letzte Satz des oben zitierten Briefes vom 18. Oktober Metas Überzeugung zum Ausdruck, sie kenne Klopstock, weil sie mit seiner literarischen Produktion vertraut sei, die ihrerseits der authentische Ausdruck seiner Persönlichkeit sei. Dieser Gedanke entspricht sowohl dem vorherrschenden ästhetischen Rezeptionsverhalten ihrer Zeit als auch Klopstocks Erwartungen an sie als Leserin. Beide Meinungen sind nicht miteinander vereinbar. Entweder weiß Meta Moller von Klopstock zu wenig, um nicht ausschließen zu können, dass er ihre Briefe nur aus Höflichkeit beantwortet oder sie als Muse funktionalisiert. Oder aber Klopstocks Persönlichkeit entspricht dem moralischen und tiefempfindenden Liebenden, den Meta durch seine Oden und den *Messias* zu kennen glaubt. Auflösen wird Meta Moller diesen Widerspruch in ihrem Klopstockbild bis zu ihrer Verlobung nicht.

Klopstock seinerseits lässt sich durch Metas Zweifel in seiner Überzeugung des gegenseitigen 'Sich-Kennens' und weitgehender Wesensverwandtschaft nicht verunsi-

---

<sup>236</sup> Moller, Brief vom 19.10.1751, a.a.O., S. 117.

<sup>237</sup> Moller, Brief vom 18.10.1751, a.a.O., S. 116.

<sup>238</sup> Moller, Brief vom 13.4.1751, a.a.O., S. 29.

chern. Er erklärt ihr Schreiben (scherzhaft?) zu einem Ausdruck mangelnder Sympathie. Sie habe ihn wohl aufgrund der Bekanntschaft mit anderen Männern vergessen.

„Ich bin von Herzen eifersüchtig auf alle *Gestalten* die mit Ihnen getanzt haben.“<sup>239</sup>

Gleichzeitig schiebt er ihre Zweifel als nicht ernst gemeint beiseite und versucht, im nächsten Brief Metas Befürchtungen zu beseitigen, indem er das Band, das beide in seinen Augen verbindet, intimer definiert. Er hebt Metas Herz explizit auf dieselbe Stufe wie sein eigenes:

„Denn wenn Sie es noch nicht wissen, meine Moller, so muß ichs Ihnen sagen, daß Sie ein unvergleichliches Herz haben; Ein Herz, wie meins, Moller, und das ist doch, wie Sie wissen, nicht wenig.“<sup>240</sup>

---

<sup>239</sup> Moller, Brief vom 19.10.1751, a.a.O., S. 117.

<sup>240</sup> Moller, Brief vom 26.10.1751, a.a.O., S. 120.

### 4.3 Meta Moller zum Verhältnis der Geschlechter

Meta zeigt sich hiervon zwar beeindruckt, schließt sich Klopstocks Sicht aber noch nicht an. Dies zeigen die letzten Briefe des Jahres 1751. Galt Metas anfängliche Kritik dem *Freund* Klopstock, (von dem sie eine wohlwollendere Interpretation ihrer Briefe einklagt), galten ihre dann artikulierten Zweifel dem *Dichter* Klopstock (der Gestalten annimmt, um Materie zum Schreiben zu bekommen), so kritisiert sie nun den *Mann* Klopstock als potentiell frauenmissachtend.

Anlass dieser Kritik sind wiederum zwei nicht überlieferte Briefe, deren konflikthafter Gehalt sich aus den darauf folgenden Briefen erschließen lässt. Inhalt des ersten vom 15.10.1751 ist Metas Frage, auf welche Art sie ihre an Klopstock gesendeten Briefe im Falle seines Todes wiedererhalten könne. Klopstock nimmt dies als Scherz und antwortet entsprechend. Daraufhin schreibt Meta:

„Hamburg, d. 28ten Dec. 1751

Es ist mir doch recht lieb mein Freund, daß ein Theil meines Briefes, von dem ich es gleichwol nicht vermuthet, Sie so lustig gemacht. Sehen Sie wie gut es ist, daß grosse Geister sich zuweilen so weit herunterlassen mit Mädchens Briefe zu wechseln [...] Zumal wann die Mädchens so närrisch sind, auf eine Art, die Ihnen neu vorkömmt, etwas vom Sterben zu sagen.“<sup>241</sup>

In diesen Sätzen drückt sich zunächst in ironischer Form Metas bereits erwähnte Befürchtung aus, für 'seicht' gehalten, und damit verkannt zu werden. Dann jedoch wendet sich Meta explizit der Frage zu, warum sie sich in dieser Weise behandelt fühlt und stellt fest, Klopstock als 'Mannsperson' sehe in ihr nur eine zum Spielen geeignete 'artige Puppe', was in dem Moment deutlich werde, in dem sie sich aus dieser Rollenvorgabe herauswage.

„Ich gestehe es Klopstock, wenn ich eine Mannsperson wäre, so würde ich selbst darüber lachen, wenn ein Mädchen, die doch eigentlich an nichts anders denken sollte, als wie sie eine artige Puppe für das andere Geschlecht abgeben könne, sich aus diesem Charakter heraus wagte, u: mit Personen, die nur mit ihnen spielen wollen, vom Tode spräche.“<sup>242</sup>

---

<sup>241</sup> Moller, Brief vom 28.12.1751, a.a.O., S. 144f.

<sup>242</sup> Moller, Brief vom 28.12.1751, a.a.O., S. 145.

Ohne ihm sein diskriminierendes Verhalten direkt vorzuwerfen, verlangt sie doch, in ihren Versuchen, aus den Grenzen weiblicher Rollenvorgaben auszubrechen, ernst genommen zu werden, mögen diese Versuche auch ungeschickt erscheinen.

„Aber, nehmen Sie es mir nicht übel; jetzt, da ich ein Mädchen bin, finde ich es doch nicht so sehr lächerlich [vom Tod zu sprechen], ob ich es gleich in *dem* Briefe für unrecht angebracht will gelten lassen [...] Wenn Ihnen meine Briefe nun gleich nicht wichtig scheinen, so können Sie doch nicht wissen ob sie es nicht für mich sind.“<sup>243</sup>

Zwei Tage später schickt Meta Moller einen Schlichtungsbrief, der zwar noch einmal ihre Überlegungen zur männlichen Überheblichkeit wiederholt, Klopstock jedoch von diesem Vorwurf aus nimmt und ihre unfreundliche Reaktion als Folge eines spontanen Gefühls der 'Erniedrigung' erklärt, das sein Brief bei ihr vorschnell ausgelöst habe.

„Wissen Sie es wol, daß wir Mädchen es allemal ungemein hoch aufnehmen, wenn wir ernsthaft sind u: das andere Geschlecht darüber lacht? Dieses ist so erniedigend, u: erinnert uns so sehr an dem Unterschiede, welche[n] einige von Ihrem Geschlecht unter unserer Seele u: der ihrigen machen wollen. Aber ich weis wol Klopstock daß Sie nicht zu den Leuten gehören. Sie haben auch wol eigentlich nicht darüber gelacht, daß ich ernsthaft war, sondern daß ich es auf eine so närrische Art in einem Briefe wurde, worin ich eben vorher ganz lustig gewesen, u: darin haben Sie Recht.“<sup>244</sup>

Klopstock antwortet, bevor ihn dieser beschwichtigende Brief erreicht. Er reagiert in der ihm eigenen Weise, ihre Vorwürfe als solche nicht ernst zu nehmen und deren Bezug zur Geschlechterdifferenz vollständig zu ignorieren. Gleichzeitig schließt er die Möglichkeit, Meta habe ihn missverstanden, aus und interpretiert ihren Brief seinerseits als Ausdruck mangelnder Neigung.

„O wie wenig habe ich einen *solchen* Brief von Ihnen verdient, u wie sehr weis ich es nun, daß ich Sie unendlich viel lieber habe, als Sie mich haben [...] Was meinen Brief anbetrifft, der Ihnen veranlaßt hat, so bin ich überzeugt, daß Sie gesehen haben, daß er im offenbaren, *vielleicht zu ausgelassenen*, Scherze geschrieben ist [...] Ich muß also glauben, daß Sie nur die

---

<sup>243</sup> Moller, Brief vom 28.12.1751, a.a.O., S. 145.

<sup>244</sup> Moller, Brief vom 30.12.1751, a.a.O., S. 149.

Gelegenheit ergriffen haben, mir zu sagen, daß Sie mich lange nicht so lieb haben, als ich Sie habe.“<sup>245</sup>

Dennoch bleibt er freundlich und deutet (sich widersprechend) seine Hoffnung an, alles sei doch nur ein Missverständnis. Meta ist von der Freundlichkeit seiner Reaktion berührt, spricht ihrerseits von Missverständnissen und stellt abschließend fest:

„Es kömmt freylich wol alles daher, daß wir uns so wenig kennen. Und wir werden uns wol so lange einander anklagen, bis wir uns einmal wieder gesprochen haben.“<sup>246</sup>

Klopstock geht daraufhin einen bedeutenden Schritt auf seine Briefpartnerin zu. Hatte er auf Mollers Befürchtung, er könne 'Gestalten annehmen', mit der Erklärung reagiert, ihr Herz sei ebenso wertvoll wie das seine, so gesteht er nun im Brief vom 1. Februar 1752 offen seine Liebe.<sup>247</sup> Nach dieser Erklärung kommt es zwischen beiden zu keinem weiteren Konflikt mehr. Einer Verlobung stehen allerdings immer noch Metas Vorsicht und Zweifel entgegen:

„O nein, ich bin keine Mannsperson, u überrede mich nicht so leicht, daß ich so sehr geliebt werde.“<sup>248</sup>

In einem Brief an Samuel Richardson aus dem Jahre 1758 beschreibt sie rückblickend ihre Zweifel in dieser letzten Phase ihres Briefwechsel in ähnlicher Weise. Die gemeinsam verbrachte Zeit reiche nicht aus, sich wirklich zu lieben.

„At the last Klopstock said plainly, that he loved; and I started as for a wrong thing. I answered, that it was no love, but friendship, as it was what I felt for him; we had not seen one another enough to love (as if love must have more time than friendship!) This was sincerely my meaning, and I had this meaning till Klopstock came again to Hamburg [...]“<sup>249</sup>

Ein weiteres Hindernis auf dem Weg zur Verlobung wird von Meta hier unterschlagen. Es ist ihr (bereits erwähntes) Eingeständnis, selbst eine 'Geschichte' zu besitzen und aufgrund der „unglücklichen Hartnäckigkeit meines Herzens [...]

---

<sup>245</sup> Moller, Brief vom 1.1.1752, a.a.O., S. 150f.

<sup>246</sup> Moller, Brief vom 27.1.1752, a.a.O., S. 164.

<sup>247</sup> Moller, Brief vom 1.2.1752, a.a.O., S.166f.

<sup>248</sup> Moller, Brief vom 1.5.1752, a.a.O., S. 209.

<sup>249</sup> Moller, Brief vom 14.3.1758, a.a.O., Band II, S. 656.

wenigstens itzt noch<sup>250</sup> emotional an einen anderen Mann gebunden zu sein. Dennoch reist Klopstock im Juni 1752 nach Hamburg, und beide verloben sich. Für Klopstock kennen die Gemeinsamkeiten der beiden nach der Verlobung keine Grenzen mehr. Er lässt nur noch physische Unterschiede zwischen beiden gelten:

„Wenn Du ein Junge wärst, so würdest Du ich seyn; u wenn ich in Mädchen wäre, so würde ich Du seyn.“<sup>251</sup>

Meta hingegen bestätigt zwar einerseits nach der Verlobung diese Identitätsthese.

„Dein Herz ist wie mein Herz, deine Liebe wie meine Liebe.“<sup>252</sup> „Meine Meinung ist deine (u das ist sie immer).“<sup>253</sup>

Andererseits sieht sie aber immer noch die Aufgabe, eine solche Identität erst herzustellen - wobei sie den damit verbundenen Stabilitätsgewinn explizit reflektiert:

„Bester aller Männer! Du wirst in mir ein Weib finden, welches danach strebt, Dir so viel als möglich nachzuahmen. Ich will - in der That, ich will Dir ähnlich seyn, so viel als ich kann. Meine Seele stützt sich an die Deinige.“<sup>254</sup>

---

Zusammenfassend kann das Problembewusstsein, das Klopstock und Meta Moller auf je eigene Weise bei ihrer Suche nach Liebe zeigen, wie folgt beschrieben werden: Beide begreifen eine weitgehende charakterliche Übereinstimmung zweier Menschen als wesentliche Voraussetzung einer Verbindung. Damit kommt bei beiden in Gang, was Goethe im Rückblick auf die empfindsame Epoche folgendermaßen beschreiben wird: „Man spähte [brieflich] sein eigenes Herz aus und das Herz der andern“.<sup>255</sup> Klopstock stellt sich im Verlauf dieses Ausspähens als ein Mann dar, der keine Zweifel daran hat, nach drei persönlichen Begegnungen und einer Reihe von Briefen entscheiden zu können, ob eine ausreichende Übereinstimmung zwischen ihm und Meta gegeben ist.<sup>256</sup> Als eigentliche Schwierigkeit sieht er die Be-

---

<sup>250</sup> Moller, Brief vom 18.4.1752, Band I, a.a.O., S. 201.

<sup>251</sup> Moller, Brief vom 30.7.1752, a.a.O., S. 264.

<sup>252</sup> Moller, Brief vom 5. - 17.10.1752, a.a.O., S. 301.

<sup>253</sup> Moller, Brief vom 9.5.1754, a.a.O., S. 403.

<sup>254</sup> Dieser Brief ist nicht exakt zu datieren, wurde jedoch wohl kurz vor dem 15.10.1752 verfasst; Moller, a.a.O., Band I, S. 300.

<sup>255</sup> Johann Wolfgang von Goethe, Dichtung und Wahrheit, Werke, Hamburger Ausgabe, Band 9, München 1988, S. 558.

<sup>256</sup> Noch heute neigen Männer, schenkt man der empirischen Forschung Glauben, zu Beginn von Beziehungen stärker als Frauen zu 'romantischem Verliebtsein'; vgl. Luhmann, Liebe als Passion, a.a.O., S.185. Ein mögliche Erklärung hierfür sieht Luhmann darin, dass sich die Lebenslage einer Frau mit

antwortung der Frage an, ob diese ihn im selben Maße liebe wie er sie. Diese Schwierigkeit betrifft das neue Merkmal des empfindsamen Liebesdiskurses, die charakterliche Übereinstimmung, also gerade nicht. Es ist vielmehr eines der klassischen Probleme abendländischer Liebesbeziehung im Allgemeinen.<sup>257</sup>

Auch Meta Moller beschäftigt die Frage, ob ihre Gefühle erwidert werden. Sie begreift jedoch darüber hinaus den Prozess des Sich-Kennen-Lernens als einen komplexen und langwierigen Vorgang. Dabei denkt sie insbesondere über die Geschlechterdifferenz als störende Determinante liebender Annäherung nach: Klopstock könne sich ein falsches, durch Weiblichkeitsentwürfe seiner Zeit beeinflusstes Bild von ihr machen, er könne sie als Muse funktionalisieren, oder er könne an ihren ernsthaften Seiten nicht interessiert sein. Insofern ist die in der Forschung vertretene These, Meta Moller setze - typisch für die um 1730 geborenen Frauen - „Selbstverleugnung und narzißtische Identifikation [...] an die Stelle der aktiven Auseinandersetzung“<sup>258</sup>, zu differenzieren. Zwar zeigen ihre Briefe auch diese Züge. Gleichzeitig jedoch gibt sie sich sehr skeptisch, was mögliche Gemeinsamkeiten mit Klopstock anbelangt. Sie konfrontiert ihn (in ironischem und sarkastischem Ton) mit seinem Fehlverhalten, und sie zeigt insgesamt ein deutliches Bewusstsein für die besonderen weiblichen Schwierigkeiten des Unternehmens 'Empfindsame Liebe'.

---

der Heirat in der Regel wesentlich stärker verändert als die eines Mannes. Entsprechend realistischer muss sie einschätzen, mit wem sie eine Verbindung eingeht.

<sup>257</sup> Vgl. Einleitung.

<sup>258</sup> Prokop, a.a.O., S. 339.

## 5 ‚Schale Alltäglichkeit‘ und ‚Die große Liebe‘ in Therese Hubers *Das mißlungene Opfer*

Friedrich Schiller an Christian Gottlieb Körner:

„Weimar, den 25. April 1805

[...] Von [dieser] [...] Witwe mußt Du Dich losmachen, sobald Du kannst. Mit diesen schlechten Naturen beschmutzt man sich nur und ist nichts als Verdrui zu gewinnen.“<sup>259</sup>

Diese Warnung Schillers bezieht sich auf die Schriftstellerin Therese Huber (1764 - 1829).<sup>260</sup> Therese, die Tochter eines angesehenen Göttinger Professors, hatte zunächst den Weltumsegler, Essayisten und späteren Mainzer Jakobiner Georg Forster geheiratet, ohne ihn zu lieben. Die Ehe verlief für sie unglücklich, sie begann eine Beziehung mit Schillers Jugendfreund Ludwig Ferdinand Huber und trennte sich von Forster. Nach dessen Tod im Jahre 1794 heiratete sie Huber. Daraufhin wurde sie bezichtigt, eine Jakobinerin zu sein und Forster durch ihre Untreue in den politischen Fanatismus getrieben zu haben.<sup>261</sup> Schillers briefliche Warnung verdeutlicht, mit welcher sozialen Ablehnung Therese noch ein Jahrzehnt später zu kämpfen hatte.

Zweifel an der Legitimität der von ihr vollzogenen Trennung und die Angriffe, mit denen Teile des Publikums darauf reagierten, veranlassten Therese Huber immer wieder zur literarischen Auseinandersetzung mit den Ursachen von Liebeskonflikten und den Mustern ihrer gesellschaftlichen Beurteilung. Ihre Themen sind häufig Dreiecksgeschichten, ihre Protagonistinnen sind Frauen, die in der Ehe und an der Gesellschaft zerbrechen. Einer der dichtesten Texte dieser Art ist die Erzählung

---

<sup>259</sup> Friedrich Schiller, Brief an Christian Gottlieb Körner vom 25. April 1805, Schillers Briefe 1803 - 1805, Werke. Nationalausgabe, (Hg.) Norbert Oellers; Siegfried Seidel, Band 32, Weimar 1984, S. 219.

<sup>260</sup> Vgl. zur folgenden biographischen Skizze und zum Gesamtwerk die Hinweise In: Therese Huber, Die reinste Freiheitsliebe, die reinste Männerliebe: ein Lebensbild in Briefen und Erzählungen zwischen Aufklärung und Romantik, (Hg.) Andrea Hahn, Berlin 1989; Magdalena Heuser, Therese ist der Contrast meines Wesens. Therese Hubers Briefe an ihre Tochter Therese Forster 1797 - 1828. In: (Hg.) Irmgard Roebing; Wolfram Mauser, Festschrift für Verena Ehrich-Haefeli, Mutter und Mütterlichkeit. Wandel und Wirksamkeit einer Phantasie in der deutschen Literatur, Würzburg 1996, S. 131ff.; Therese Huber und Karoline Pichler, Schriftstellerinnen und Schwesterseelen. Der Briefwechsel zwischen Therese Huber (1764 - 1829) und Karoline Pichler (1769 - 1843), (Hg.) Brigitte Leuschner, Marburg 1995 und Therese Huber, Romane und Erzählungen, (Hg.) Magdalena Heuser, Band 1 - 12, [bisher: Band 1 - 4], Hildesheim 1989ff.

<sup>261</sup> Vgl. Friedrich Schiller, Xenien, Nr. 347: „[...] O ich Tor! Ich rasender Tor! Und rasend ein jeder / Der, auf des Weibes Rat horchend, den Freiheitsbaum pflanzt!“ Friedrich Schiller, Xenien Nr. 347,

*Das mißlungene Opfer*, erschienen im *Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801*.<sup>262</sup>

## 5.1 Kritik des Motivs der Großen Liebe

Der Beginn des *Mißlungenen Opfers* wirkt bei der ersten Lektüre wie eine abenteuerlich-romantische Liebesgeschichte. Aus einem Briefwechsel zwischen den Jugendfreunden Herrmann und Gustav erfahren wir, dass Herrmann in jungen Jahren seine Heimatstadt verlassen hatte, um an „den wilden Ufern des Ohio“<sup>263</sup> mit den Irokesen Pelzhandel zu treiben. Er ist nun im Begriff, nach Deutschland zurückzukehren und will bei Gustav Erkundigungen über das Schicksal seiner Stiefschwester Marianne einholen. Herrmanns leidenschaftliche Liebe zu dieser Marianne war, wie die Erzählerin erläutert, der Grund für seine ungewöhnliche Berufswahl. Marianne liebte nicht ihn, sondern einen Herrn Grünau, und Herrmann floh nach der Hochzeit der beiden - die er in selbstloser Aufopferung seiner Liebe gegen den Willen einer missgünstigen Stiefmutter ermöglicht hatte - nach 'Pennsylvanien. Jetzt, elf Jahre später, hat er vom Bankrott des Grünauschen Geschäfts erfahren und beschließt, dem inzwischen mit zahlreichen Kindern gesegneten Paar erneut zur Hilfe zu eilen. Wie der Text andeutet, liebt Herrmann Marianne noch immer, ohne es sich einzugestehen. Er trifft in der Stadt ein, in der sich die Grünaus niedergelassen haben. Das Wiedersehen der drei ist herzlich. Grünau hat seine finanzielle Situation zwischenzeitlich wieder konsolidiert, die Familie lebt in bescheidenen, aber geordneten Verhältnissen. Grünau ist guter Laune, er fühlt Herrmann gegenüber Dankbarkeit und Freundschaft. Marianne hingegen macht auf Herrmann keinen glücklichen Eindruck. Als Grund hierfür deutet die Erzählerin die Vernachlässigung durch ihren Ehemann an.

„[...] er arbeitete viel, aber sehr schnell, und erübrigte dadurch Zeit zum Lebensgenuß. Herrmann konnte sich diesen nicht anders vorstellen, als bei Mariannen und ihren Kindern; er erhob Grünau's Glück, dem er selbst gezwungen entsagt hatte, mit Ausdrücken, die einen Teil seiner Gedanken blicken ließen. Sowenig unbefangen er war, entging ihm hier ein halb bitteres

---

Musenalmanach für das Jahr 1797, Werke, a.a.O., Band 1, Weimar 1943, S. 351f.

<sup>262</sup> Vgl. Therese Huber, *Das mißlungene Opfer*, *Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801*, Tübingen 1800, S. 204 - 248; im Folgenden zitiert nach: Huber, *Die reinste Freiheitsliebe, die reinste Männerliebe*, a.a.O., S. 83 - 121.

<sup>263</sup> Huber, a.a.O., S. 83.

Lächeln auf Mariannes Lippen doch nicht, und ein Blick, den ihr Gemahl auf sie heftete, schien ihm etwas Verlegenheit auszudrücken.“<sup>264</sup>

Herrmann bezieht bei seinem Freund Gustav Quartier und schließt sich der Familie, insbesondere Marianne und den Kindern, freundschaftlich an. Grünau hingegen, durch Arbeit und Geselligkeit in Anspruch genommen, entfernt sich zunehmend von Frau und Kindern.

Dieser Handlungsverlauf der Erzählung wird die Mehrheit der Leserinnen um 1800 an *Die Leiden des jungen Werther* erinnert haben. Auch dieser Briefroman handelt - aus dem Blickwinkel der um 1800 vorherrschenden Rezeption<sup>265</sup> - von einem schwärmerischen, naturverbundenen und dem bürgerlichen Leben entfremdeten jungen Mann, der sich in eine natürliche und kinderliebe Frau verliebt, die jedoch bereits gebunden ist.<sup>266</sup> Und hier wie dort gibt es einen Ehemann/Verlobten, der nicht über die Eigenschaften verfügt, die ihn der Protagonistin 'würdig' machen. Um diese Parallelen noch zu verdeutlichen, weist Huber auf Herrmanns Lektüre eben des *Werther* hin und lässt seinen Jugendfreund Gustav bemerken:

„Gott behüte! Du bist ja heute närrischer als vor zwanzig Jahren, da wir zum erstmal Werthers Leiden lasen, und du so große Lust hattest, Herrn Albert das dumme Hirn zu verbrennen.“<sup>267</sup>

Diese Passage zeigt, dass Goethes *Werther* um 1800 als ein Roman aufgefasst wird, der von dem Motiv der 'Verhinderten Liebe' bestimmt ist.<sup>268</sup> Im Falle des *Werther* wären diese ‚Verhinderungsgründe‘ Lottes Verlobung mit Albert und das Versprechen, welches sie ihrer Mutter gab. Mit ihrem intertextuellen Bezug auf einen populären Liebesroman erzeugt Huber Erwartungen an den weiteren Verlauf der Erzählung, Erwartungen, die sich ebenfalls an diesem Motiv orientieren, etwa, dass Herrmann sich in Liebe zu Marianne verzehre und diese in einen Entscheidungskonflikt zwischen Herrmann und ihren Pflichten als Ehefrau und Mutter geraten könne. Der Realitätsbezug solcher Liebesprobleme wurde bereits

---

<sup>264</sup> Huber, a.a.O., S. 103.

<sup>265</sup> Vgl. Horst Flaschka, *Goethes Werther, Werkkontextuelle Deskription und Analyse*, München 1987, Kapitel 6.

<sup>266</sup> Wie *Werther* erblickt Herrmann seine Geliebte zunächst umringt von einer Kinderschar; vgl. Huber, a.a.O., S. 100 und Johann Wolfgang von Goethe, *Die Leiden des jungen Werther*, Hamburger Ausgabe, Band 6, München 1981, S. 21.

<sup>267</sup> Huber, a.a.O., S. 110.

<sup>268</sup> Vgl. hierzu die Erläuterung in der Einleitung.

frühzeitig als unrealistisch empfunden. So schrieb Hegel über das Hindernis, das Lessings Hochzeit mit Eva König im Wege stand:

„Kein grausamer Vater, kein harter Onkel oder Vormund, kein der Unschuld nachstellender Lord ist es, der die Heirat aufhält [...]“<sup>269</sup> „[...] das einzige Hindernis, das sich [heute] in den Weg legt, bezieht sich [...] [auf] das hinlängliche Auskommen[...]“<sup>270</sup>

Es wird sich im Folgenden zeigen, dass *Das mißlungene Opfer* eine wesentlich grundlegendere Kritik dieses Motivs vorbringt.

\* \* \*

Hierbei kommt der Figur Mariannes eine tragende Bedeutung zu. Die Erzählung führt Marianne zunächst als tugendhafte, kinderliebende, häusliche, fleißige und gefühlvolle Frau ein und stattet sie in dieser Weise mit typischen Zügen des Frauenideals um 1800 aus. Ähnliche Eigenschaften sind, wie bereits angedeutet, im *Werther* bei der Figur der Lotte zu finden. Während jedoch Lotte in Ausübung ihrer Familienrolle (beim Brotverteilen an die Kinderschar) bei Werther tiefe Rührung auslöst,<sup>271</sup> führt Mariannes Familienrolle im *Mißlungenen Opfer* umgekehrt zur ersten Spannung zwischen ihr und Herrmann. Dieser fühlt sich durch die Aufmerksamkeit, mit der sie sich ihren alltäglichen Geschäften widmet, vernachlässigt.

„Man sollte denken, rief er endlich mit Laune und Ungeduld, Sie kennten keine Tugend und keine Glückseligkeit, als Strümpfe zu stricken und Wäsche zu nähen [...] das ist ja die wahre Sklaverei!“<sup>272</sup>

Marianne reagiert hierauf zunächst sanft und verunsichert. Sie lächelt, senkt erötend den Blick und ihre Augen schwimmen in Tränen. Dann jedoch antwortet sie in einer Weise, mit der sie sich ebenso deutlich wie überraschend vom Frauenideal (und den Lesererwartungen) ihrer Zeit distanziert. Sie fragt aufblickend:

„Sklaverei, Herrmann! des Schicksals, der Kinder, des Mannes, Ihre Sklavin - worin ist das Weib etwas anderes als Sklavin?  
Das sagen Sie, Marianne? die Sie so unumschränkt als schön in diesem Hause herrschen - deren Wille jedes Glied dieser Familie leitet?

---

<sup>269</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel, [Über Lessings Briefwechsel mit seiner Frau], Werke in 20 Bänden, Band 1, Frankfurt 1971, S. 611.

<sup>270</sup> Ebd.

<sup>271</sup> Vgl. Goethe, a.a.O., S. 21.

<sup>272</sup> Huber, a.a.O., S. 106.

O den Vorzug haben wir allerdings, ganz besondere Ketten zu tragen, und wir gehen so behende damit um, daß, wer uns sieht, sie nicht einmal klirren hört - aber desto wunder drücken sie uns - wund bis in's Herz!

Ihre Stimme war ehern geworden bei ihren überströmenden Tränen.“<sup>273</sup>

Mit diesem verzweifelt-sarkastischen Ausbruch macht Huber Marianne zum Sprachrohr einer radikalen Kritik der Hausfrauenrolle. Die Gesellschaft mache die Frau zur Sklavin ihrer Kinder und ihres Mannes und verlange von ihr zugleich eine ästhetisierende Außendarstellung, die es dem Mann erspare, sich des weiblichen Schicksals unangenehm bewusst zu werden.<sup>274</sup> Die Figur Herrmanns dient als Beispiel dafür, wie erfolgreich Männer in dieser Weise getäuscht werden können/wollen: Er antwortet, er könne ihre Reaktion nicht nachvollziehen, denn sie herrsche doch „so unumschränkt und schön“<sup>275</sup> in ihrem Hause. Damit gibt er sich zugleich zum ersten Mal als ein Mann zu erkennen, der liebt, ohne die Geliebte wirklich zu kennen.

Huber erweitert die Kritik Mariannes an der traditionellen Frauenrolle, indem sie zunächst Herrmann ein zweites Standardargument in den Mund legt, mit dem die Funktion der Frau in der Familie legitimiert wird: sie werde doch von ihrem Mann geliebt.<sup>276</sup> Hierauf antwortet Marianne mit einer Aussage über die Grenzen männlicher Liebesfähigkeit.

„Was heißt das: Lieben? Ja, er [Grünau] liebt, wie Ihr alle - besser wie Ihr alle, denn er ist besser - Wenn Ihr keinen Posttag habt, und nicht dieses oder jenes zu treiben, und keine Spielpartie, und nicht zu Gaste essen, oder Euch ausruhen müßt - da trifft sich freilich mitunter ein Augenblick, wo Ihr sogar *fühlet*. Eure Pflicht wißt Ihr erfüllt zu haben, wenn Ihr so viel Geld verdient als zu honneter Bestreitung des Haushalts vonnöten ist - “<sup>277</sup>

Zu Beginn ihrer Ehe, so fährt sie fort, habe ihr Mann sie geliebt, dann aber durch die Rolle, die ihr als Ehefrau zugeordnet wurde, das Interesse an ihr verloren.

„Wenn nun eine schale Alltäglichkeit Gefühl und Geist entbehrlich macht, wenn das vergötterte Mädchen, das angebetete Weib mit der Zeit zur wohlbestallten Haushälterin und Kinderwärterin werden mußte - [...] Wehe dem

---

<sup>273</sup> Huber, a.a.O., S. 106f.

<sup>274</sup> Vgl. als biographischen Bezug Therese Hubers Brief an Samuel Thomas Sömmering vom 22.6.1785: „Ich kenne keine Verstellung als die, meinem Geliebten eine lächelnde Stirn zu zeigen, wenn mein Herz blutet“, Huber, Die reinste Freiheitsliebe, die reinste Männerliebe, a.a.O., S. 33.

<sup>275</sup> Huber, Das mißlungene Opfer, a.a.O., S. 106f.

<sup>276</sup> Vgl. zu diesem Argument Abschnitt 2.1.

Mann, der sein Weib zwingt, sich das Bewusstsein erfüllter [hausfraulicher] Pflicht genügen zu lassen!“<sup>278</sup>

Diese Ehe- und Liebesauffassungen Mariannes stellen offenbar den vom Text zunächst aufgebauten Eindruck in Frage, er behandle das vertraute Motiv der ‘Verhinderten Liebe’. Jede Liebesbeziehung, so behauptet Marianne, scheitere in der Regel an der Unfähigkeit des Mannes, sich seiner Frau dauerhaft liebevoll zuzuwenden, insbesondere wenn diese durch ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter nicht mehr dem Bild entspreche, das er sich zunächst von ihr gemacht habe. In dem von dem Leser erwarteten Entscheidungskonflikt zwischen Pflicht und Liebe kann Marianne demnach nicht geraten, denn sie glaubt, eine Verbindung mit Herrmann wäre auf Dauer nicht glücklicher als ihre Ehe mit Grünau. Ihr entscheidender Angriff zielt damit auf eine in der Regel unreflektierte *Voraussetzung* der einführenden Rezeption von Liebesgeschichten, denen das Motiv der ‘Verhinderten Liebe’ zugrunde liegt. Diese Voraussetzung ist die Möglichkeit der dauerhaften ‘Großen Liebe’. Diese, so Marianne, sei eine Illusion, und ‘Verhinderte Liebe’ daher nicht das Unglück, als das sie erscheine. Die Exposition der Erzählung gibt sich von hier aus als ein Versuch zu erkennen, eine unreflektierte Rezeptions-haltung zunächst hervorzurufen, um sie dann um so gründlicher in Frage zu stellen.

Dass Huber hierüber hinaus ihre Leserinnen von Mariannes Ansichten zu Liebe und Ehe überzeugen will, ist damit nicht gesagt. Wie sich zeigen wird, gibt sie in ihrer Erzählung hinsichtlich der Frage, was eheliches Liebesglück ermögliche oder verhindere, keine eindeutige Antwort. Im Gegenteil: Sie bettet die radikalen Thesen ihrer Protagonistin in ein komplexes Geflecht weiterer Sichtweisen ehelicher Liebeskonflikte ein und überlässt es der Leserin, ihre eigenen Anschauungen im Text bestätigt oder durch den Text hinterfragt zu sehen.

## 5.2 Attributionsmuster und Moral

Der weitere Verlauf der Erzählung bietet durch die Figur Herrmanns und der Erzählerin eine Deutung der Ehe Mariannes und Grünaus, welche die Idee der ‘Großen Liebe’ zu retten erlaubt. Mariannes Unglück, so Herrmann, sei nicht die notwendige Konsequenz unabänderlicher männlicher Charakterschwächen, sondern lediglich die Folge einer falschen Gattenwahl. Er selbst hätte sie nicht enttäuscht. Marianne antwortet:

---

<sup>277</sup> Huber, a.a.O., S. 112.

„Wenn Grünau meinen Glauben an Männerwert betrog, so werden Sie und Ihr ganzes Geschlecht ihn nicht wiederbeleben [...] Marianne! unterbrach sie Herrmann [...] mein Herz, mein nie beglücktes Herz hätte ihren Glauben nicht betrogen - Nie beglückt! darum eben - es war also nie auf der einzigen Probe, die das beste Männerherz nicht zu bestehen vermag.“<sup>279</sup>

Bedeutend differenzierter als die Figur Herrmanns widerspricht die Erzählerin Mariannes Vorwürfen gegen Grünau.

„Wenn Marianne glaubte, daß er [Grünau] sie nicht mehr liebte, so tat sie ihm sehr Unrecht. Sein offenes Herz und sein heiterer, gerader Charakter empfanden bloß die Modifikationen, welche die Umstände abwechselnd mit seiner Liebe vornahmen.“<sup>280</sup>

Was hier mit 'Modifikationen' gemeint ist, führt dann eine Schilderung der wechselnden finanziellen Situationen aus, in denen sich die Grünaus im Laufe ihrer Ehe befanden.

„In den Zeiten ihres ersten Wohlstandes ging ihr ganzes Leben einen poetischen Gang von leichter Arbeit, Gesellschaft, Geistesbeschäftigung, mit Familienfreuden gewürzt. Wie Unglück und Armut hereinbrachen, riefen sie des braven Mannes edlere Kräfte auf; er kämpfte tätig gegen die Not, und fand seinen Genuss in dem Zirkel seiner Familie, der ihm ohnedies allein übrig blieb. Hierauf war endlich eine sichere, aber beschränkte Existenz erfolgt, die ihm täglich dasselbe Maß von Arbeit und Ruhe darbot, in der für jedes Bedürfnis gesorgt war, aber ohne den Überfluss, welcher die lästige Wirklichkeit des häußlichen Lebens mit einem verschönernden Schleier ziert [...] Grünau überließ jene Wirklichkeit getrost seiner Frau, und ruhte seinerseits in alltäglichen Zerstreungen aus [...]“<sup>281</sup>

Auffällig ist hier zunächst, dass die Erzählerin nicht Mariannes *Schilderungen* des Verhaltens ihres Mannes widerspricht, sondern ihrer *Erklärung* dieses Verhaltens. Marianne hatte aus dem Umstand, dass Grünau wenig Zeit mit ihr verbringt, geschlossen, dass er sie nicht liebe. Damit erklärte sie Grünaus Verhalten aus dessen innerer Disposition. Die Erzählerin hingegen deutet dasselbe Verhalten in seinem

---

<sup>278</sup> Ebd.

<sup>279</sup> Huber, a.a.O., S. 113f.

<sup>280</sup> Huber, a.a.O., S. 114.

<sup>281</sup> Huber, a.a.O., S. 114f.

Zusammenhang mit äußeren Umständen, genauer mit den wechselnden finanziellen Möglichkeiten der Familie. Diese hätten in einer ersten Phase des Wohlstandes beiden Gatten Möglichkeiten angenehmer Freizeitbeschäftigung geschaffen, in einer zweiten Phase der Armut Grünau seinen Genuss notgedrungen im Schoße der Familie suchen lassen und schließlich, in gesicherten, aber beschränkten Verhältnissen dazu geführt, dass Grünau, nicht aber Marianne, die Möglichkeit fand, den lästigen häuslichen Pflichten zu entfliehen.

Inwiefern zeigen diese Erklärungen jedoch, dass sich Marianne mit ihrem Vorwurf, Grünau sei lieblos, im Unrecht befindet? Zunächst verdeutlichen sie lediglich die potenziellen Vorteile einer erfreulichen Vermögenslage.<sup>282</sup> Eine Verteidigung Grünaus ist mit diesem Verweis auf materielle Lebensumstände nur zu führen, wenn zugleich Folgendes vorausgesetzt wird: Von einem Mangel an Liebe kann nicht gesprochen werden, wenn der Mann sich aufgrund beruflicher Belastung und einem damit einhergehenden Bedürfnis nach Zerstreuung der 'lästigen Wirklichkeit des häußlichen Lebens' entzieht.

Eine solche Annahme ist um 1800 ein durchaus verbreitetes Argument der konservativen Kritik an überspannten (zumeist weiblichen) Liebeserwartungen. So fühlt sich beispielsweise Lotte in Friedrich Nicolais Werther-Parodie *Freuden des jungen Werthers/Leiden und Freuden Werthers des Mannes*<sup>283</sup> (1775) nach ihrer glücklichen Vereinigung mit Werther zu Unrecht von ihm vernachlässigt.

„Werther muß' oft, Geschäfte wegen, verreisen, auf seiner Arbeitsstube den Tag versitzen, und denn gieng er wohl weg, weil er Aerger hatte, der seine Frau nicht kränken sollte. Lotte, sonst ein gutes Weib, aber, die ihn nicht durchsah, schmollte, weil er nicht bey ihr war, und drohte aus verliebtem Verdruß: Traum Werther, wilst mir nicht fleiß'ger Gesellschaft halten, such ich sie mir wohl sonst. 's war da ein junges Kerlchen, leicht und luftig [...]“<sup>284</sup>

Wie sich der konservative Liebesdiskurs das vernünftige Verhalten der Gattin in einem solchen Fall vorstellt, schildert beispielhaft eine Ehedarstellung Johann Christian Kestners, auf den sich Goethes Figur des Albert im *Werther* beziehen lässt.

---

<sup>282</sup> In wohlhabenden bürgerlichen Familien wird die Ehefrau nicht notwendig auf die Rolle der Hausfrau und Mutter reduziert. Sie muss daher ihr Lebensglück nicht primär und erfolglos im Verhältnis zu ihrem Mann und ihren Kindern suchen.

<sup>283</sup> Friedrich Nicolai, *Freuden des jungen Werthers / Leiden und Freuden Werthers des Mannes*. Voran und zuletzt ein Gespräch, Berlin 1775. In: Klaus R. Scherpe, *Werther und Wertherwirkung. Zum Syndrom bürgerlicher Gesellschaftsordnung im 18. Jahrhundert. Anhang vier Wertherschriften aus dem Jahre 1775 in Faksimile*, Bad Homburg u.a. 1970, S. 111 - 172.

„Die schönsten Augenblicke opfere ich der Arbeit oft auf. Der Gedanke an meine Geliebte versüßet sie mir. Mein Verlangen zu ihr zu eilen, verdoppelt meine Kräfte und beschleunigt die Vollendung der Arbeit. Welch ein Vergnügen, wenn ich dann dahinfliege, die Belohnung meiner Aufopferung einzuärnden; wenn ich dann ein geliebtes Gesicht sich aufhellen sehe, wenn zärtliche Blicke mich bewillkommen, und ein sanfter Druck der Hand mir sagt, daß man mich schon lange erwartet hat, wenn ein schöner Mund über das lange Verweilen sich beschwert, gegen die Arbeit zärtlich zürnt, und mich deswegen bedauert [...]“<sup>285</sup>

Dass in die Kommentare der Erzählerin (wechselnde und sich widersprechende) Einstellungen der Autorin einfließen, legt die Gegenüberstellung folgender Zitate nahe: Das erste ist einem Artikel Hubers mit dem Titel *Kann eine Romandichterin Männer schildern, und ist ein Mann zum Romanhelden zu brauchen?*<sup>286</sup> entnommen. Dort ist wie selbstverständlich von den Grenzen männlicher Liebesfähigkeit im Kontext der Verpflichtungen des Bürgers dem Ganzen gegenüber die Rede.

„[...] ein Mann wird die Liebe sobald als möglich beseitigen, weil er als Bürger, sei er Ehemann und Hausvater, oder ehelos und einzeln, sich dem Ganzen zu widmen bestrebt ist.“<sup>287</sup>

In einem Brief an Samuel Thomas Sömmerring vom 26. Dezember 1785 hingegen deutet sich an, dass die berufliche Inanspruchnahme Forsters bei Therese keineswegs ein Gefühl der Vernachlässigung hervorrief:

„Der Gatte, der um des Weibes willen weniger Mann von Geschäften ist, wird nie das [richtige] Gemisch von Ehrgeiz, Streben nach Wissen, Eifer zum Guten haben [...] Meine Liebe für Forster würde abnehmen im gleichen Grade mit seinem Eifer für Geschäfte und Wissenschaft.“<sup>288</sup>

\* \* \*

---

<sup>284</sup> Nicolai, a.a.O., S. 42f.

<sup>285</sup> Johann Christian Kestner, [Konzept eines Briefes an seinen Freund Hennings vom Herbst 1772], (Hg.) A. Kestner, Goethe und Werther, Stuttgart und Tübingen 1854, S. 291f.; zitiert nach: Flaschka, Goethes Werther. Werkkontextuelle Deskription und Analyse, a.a.O., S. 28f.

<sup>286</sup> Therese Huber, Kann eine Romandichterin Männer schildern, und ist ein Mann zum Romanhelden zu brauchen? Morgenblatt für die gebildeten Stände, Tübingen. Jg. 17 (1823), Nr. 1,2,4 - 9. In: Huber, Die reinste Freiheitsliebe, die reinste Männerliebe, a.a.O., S. 213ff.

<sup>287</sup> Huber, a.a.O., S. 213.

<sup>288</sup> Huber, Brief an Samuel Thomas Sömmerring vom 26.12.1785, Huber, Die reinste Freiheitsliebe, die reinste Männerliebe, a.a.O., S. 35f.

Mit den Kommentaren der Erzählerin ist die Verteidigung Grünaus nicht abgeschlossen. Ein zweiter Anlauf wird interessanterweise durch Marianne selbst unternommen. Diese urteilt über ihren Mann (und ihre unglückliche Ehe) keineswegs nur in der oben aufgezeigten Weise. Vielmehr wird sie im weiteren Verlauf der Erzählung als eine zerrissene Persönlichkeit dargestellt, die sich zwar in einem Moment der Schwäche 'zu klagen erlaubt' (Marianne über Marianne),<sup>289</sup> dann aber die Rechtmäßigkeit dieser Vorwürfe wieder in Frage stellt:

„Ich werfe euch [Männern] nichts vor; es ist die Bedingung Eurer Natur, so leicht ohne Gefühl fertig zu werden.“<sup>290</sup>

Auch diese Aussage ist als eine Verteidigung aufzufassen, weil als Ursache für Grünaus Verhalten nun die innere Natur angegeben wird, eine Natur, die er mit seinem Geschlecht teilt, und die er nicht zu verantworten hat. Auffälligerweise kann Marianne ihre eigene Unzufriedenheit jedoch nicht mit Hinweis auf äußere Umstände oder innere Veranlagung legitimieren.

„ - an mir ist ja die Schuld, daß in diesem Busen ein noch innigeres Feuer lodert, wie damals, als Jugend noch meine Wangen färbte. Entschädigt bin ich: was ich als Hausfrau, als Kinderwärterin tue, das Hemd, das ich nähe, der Brei den ich rühre - es macht mich stolzer, wie ehemals meiner Liebe Glück. [...] Daß ich die Notwendigkeit nicht ohne Bitterkeit ertrage, ist *mein* Fehler; mein Gefühl ist ungerecht; es ist das eigennützige Begehren, daß Grünau auf *meine* Art glücklich sein soll - mir sollte genügen, daß er es ist, und ich sollte nur in meinen Kindern, in meinen Pflichten leben.“<sup>291</sup>

Diese Aufforderung zur Selbstbescheidung entspricht um 1800 durchaus der Norm. Eine ähnliche Sichtweise formuliert beispielsweise Heinrich von Kleist in einem Brief an seine Verlobte Wilhelmine von Zenge vom 30. Mai 1800. Er reflektiert dort über die Ehe als Tauschbeziehung und stellt fest:

„[...] der Mann ist nicht mit allen seinen Kräften für seine Frau tätig, er gehört ihr nicht ganz, nicht ihr allein, denn auch die Welt macht Ansprüche auf ihn und seine Kräfte; die Frau hingegen ist mit ihrer ganzen Seele für ihren Mann tätig [...] die Frau [...] empfängt, wenn der Mann seine Hauptpflichten erfüllt,

---

<sup>289</sup> Huber, Das mißlungene Opfer, a.a.O., S. 115.

<sup>290</sup> Huber, a.a.O., S. 114.

<sup>291</sup> Huber, a.a.O., S. 113.

nichts von ihm, als Schutz gegen Angriff auf Ehre und Sicherheit, und Unterhalt für die Bedürfnisse ihres Lebens, der Mann hingegen empfängt, wenn die Frau ihre Hauptpflichten erfüllt, die ganze Summe seines irdischen Glücks; die Frau ist schon glücklich, wenn es der Mann ist, der Mann nicht immer, wenn es die Frau ist, und die Frau muss ihn erst glücklich machen.“<sup>292</sup>

Auch die junge Therese selbst schreibt 1785 über ihre Ehe mit Forster:

„[...] meine Geschäfte gehen doch vorwärts - und das, was der Endzweck, und der Lohn jeder meiner Bemühungen ist - Forster ist glücklich.“<sup>293</sup>

Und drei Jahre später, als dieser Lohn sie nicht mehr glücklich macht, verlangt sie von sich selbst eine Revision ihrer überzogenen Erwartungen an die Ehe. Wilhelm von Humboldt notiert 1788 in sein Reisetagebuch über einen Besuch bei Therese - damals noch die Frau Georg Forsters:

„Ich fand sie allein. Das Gespräch fiel auf Freundschaft, Liebe, eheliches Glück und Unglück. Sie beklagte den Zustand der Männer und Weiber. Ich sagte, es sei nur die Schuld der Männer, sie aber schob es mehr auf die Mütter, die die Ideen der Töchter über die Ehe nicht genug berichtigten.“<sup>294</sup>

\* \* \*

Mariannes Selbstanklage impliziert ein Menschenbild, in dem Willensfreiheit und die Einsicht in die eigene Pflicht einen bedeutsamen Bestimmungsgrund menschlichen Handelns und Fühlens ausmachen. Nur so sind Kategorien wie ‘Schuld’ und ‘eigen-nütziges Begehren’ in der von ihr vollzogenen Weise anwendbar.

Vergleichen wir dieses Menschenbild mit den Versuchen, Grünaus Indifferenz zu entschuldigen, dann führt die Erzählung offenbar zwei verschiedene Erklärungsmuster und damit verbunden zwei Formen der moralischen Beurteilung menschlichen Verhaltens vor. Die eine legt den Schwerpunkt der Betrachtung auf Verhaltensdeterminanten, die vom Individuum nicht kontrolliert werden können; die andere betont die Autonomie des Menschen gegenüber seiner sozialen Situation und seinen Neigungen.

---

<sup>292</sup> Heinrich von Kleist, Brief an Wilhelmine von Zänge vom 30. Mai 1800, Werke und Briefe, (Hg.) Siegfried Streller u.a., Band 4, Berlin und Weimar 1978, S. 56f.

<sup>293</sup> Huber, Brief an Samuel Thomas Sömmerring vom 26.12.1785, a.a.O., S. 35.

<sup>294</sup> Wilhelm von Humboldt, Tagebücher, Eintrag vom 7. Okt. 1788, (Hg.) Albert Leizmann, Band 1, Berlin 1916, Nachdruck Berlin 1968, S. 41.

Indem der Text diese Erklärungsmuster einander gegenüberstellt, eröffnet er der Leserin zwei mögliche Schlussfolgerungen: Sie kann sich aus einem konservativen Blickwinkel der Verteidigung Grünaus und der Selbstverurteilung Mariannes anschließen. Die Leserin kann sich aber auch fragen, ob die Lebensumstände Grünaus dessen Verhalten wirklich legitimieren und warum er nicht anders kann, als seine freie Zeit außerhäuslich zu verbringen, während Marianne sich an den Einschränkungen ihres Lebens und dem Mangel an Zerstreuungsmöglichkeiten nicht weiter zu stören bräuchte, wenn sie nur den festen Willen dazu hätte.

Therese Huber selbst war der Ansicht, dass in ihrer Zeit Entschuldigungsstrategien, wie sie sie an der Figur Grünaus vorführt, zum festen Bestandteil der geschlechtstypischen Bearbeitung von Liebeskonflikten gehörten. Dies lässt sich an ihrer vier Jahre nach dem *Mißlungenen Opfer* entstandenen Erzählung *Eine Ehestandsgeschichte* (1804) verdeutlichen.<sup>295</sup> Dort wird die Mutter der Protagonistin als eine unglückliche, von ihrem Mann schlecht behandelte Frau beschrieben. Sie klagt dennoch ihren Gatten niemals an, weil sie sein Verhalten als in der Natur seines Geschlechts liegend und damit als unabänderlich ansieht. Im Gegensatz zum *Mißlungenen Opfer* fügt Huber hier noch eine explizite Reflexion über die *Formelhaftigkeit* dieses Erklärungsmusters an.

„So sind die Männer [...] - und das ist die Formel jedes guten weiblichen Herzens; brechend klagt es lieber das Geschlecht an, als den Einzelnen, durch dessen Schuld es bricht.“<sup>296</sup>

Damit verweist Huber auf ein Phänomen, das für den Verlauf von Liebeskonflikten prinzipiell von Bedeutung ist. Relevant ist nicht nur das 'objektive' Verhalten der Partner, sondern auch die Art und Weise, wie diese ihr eigenes Verhalten und das des Gegenübers erklären. Diese Erklärungen wiederum sind, so Huber, mitunter das Ergebnis der Verinnerlichung gesellschaftlich vorgegebener Denkmuster, die bestimmte Formen männlichen Verhaltens in Liebesbeziehungen eher auf unabänderliche Ursachen zurückführen und tolerieren als vergleichbare weibliche Verhaltensweisen. Die Sozialpsychologie bezeichnet solche Erklärungsmuster als *Attribu-*

---

<sup>295</sup> Therese Huber, *Eine Ehestandsgeschichte* (1804). In: *Erzählungen von Therese Huber*, (Hg.) Victor Aime Huber, 6 Bände, Band 2, Leipzig 1830 - 34.

<sup>296</sup> Huber, a.a.O., S. 6.

tionsstile.<sup>297</sup> Neben den von Huber vorgeführten Beispielen wäre als eine solche Attributionsformel etwa die im zweiten Kapitel erwähnte Idee einer 'Verweiblichung der Liebe' anzusehen.<sup>298</sup> Ist liebevolles Verhalten natürlicherweise eher weiblich, dann entschuldigt dies tendenziell liebloses männliches Verhalten. Weitere Beispiele sind die vier Gründe, die Joachim Heinrich Campe angibt, um zu erklären, warum der Mann sich in der Ehe eher als ein „stolzes, gebieterisches, herrschsüchtiges, oft auch aufbrausendes und in der Hitze der Leidenschaft oft bis zur Ungerechtigkeit hartes und fühlloses Geschöpf“<sup>299</sup> verhalten darf als seine Gattin.

\* \* \*

Die Interpretation des *Mißlungenen Opfers* hat bisher drei Betrachtungsweisen ehelicher Liebesprobleme hervorgehoben: Erstens eine radikale Kritik der Ehe und der Idee der 'Großen Liebe', zweitens einen verständnisvollen Blick für scheinbar liebloses männliches Eheverhalten, verbunden mit einer auf Anpassung zielenden moralischen Verurteilung weiblicher Unzufriedenheit, und drittens eine Verdeutlichung der Widersprüchlichkeit dieser gesellschaftlich vorgegebenen geschlechtstypischen Attributionsstile durch deren unmittelbare Gegenüberstellung. Eine vierte Perspektive bringt Huber mit der Figur von Herrmanns Jugendfreund Gustav in die Erzählung ein.

### 5.3 Eheprobleme aus utilitaristischer Sicht

Huber gestaltet Gustav als 'Stürmer und Dränger' mit verstecktem gutem Herzen. Aus ärmlichen Verhältnissen stammend, vom Leben nicht verwöhnt, hat er gelernt, die Menschen zu verachten „wie den Kot auf der Straße“ und sich selbst für „so erbärmlich, so schal, so abgestanden, wie einer von ihnen“<sup>300</sup> zu halten. Gustav schreibt an Herrmann:

„ - daß deine Wilden [Herrmanns Handelspartner] ihren Feinden das Fell von der Hirnschale abziehen [...] darum halte ich sie für besser als uns, und ich mache hierzulande vor manchem leeren Hirn artige Reverenzen, dem ich dort -- [...] „<sup>301</sup>

---

<sup>297</sup> Die Attributionstheorie hat eine Vielzahl von interessengebundenen, geschlechtstypischen und charakterbezogenen Attributionsstilen nachgewiesen; vgl. B.H. Raven; J.Z. Rubin, J. Z. (Hg.), *Social Psychology*, 2. Aufl., New York 1983, S. 103 - 117.

<sup>298</sup> Vgl. die Bemerkungen zu Fichtes Liebesbegriff in Kapitel 2.1.

<sup>299</sup> Joachim Heinrich Campe, *Väterlicher Rath für meine Tochter* (1789), *Sämtliche Kinder- und Jugendschriften*, Band 36, Braunschweig 1829, S. 29; vgl. hierzu im Einzelnen Abschnitt 2.1.

<sup>300</sup> Beide Zitate Huber, *Das mißlungene Opfer*, a.a.O., S. 85.

<sup>301</sup> Huber, a.a.O., S. 85.

Gustavs Menschenbild führt ihn zu einer grundsätzlichen Ablehnung der Pflicht- und Aufopferungsbegriffe, die der Moral und den Ehe- und Frauenbildern seiner Zeit zugrunde liegen.

„Es war die Rede von Uneigennützigkeit, Großmut, Leben für andere. Gustav nannte das alles schöne Worte, mit denen die Menschen ihre Lieblingsneigungen herausputzen; die einzige zu berechnende, und also sichere Richtschnur für den Menschen sei der Eigennutz [...] wenn man sich [...] diese Triebfeder eingestünde, und vollkommen damit umzugehen wüßte, dann würden sich die Menschen untereinander weit mehr Gutes und weniger Böses tun, als mit allen den Aufopferungstümpereien.“<sup>302</sup>

Diese Überzeugung Gustavs fungiert im Text als Gegenposition zu Mariannes Hedonismuskritik. Während er von 'Aufopferungstümperei' spricht, spricht sie von 'Glücksstümperei'.

„Marianne, Sie sind nicht glücklich! Rief Herrmann, als bräche ein Geheimnis gewaltsam bei ihm heraus [...]

[Marianne:] Glücklich, und glücklich, und immer nur glücklich - das ist's! darin liegt es, darum seid Ihr [Männer] euch alle gleich [...] Glücklich sein ist Euer einziger Endzweck - wir stümpern daran, [uns selbst] glücklich zu machen, und meist stümpern wir uns daran zu Tode.“<sup>303</sup>

Zudem deutet Gustav an, dass Herrmann und sie einer Selbsttäuschung erliegen, wenn sie ihre Beziehung als rein platonisch und pflichtorientiert definieren.

„So ein Enthusiast [Herrmann] [...] überredet mich fast, daß er mit der Dame seiner Gedanken lediglich Kants reinen Pflichtbegriff studiert [...]“<sup>304</sup>

Marianne, so Gustav, solle sich mit ihrer Situation nicht abfinden, sie fühle sich zu Recht vernachlässigt. Damit verbindet er allerdings keine moralische Verurteilung Grünaus. Denn seine Zeit nicht ständig mit seiner Frau verbringen zu wollen, hält Gustav für ebenso legitim, wie Mariannes Vorwürfe an ihren Gatten:

„Soll kein anderer mein Weib amüsieren, so muß ich mir die Mühe selbst gefallen lassen - darum habe ich mich auch gehütet zu heiraten. Seiner Frau

---

<sup>302</sup> Huber, a.a.O., S. 104.

<sup>303</sup> Huber, a.a.O., S. 107.

<sup>304</sup> Huber, a.a.O., S. 110.

treu zu bleiben, ist im Grunde weit bequemer als das Gegenteil; aber ihr tagtäglich die Zeit zu vertreiben - davor bewahre mich der Himmel!“<sup>305</sup>

Gustavs Thesen überschneiden sich hier mit denjenigen Mariannes: eine zentrale Ursache von Paarproblemen sei die Beschränkung der Ehefrau auf eine Lebensweise, in der sie ihr ganzes Glück aus dem seltenen Umgang mit dem Gatten und ihrer Mutterrolle ziehen muss. Freilich propagiert Gustav eine andere Lösung dieses Problems als Marianne. In konsequenter Anwendung seiner utilitaristischen Überzeugungen empfiehlt er Herrmann, mit Marianne eine Affäre zu beginnen. Er störe damit keine glückliche Ehe,<sup>306</sup> und Ehefrauen hätten das gleiche Recht sich zu amüsieren wie ihre Männer.

„[...] so wird dich kein vernünftiger Mensch tadeln - und sie wahrhaft ebenso wenig: ein Liebhaber [wie Herrmann], der sich so hübsch häuslich ziehen läßt, ist besser als ein Mann, der sich herumtreibt, sooft er kann [...]“<sup>307</sup>

\* \* \*

Huber artikuliert durch die Figur Gustavs eine ebenso grundsätzliche Kritik der vorherrschenden Moral wie durch Mariannes Klagen. Und hier wie dort gestaltet sie den Text in einer Weise, die es ihren Leserinnen freistellt, diese Kritik zu verwerfen oder ihr beizupflichten. Für ihre konservative Leserschaft lässt sie Gustav nicht nur die Zumutung zurückweisen, die Gattin tagtäglich unterhalten zu müssen, sondern hinzufügen:

„Gerade das [der Wunsch, unterhalten zu werden] ist es aber, was die gelehrten, sentimental, so die Madame Grünau's, verlangen.“<sup>308</sup>

Diese Ergänzung eignet sich offensichtlich als Ansatzpunkt eines Textverständnisses, das sich an der bereits erwähnten Kritik überzogener weiblicher Liebeserwartungen orientiert. Gustav, so wäre von hier aus zu sagen, bezieht seine Problemanalyse nur auf das spezielle Eheproblem gelehrt-sentimentaler und damit verbilde-

---

<sup>305</sup> Huber, a.a.O., S. 109.

<sup>306</sup> „[...] Grünau weiß recht gut, daß du den ganzen Abend bei seiner Frau saßest, und er kommt zu dir, und herzt dich, als langtest du nur eben vom Mississippi an. Wir Juristen sagen: Volenti non fit injuria. Wer's anders will, der treib' es anders.“ Huber, a.a.O., S. 109.

<sup>307</sup> Huber, a.a.O., S. 108f.

<sup>308</sup> Huber, a.a.O., S. 109. Vgl. zum biographischen Aspekt dieser Einschätzung Hubers Brief an Luise Meyer: „Die vielen Romane, und andre Schriften, die bloß fürs Herz waren, haben meine Zärtlichkeit gereizt; ich fühle, daß ich würde glücklich sein, wenn ich einen Gegenstand wüßte, dem ich diese Zärtlichkeit ganz geben könnte, aus dem ich meinen Abgott machen könnte [...]“; Therese Huber, Brief an Luise Meyer vom 21. 2.1782, Die reinste Freiheitsliebe, die reinste Männerliebe, a.a.O., S. 14.

ter Frauen. Als eine grundsätzliche Kritik der traditionellen Ehe müssen Gustavs Ansichten somit nicht aufgefasst werden.

Für den kritischeren Teil ihrer Leserinnen wiederum fügt Huber hinzu, dass Gustav - aufgrund der erwähnten Zumutung, die eigene Frau zu unterhalten - ein erklärter Junggeselle sei, was den Schluss nahe legt, dass Mariannes Ansprüche eben doch nicht nur typisch für gelehrt-sentimentale, sondern für alle Frauen sind und sich somit aus der Institution Ehe ergeben.

## 5.4 Konfliktlösungen

Der letzte Teil des *Mißlungenen Opfers* wendet sich der Frage zu, welche (nicht utilitaristischen) Möglichkeiten es gibt, einer zerrütteten Ehesituation zu begegnen und greift dabei nochmals auf verschiedene literarische Motive zurück. Hierzu lässt Huber zunächst die Eheprobleme der Grünaus eskalieren. Ein Kind der Familie bekommt die Blattern. Marianne muss seinem langen und schmerzhaften Leiden hilflos zusehen, und Herrmann steht ihr dabei getreu zur Seite. Grünau hingegen geht wie ein „gleichgültiger Fremder“<sup>309</sup> im eigenen Haus ein und aus. Was sich in seinem Charakter zunächst noch als „Modifikationen, welche die Umstände abwechselnd mit seiner Liebe vornahm“<sup>310</sup> beschreiben ließ, führt jetzt dazu, dass er seine Frau auch in einer Zeit extremer Belastung nicht unterstützt.

Wie bereits nach Mariannes Vorwürfen gegen Grünau tritt auch hier die Erzählerin mit wohlwollenden Attributionen auf den Plan. Angesichts der veränderten Situation wirken diese nun allerdings fast ironisch:

„Grünau hielt des Kindes Schicksal gegenwärtig gar nicht für gefährlich, und es lag nicht in seinem Charakter, die Zukunft zu fürchten. Auch wollte es dieser guten Menschen strenges Schicksal, daß er gerade damals durch eine Bekanntschaft mit einigen Fremden, die sich in \*\*stadt aufhielten, in mehrere Landpartien und Zerstreungen als sonst gezogen wurde[...]“<sup>311</sup>

Erst als sein Kind stirbt, sinkt „der Schleier nieder, der Grünau's Blick verdunkelte.“<sup>312</sup> Er erkennt, dass Herrmann seinen Platz im häuslichen Kreise eingenommen hat. Doch es ist zu spät, Mariannes Herz „zerbricht“<sup>313</sup>, und jetzt erst konfrontiert sie ihren Mann mit seinem Versagen und ihrem Leid:

„[...] ich reichte meine Hand nach dir aus dem Strome, der mich fortriß, ich bat und flehte - du gingst kalt am Ufer, und nun hat er mich verschlungen. Das Weib, das du jetzt niedertrittst, ist Marianne nicht mehr; Marianne ist tot [...]“<sup>314</sup>

Auf den letzten Seiten der Erzählung spielt Huber nun auf verschiedene Möglichkeiten an, eine sich so dramatisch zuspitzende Ehestandsgeschichte 'zu Ende zu brin-

---

<sup>309</sup> Huber, *Das mißlungene Opfer*, a.a.O., S. 115.

<sup>310</sup> Huber, a.a.O., S. 114.

<sup>311</sup> Huber, a.a.O., S. 115.

<sup>312</sup> Huber, a.a.O., S. 116.

<sup>313</sup> Huber, a.a.O., S. 116 und S. 117.

<sup>314</sup> Huber, a.a.O., S. 117.

gen'. Dabei aktualisiert sie zunächst noch einmal die literarischen Motive einer möglichen Wahl zwischen Pflicht oder Liebe bzw. Zerrüttung oder empfindsam-vernünftiger Versöhnung. Ebenso wie die Erzählung in ihrem ersten Teil als Werthervariante gestaltet ist, um sich dann um so deutlicher von dieser literarischen Vorlage zu distanzieren, deutet sie auch hier diese Konfliktlösungen nur an, um sie dann durch Marianne als völlig unpassend erscheinen zu lassen: Es kommt zu einer langen Aussprache zwischen Herrmann und Grünau in der Grünau Reue und Einsicht in seine Fehler zeigt. Sodann treten beide Männer Hand in Hand vor Marianne.

„Wir haben uns gegeneinander erklärt, Marianne - Herrmann ist ein edler Mensch; er hat mich belehrt, daß ich fehlte, daß ich mein Schicksal verdiene - du bist frei! Wähle zwischen ihm und mir, zwischen dem Vater deiner Kinder, und dem Mann, der deine Stütze war, als ich [...] in selbstsüchtiger Blindheit dir gebrach.“<sup>315</sup>

Mit diesem Angebot deuten sich noch einmal die mangelnden empathischen Fähigkeiten Grünaus an, der vergessen zu haben scheint, was Marianne über die Unmöglichkeit einer Verbindung mit ihm sagte. Sie antwortet:

„Ich bin von meinen Kindern unzertrennlich, antwortete sie [Marianne] - Natur und Gesetz binden die Kinder an dich; deine Gattin kann ich nicht mehr sein, aber eine gute Mutter werden deine Kinder haben.

Marianne, du wirst verzeihen, du wirst [...]

Sie trat kalt zurück: Ich habe ein Wort gesprochen, das uns trennt .[...]“<sup>316</sup>

Deutlich wird hier zugleich die rechtliche und ökonomische Benachteiligung der Frau im Fall einer Scheidung. Obwohl ihre Mutterrolle eine besondere Bindung an die Kinder verlangt, ist eine Trennung für sie in der Regel mit deren Verlust verbunden.

Nachdem die Möglichkeit einer Versöhnung abgewiesen ist, fordert Marianne Herrmann auf, zu gehen und ein Weib zu finden, das ihn liebt und dem er ihre Verzweiflung ersparen möge.<sup>317</sup> Dies gibt der Autorin die Möglichkeit, nochmals Grünaus mangelndes Einfühlungsvermögen zu betonen. Er befindet sich immer noch in

---

<sup>315</sup> Huber, a.a.O., S. 118.

<sup>316</sup> Ebd.

<sup>317</sup> Diese Aufforderung steht in Widerspruch zu Mariannes sonstiger Einschätzung Herrmanns. Sie als eine ernsthafte Revision von Mariannes Männerbild zu interpretieren, scheint mir jedoch unplausibel. Ihre resignierte Beiläufigkeit unterstreicht eher den utopischen Charakter, mit dem Huber die Möglich-

dem Irrtum, Marianne könne sich noch für ihn entscheiden oder hätte dies durch Herrmanns Zurückweisung bereits getan.

„Was wird aus Herrmann? fragte Marianne nach einigen Minuten.

Herrmann geht zurück nach Amerika [...] [antwortete Grünau] und sagte gerührt: Er opfert sich zum zweitenmal unserem Glück [...].“<sup>318</sup>

Diese Bemerkung ist doppelt verfehlt. Zum einen lässt Herrmann kein glückliches, sondern ein sich entfremdetes Paar zurück. Zum anderen könnte von einem Opfer Herrmanns sinnvollerweise nur gesprochen werden, wenn er auf ein gemeinsames Glück mit Marianne verzichten würde. Marianne jedoch liebt ihn nicht. Herrmann bringt also ein *‘Mißlungenes Opfer’*. Marianne, so wird deutlich, hat keine Wahl zwischen Pflicht und Liebe, denn Liebe ist nicht möglich, ebensowenig wie Versöhnung. Sie macht dies - für eine immer noch auf Versöhnung hoffende Leserin - noch einmal deutlich:

„Ja [er opfert sich unserem Glück], insofern es in der Erfüllung unserer Pflicht liegt.

Mit einer Empfindung, als hätte er eine kalte Schlange berührt, wo er Blumen pflücken wollte, zog Grünau die dargebotene Hand zurück [...]“<sup>319</sup>

So lebt die Familie nach Herrmanns Abreise zunächst weiter, wie Mariannes Zustand es erwarten lässt:

„Wer die Familie gesehen hätte, würde die Eltern nicht für Gatten, sondern die Kinder für ein heiliges Vermächtnis abgeschiedener Freunde gehalten haben.“<sup>320</sup>

Vor dem Ende der Erzählung greift Huber noch einmal das Motiv der *‘Großen Liebe’* auf. Hierzu lässt sie zunächst Herrmann bei der Überfahrt nach Amerika ertrinken. Zuvor jedoch hat er noch die Gelegenheit, einen Abschiedsbrief zu verfassen. Er habe, so schreibt er, das weibliche Geschlecht nie gekannt, jedoch durch Mariannes fürchterlichen Ernst seine Unwissenheit, seine Unfähigkeit, den Sinn ihrer Worte zu verstehen, überwunden. Ein gemeinsames Glück, so schreibt er, wäre nun möglich gewesen.

---

keit einer glücklichen Liebesbeziehung versieht; vgl. dazu unten die Bemerkungen zu Herrmanns Abschiedsbrief.

<sup>318</sup> Huber, a.a.O., S. 118.

<sup>319</sup> Huber, a.a.O., S. 118f.

<sup>320</sup> Huber, a.a.O., S. 120.

„Hättest du mich geliebt, Marianne, auf meinen Armen hätte ich dich fortgerissen, jenseits des Meeres hätte meine Liebe dich beglückt, an meinen stillen Seen hätte deine Seele wieder sanft werden sollen, die allmächtigen Wasserfälle in meinen Wildnissen hätten dich gelehrt, einfach und frei zu sein, wie die große Natur!“<sup>321</sup>

Als Rehabilitation der ‘Großen Liebe’ ist diese Passage nicht aufzufassen. Das hier angedeutete Glück trägt deutlich utopische Züge: Nur mit einem durch die Frau veredelten Mann und in einer *ganz anderen* Welt, jenseits des Meeres, ist Liebesglück überhaupt vorstellbar.

Gleichwohl entschließt Huber sich nicht, *Das mißlungene Opfer* in einem Zustand vollständiger Zerrüttung enden zu lassen. Mit der Autorität eines letzten Wunsches hatte Herrmann Marianne in seinem Abschiedsbrief beschworen, ihrem Gatten seine Schuld zu verzeihen und in Erinnerung an den toten Freund versucht sie nun, sich ihrem Mann wieder zu nähern:

„Oft weinte sie wieder vor ihm, sie suchte wieder ihn zu beglücken - Vieles war wieder schön zwischen ihnen, aber er liebte sie, und sie konnte nicht mehr glücklich sein.“<sup>322</sup>

---

Therese Huber legt mit *Das mißlungene Opfer* eine vielschichtige Reflexion über Liebes- und Eheprobleme vor. Dabei greift sie erstens weitverbreitete Leseerwartungen bezüglich der Motive der ‘Großen Liebe’ und des ‘Konfliktes zwischen Pflicht und Neigung’ auf und konfrontiert sie mit der prosaischen Wirklichkeit einer bürgerlichen Ehe.

Zweitens reflektiert sie auf die geschlechtstypische Rollenverteilung in der bürgerlichen Familie und bringt diese in Zusammenhang mit unterschiedlichen Erwartungen an den emotionalen Umgang zwischen Ehegatten. Aufgrund der Reduzierung auf die Mutter- und Hausfrauenrolle sucht die Ehefrau ihr Glück vor allem im Umgang mit dem Gatten, der jedoch diesen Erwartungen nicht entsprechen kann, da er sich auf seine Erwerbsrolle und seine Verpflichtungen für das Ganze konzentriert.

---

<sup>321</sup> Huber, a.a.O., S. 119. Vgl. zur Symbolisierung der liebenden Vereinigung durch Wasser und weite Landschaften und Wasser: Klaus Theweleit, *Männerphantasien*, Band 1, Frankfurt am Main 1977, 2. Kapitel.

<sup>322</sup> Huber, a.a.O., S. 121.

Drittens verweist die Erzählung über diese gesellschaftlichen Ursachen von Liebeskonflikten hinaus auf das Phänomen formelhafter moralischer Attributionsmuster, mit denen männliches Liebesversagen entschuldigt wird, während die Unzufriedenheit von Frauen bezüglich ihrer Lebenslage verurteilt wird, und legt zugleich mit der utilitaristischen Perspektiven der Figur Gustavs eine grundsätzliche Alternative zu dieser 'moralischen' Beurteilung von Liebeskonflikten vor.

## 6 Weibliche Pflichterfüllung und das Bedürfnis nach individuellem Glück in Elisa von der Reckes *Briefen*

„Als ich Abends allein in meinem Zimmer war, über die Geschichte des Tages nachdachte, überfiel mich Angst und Grausen bei dem Gedanken, daß ich die Braut von Recke sei. Ich warf mich auf meine Knie, [und] flehte zu Gott um Kraft und Stärke [...]“<sup>323</sup>

Mit dieser beunruhigenden Beschreibung ihres Verlobungstages enden Elisa von der Reckes *Jugenderinnerungen*. Die Zeit ihrer Verlobung und Ehe (1771 - 1778) hat sie in Form einer Sammlung von Briefen dokumentiert.<sup>324</sup> Eine Untersuchung dieser Briefe lohnt in zweifacher Hinsicht: Sie erweitern den Textkorpus dieser Arbeit um die Darstellung der Befreiung einer Frau aus ihrer patriarchalen Ehe, und sie sind außergewöhnlich konsequent auf die Probleme und Auseinandersetzungen eines Ehepaares konzentriert und erreichen bei deren Schilderung einen bemerkenswerten Grad an Intimität und Realismus.

Trotz dieser Qualitäten sind die *Briefe* von der deutschen Literaturwissenschaft kaum zur Kenntnis genommen worden. Dieser Mangel an Interesse ist unter anderem eine Folge der Einleitung, die Elisa von der Recke ihrem nachgelassenen Manuskript vorangestellt hat. Sie kennzeichnet die *Briefe* dort als Abschriften einer Auswahl von Originalbriefen, die sie während ihrer Ehe geschrieben habe, vorzugsweise an ihre Vertraute Caroline Stolz. Diese Briefe seien nach dem Tod dieser Vertrauten in ihren Besitz zurückgelangt.

Da der erste Herausgeber der *Briefe*, Paul Rachel, an diesen Behauptungen nicht zweifelte, wurde der Text nach seiner Veröffentlichung im Jahre 1900 lediglich anekdotisch rezipiert, als Sammlung

„bezeichnender Sittenbilder aus der Welt des kurländischen Adels, in dessen Kreisen damals vielfach ein reichlich roher Ton geherrscht haben muß.“<sup>325</sup>

---

<sup>323</sup> Elisa von der Recke, Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendjahren. Selbstbiographie Elisas von der Recke. Von der Geburt bis zu ihrer Verlobung (1754 - 1771), Werke in 2 Bänden, (Hg.) Paul Rachel, Band 1, Leipzig 1902, S. 154.

<sup>324</sup> Elisa von der Recke, Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendjahren. Briefe Elisas von der Recke. Aus der Zeit ihrer unglücklichen Ehe (1771 - 1778), Werke in 2 Bänden, (Hg.) Paul Rachel, Band 1, Leipzig 1902.

<sup>325</sup> Theodor Klaiber, Die deutsche Selbstbiographie. Beschreibungen des eigenen Lebens. Memoiren. Tagebücher, Stuttgart 1921, S. 122.

Literarisch hielt man sie jedoch für bedeutungslos, weil von einem jungen Mädchen ohne künstlerischen Gestaltungswillen verfasst. Ich möchte zunächst zeigen, dass sich eine solche Rezeption auf unplausible Annahmen über den Entstehungsprozess der Briefe stützt und zudem an deren ästhetischen Qualitäten vorbeigeht. Danach werde ich auf den Inhalt der Briefe im engeren Sinne eingehen.

## 6.1 Zur Entstehung und literaturgeschichtlichen Einordnung

Sowohl Gestaltung und Inhalt als auch verschiedene zeitgenössische Quellen deuten darauf hin, dass wesentliche Passagen der *Briefe* keine Abschriften von Originalbriefen Elisa von der Reckes sein können.<sup>326</sup>

Die *Briefe* weisen - obwohl sie nur etwa ein Zehntel aller Briefe Elisas an ihre Freundin ausmachen sollen - keine inhaltlichen Lücken auf und versorgen den Leser mit allem zum Verständnis erforderlichen Kontextwissen. Sie haben keinen Dialogcharakter, über die angebliche Brieffreundin Stolz erfährt man fast nichts. Weiter berichtet Elisa von der Recke in ihren Tagebüchern aus den Jahren 1789 und 1790 ausdrücklich:

„Ich verbarg jedem wie unglücklich meine Ehe war; nur dem Prediger auf dem Gut meiner Eltern entdeckte ich meine ganze Lage [...]“<sup>327</sup>

Von einer Brieffreundin ist hier nicht die Rede. Ergänzt man diese Unstimmigkeiten um die Feststellung, dass Elisa in der Zeit nach ihrer Ehe regelmäßig Tagebücher führte und diese wiederholt gelesen und überarbeitet hat, scheint die Vermutung Kathrin Goodmans plausibel, es handele sich bei den Briefen lediglich bei einigen wenigen Passagen um authentisches Briefmaterial, während der überwiegende Teil eine Bearbeitung der (nicht erhaltenen) Ehetagebücher Elisas darstellt. Für diese Vermutung sprechen auch inhaltliche Widersprüche zwischen den Briefen und anderen Quellen, die über Elisas Leben Auskunft geben.<sup>328</sup> Dass Elisa von der Recke

---

<sup>326</sup> Hingewiesen hat hierauf Kathrine Goodman, ohne aber auf alle der folgenden Anhaltspunkte zu verweisen. Vgl. Kathrine Goodman, *Dis/Closures. Women's Autobiography in Germany between 1790 and 1914*, New York, Bern, Frankfurt am Main 1986, S. 37ff. und Kathrine Goodman, *Poetry and Truth: Elisa von der Recke's Sentimental Autobiography*. In: *The Personal Narratives Group / Joy Webster Barbre* (Hg.), *Interpreting Woman's Lives*, Ithaca 1989. Ohne weitere Begründung bezeichnet auch Katharina Topf-Medeiros die Briefe als Werke, „die wohl authentische Texte mit fiktiven Elementen durchweben.“ Katharina Topf-Medeiros, *Selbstdarstellung und narrative Autorität in den Briefautobiographien Elisa von der Reckes und Elisabeth Stägemanns*. In: (Hg.) Michaela Holdenried, *Geschriebenes Leben*, Berlin 1995, S. 143.

<sup>327</sup> Zitiert nach: Goodman, a.a.O., S. 43.

<sup>328</sup> Vgl. insbesondere ihre Schilderung des Besuchs von David Hartmann auf Schloss Neuenburg; Abschnitt 6.2.3.

den Wunsch hatte, ihre Ehe in einer gestalteten Form darzustellen, ergibt sich im übrigen auch daraus, dass nachweislich eine (nicht überlieferte) autobiographische Darstellung von Elisas Ehejahren existierte. Den Lebenserinnerungen der Henriette Herz ist zu entnehmen, dass Elisa von der Recke ihr aus einem „autobiographischen Aufsatz“<sup>329</sup> über ihre Jugend und ihre unglückliche Ehe vorgelesen habe.

Warum hinterließ sie dann aber eine Sammlung von ‘Originalbriefen’? Es wäre im ausgehenden 18. Jahrhundert oder beginnenden 19. Jahrhundert für eine Frau kaum denkbar gewesen, eine Ehegeschichte zu veröffentlichen, die ähnlich schockungslose Intimitäten enthält wie dieser Text. Da jedoch Briefe damals die für Frauen schickliche Form der schriftlichen Betätigung waren, lag es für Elisa nahe, diese Form der Mitteilung zu imitieren.<sup>330</sup>

Daneben bot die Briefform der Schriftstellerin Elisa auch die Möglichkeit, sich bei ihrer Ehebeschreibung in eine von ihr geschätzte Tradition der Darstellung weiblicher Lebensschicksale identitätsstiftend einzuordnen. Wie sich zeigen wird, hat Elisa von der Recke bei der Umarbeitung ihrer Quellen in diesem Sinne nicht einfach nur ‘Post’ produziert. In ihrer Tagebuchbearbeitung nähert sie sich vielmehr der Gattung des Briefromans an.

Briefromane über Frauenschicksale waren in Deutschland seit der Jahrhundertmitte insbesondere durch Samuel Richardsons *Pamela* und *Clarissa* bekannt und durch Sophie LaRoches *Fräulein von Sternheim* in den siebziger Jahren weiter popularisiert worden. Die Heldinnen dieser Romane sind empfindsame Frauen, machtlos, von den Eltern verlassen, von Menschen umgeben, die sie nicht verstehen und schätzen und den Bedrohungen eines Wüstlings ausgesetzt.<sup>331</sup> Elisas Ehedarstellung erinnert in einem solchen Maße an die Stoffe dieser Romane, dass sich ernsthafte Zweifel an ihrem nichtfiktionalen Charakter einstellen müssten, wenn ihr Leben nicht auch durch andere historische Quellen zumindest punktuell bekannt wä-

---

<sup>329</sup> Vgl. Henriette Herz, *Ihr Leben und ihre Erinnerungen*, (Hg.) J. Fürst, Berlin 1850, Nachdruck Leipzig 1977, S. 196f. Einen weiteren Hinweis auf die Existenz eines solchen Textes enthält auch die Einleitung der „Jugenderinnerungen“, in der Elisa von der Recke die Absicht spricht, „die Geschichte meines Lebens von meinem ersten Jahre bis zum gegenwärtigen Zeitpunkte [bis 1793] aufzuzeichnen.“ Elisa von der Recke, *Selbstbiographie Elisas von der Recke. Von ihrer Geburt bis zu ihrer Verlobung (1754 - 1771)*, a.a.O., S. 3.

<sup>330</sup> Vgl. zum Brief als der angemessenen Form weiblichen Schreibens: Reinhard M. G. Nickisch, *Briefkultur. Entwicklung und sozialgeschichtliche Bedeutung im 18. Jahrhundert*. In: (Hg.) Gisela Brinker-Gabler, *Deutsche Literatur von Frauen*, Band 1, München 1988, S. 389 - 409 und Barbara Becker-Cantarino, *Leben als Text. Briefe als Ausdrucks- und Verständigungsmittel in der Briefkultur und Literatur des 18. Jahrhunderts*. In: (Hg.) Hiltrud Gnüg; Renate Möhrmann, *Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Stuttgart 1985, S. 83 - 103.

<sup>331</sup> Vgl. Ruth Perry, *Women, Letters, and the Novel*, New York 1980.

re.<sup>332</sup> Elisa von der Recke muss sich dieser Parallelen bewusst gewesen sein. Zudem bewunderte sie die 'Sternheim' aufs Äußerste.

„Jetzt, mein Stolzchen, lese ich die Sternheim! - ich kann es Ihnen gar nicht sagen, was ich bei dieser Geschichte fühle! - O! die Sternheim war viel besser, viel liebenswürdiger und viel unglücklicher als ich.“<sup>333</sup>

Zudem schildert auch die 'Sternheim' einer Freundin in Briefen ihr Leben. Es lag vor diesem Hintergrund für Elisa also nahe, die Briefform zur Darstellung ihrer Ehe zu benutzen.

Als Einwand gegen diese These kann darauf verwiesen werden, dass Richardsons Protagonistinnen - wie auch die 'Sternheim' - sich für Elisa von der Recke zur Identifikation nicht geeignet hätten, da diese Figuren von ihren Ehemännern nicht bedroht werden: Die Ehe dient in diesen Texten im Gegenteil auf den ersten Blick als Rettungsort vor männlichen Bedrohungen. Der enorme Erfolg dieser Romane, insbesondere bei Frauen, liegt aber vermutlich gerade darin, dass sie als Ausdruck weiblicher *Eheerfahrungen* rezipiert werden konnten. In dieser Perspektive handeln sie (verschlüsselt) von der psychischen und physischen Unterwerfung der Frau unter ihre Rolle als Gattin und Mutter, vom Brechen oder Überleben weiblicher Identität.<sup>334</sup> Genau hiervon handeln, kaum verschlüsselt, die Elisas *Briefe*. Sie können daher als Teil dieser literarischen Tradition angesehen werden.

---

<sup>332</sup> Vgl. zu den inhaltlichen Parallelen zwischen den Briefen und dem „Fräulein von Sternheim“ die Einschaltung des Herausgebers Rachel: Elisa von der Recke, *Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendjahren. Briefe Elisavon der Recke. Aus der Zeit ihrer unglücklichen Ehe (1771 - 1778)*, a.a.O., S. 230ff.

<sup>333</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 229.

<sup>334</sup> Vgl. Perry, a.a.O., S. 45f.

## 6.2 Die Ehejahre

Elisa von der Recke will mit ihren Briefen ein „treues Gemälde des jedesmaligen [damaligen] Zustandes meiner Seele und meines Schicksals“<sup>335</sup> geben. Dabei konfrontiert sie den Leser mit einer schwer überschaubaren, nur chronologisch in 105 Briefen geordneten Sammlung von Alltagsbeschreibungen, Gefühlsäußerungen, Passagen wörtlicher Rede und vielfältigen Reflexionen. Die folgende Interpretation versucht dieser Vielfalt gerecht zu werden, indem sie streckenweise eher zitierend als zusammenfassend oder interpretierend verfährt. Dies ist sinnvoll, weil Zusammenfassungen an einigen Stellen dem bemerkenswerten Detailreichtum des Textes nicht gerecht würden, Interpretationen dieser Details aber partiell unnötig sind.

Inhaltlich konzentriert sich die Interpretation darauf zu zeigen, dass die *Briefe* einen dreiphasigen Verlauf der Ehe Elisas dokumentieren. Diese drei Phasen zeigen ihrerseits drei Dimensionen: die unterschiedlichen Wertvorstellungen der beiden Ehegatten, die sich daraus ergebenden Probleme und die verschiedenen Konflikt- und Konfliktvermeidungsstrategien, mit denen Elisa und ihr Gatte auf diese Probleme reagieren.

### 6.2.1 Erste Ehephase: Sanftmut

Elisa beginnt ihre Darstellung mit einem deutlich 'literarischen' Brief. Sein Einleitungscharakter soll dem Leser die wesentlichen Umstände bekannt machen, die zu Elisas Verlobung geführt haben:

„Altautz, den 25. März 1771

Man hat Unrecht, liebste Lisette, wenn man sagt, ich sei von meinen guten Eltern gezwungen worden, Recke aus Neuenburg zu wählen und die Heirat werde auseinander gehen [...] Böse Menschen, meine Lisette, sind es, die da sagen, Mama hat ihre Stieftochter dem Neffen ihres verstorbenen Mannes geopfert. Es ist wahr, Herr von der Recke war mir sonst zuwider, und ich habe es dir, Freundin meines Herzens, selbst gesagt, daß ich lieber sterben, als mit ihm leben möchte, aber ich kannte ihn nicht genug [...] Er soll die Wohltätigkeit selbst sein und ist sehr reich; was werde ich da Gutes thun können! Zwar liebt er weder Tanz noch Geselligkeit, denn er ist bloß

---

<sup>335</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 158.

Landwirth, aber [...] Mama sagte mir, er würde gewiß sterben, wenn er ohne mich leben sollte. Doch haben meine Eltern versprochen, daß meine Hochzeit erst an meinem 20. Geburtstag sein soll, und bis dahin habe ich Gottlob noch 5 volle Jahre Zeit [...]"<sup>336</sup>

Hier wird dem Leser zweierlei vermittelt. Erstens verdeutlicht der Brief das Bild, das sich Elisa als junge Frau nach ihrer Verlobung von ihrer künftigen Lebenssituation macht. Zweitens erzeugt der Brief durch seinen Rechtfertigungscharakter und seinen angestregten Optimismus Zweifel an der Objektivität ihrer Erwartungen und regt den Leser zu weitergehenden Vermutungen über Elisass tatsächliche Situation an. Orientieren sich diese an der beschriebenen Tradition weiblicher Romanschicksale, dann werden sie in etwa wie folgt aussehen: In Elisass Leben gibt es eine (böse) Stiefmutter, die ihre Stieftochter aus egoistischen Motiven zu einer Ehe überredet hat; es gibt einen Verlobten, der so abstoßend ist, dass er den spontanen Wunsch erweckt, lieber zu sterben, als mit ihm leben zu müssen; und es gibt ein naives Mädchen, das in kindlicher Anhänglichkeit dem elterlichen Willen Folge leistet und dessen gutes Herz („was werde ich da Gutes thun können!"<sup>337</sup>) sich dennoch erschrocken einer ungewissen Zukunft gegenüber sieht („habe ich Gottlob noch 5 volle Jahre Zeit"<sup>338</sup>).

Dass solche Assoziationen der objektiven Situation der jungen Elisa tatsächlich eher entsprechen als deren eigene Sichtweise, wird bereits im übernächsten Brief nahegelegt und im weiteren Verlauf des Textes bestätigt.

„Mitau d. 23. April 1771

Ach! theure Freundin! meine Hochzeit soll schon im künftigen Monate sein! meine Großmutter will es, mein Bitten, mein Flehen half dagegen nichts [...] meine Eltern versprachen es mir doch so fest, daß die Hochzeit erst in fünf Jahren sein soll."<sup>339</sup>

Der Leser, in dieser Weise in seinen Vermutungen bestätigt, erkennt damit die Aufgabe, vor die ihn die Autorin stellt. Er soll sich durch die subjektive Sicht eines jungen Mädchens hindurch ein Bild ihrer objektiven Lage machen.

---

<sup>336</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S.163f. Tatsächlich war Elisa von der Recke zum Zeitpunkt ihrer Verlobung bereits sechzehn Jahre alt. Die Briefe verjüngen sie konsequent um zwei Jahre, wobei diese Zahlenangaben im Manuskript nachträglich durchgestrichen und korrigiert wurden.

<sup>337</sup> Ebd.

<sup>338</sup> Ebd.

### 6.2.1.1 Wertvorstellungen und erste Konfrontation

Einen Monat später, an ihrem 15. Geburtstag (so der Text),<sup>340</sup> muss Elisa heiraten und ihrem Mann auf sein einsam gelegenes Schloss Neuenburg folgen. Die Trennung von ihrer Familie und der Bruch mit ihrer gewohnten Lebensweise stürzen sie ebenso in Verzweiflung wie die nun offen zutage tretenden Differenzen mit ihrem Gatten.

„Wenn ich nur nicht so allein wäre [...] Hier gehe ich bisweilen im großen Saal und spreche laut zu mir selbst, da schallt es, und da freue ich mich, daß ich doch noch einen anderen Ton, als den meinigen, höre, aber dann - dann fühle ich wieder, wie allein ich bin, und dann weine ich wieder, und da freue ich mich dann, daß keiner, als Gott, meine Thränen sieht - und dann ärgere ich mich wieder, daß ich solch ein Kind bin, das selbst nicht weiß, was es will. - Ach, ich weiß wohl, was ich möchte - ich wünschte, daß Recke anders wäre, als er ist.“<sup>341</sup>

Die Wertvorstellungen Elisas wurden bereits im Kontext der Analyse ihrer *Jugenderinnerungen* angedeutet. Ihre Gefühlswelt wird von den Ideen des empfindsamen Diskurses beeinflusst. Ihr Liebesbegriff betont die Übereinstimmung der Liebenden hinsichtlich grundsätzlicher Gefühlseinstellungen.<sup>342</sup> Recke hingegen interessiert sich, wie die meisten Männer, mit denen Elisa in Kontakt kommt, kaum für solche 'Innerlichkeiten'. Elisas *Jugenderinnerungen* berichten, Recke habe sich vor seinem Heiratsantrag genau zweimal mit ihr unterhalten. Ansonsten versuchte er lediglich festzustellen, ob sie zur Zanksucht neige. Hierzu gab er einem Freund den Auftrag, „mich scharf zu beobachten und Erkundigungen einzuziehen, ob ich auch den sanften Charakter habe, den mein Äußeres versprache.“<sup>343</sup> Zudem zeigt Recke starke Abneigungen gegen höfisches und galantes Verhalten sowie gegen empfindsame oder auch nur lesende Frauen. Entsprechend beunruhigt ihn die Warnung einer Tante Elisas, diese sei von ihrer Stiefmutter „durch ihre superkluge Erziehung zur Närrin und Romanheldin gemacht“<sup>344</sup> worden, und passe zudem aufgrund ihrer mangelnden haushälterischen Fähigkeiten durchaus nicht zu ihm. Was ihn dennoch

---

<sup>339</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 167.

<sup>340</sup> Tatsächlich wurde Elisa an ihrem siebzehnten Geburtstag, dem 20. Mai 1771, verheiratet.

<sup>341</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 185.

<sup>342</sup> Vgl. Abschnitt 2.3.

<sup>343</sup> Elisa von der Recke, Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendjahren. Selbstbiographie Elisas von der Recke. Von ihrer Geburt bis zu ihrer Verlobung, a.a.O., S. 129.

<sup>344</sup> Elisa von der Recke, Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendjahren. Briefe Elisas von der Re-

von einer Entlobung abgehalten habe, erfährt Elisa aus dem Mund einer Bekannten, der Recke offenbart:

„So etwas Schönes, wie ich wäre, könne man gar nicht wiederfinden, und alle reichen jungen Herren hätten sich bei dem Wunsche, mich zu besitzen, die Finger verbrannt und wären mit langen Nasen abgezogen, und er Kriegsmann und Buschklepper hätte mich bekommen. Er würde also kein Narr sein und den schönen Fang, den er gemacht hat, sich vor dem Maul wegschnappen lassen.“<sup>345</sup>

Recke schätzt seine Frau demnach als schönes Statussymbol und erwartet von ihr ein Verhalten gemäß traditionellen Ehe- und Frauenrollen. Ihre empfindsamen Neigungen hingegen lehnt er ab. Nach der Hochzeit kommen hinter dieser Ablehnung schnell grundlegende Unsicherheiten Reckes zum Vorschein. Sie betreffen was als ein bildungsbezogenen Minderwertigkeitskomplex gedeutet werden kann: Der in einer rustikalen und militärischen Umgebung sozialisierte Landedelmann glaubt, Elisas höfischer Erziehung nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen zu können und befürchtet, deshalb von ihr nicht geachtet zu werden:

„Sie haben die Romanensprache recht gut studiert und ich alter Buschklepper muß Ihrem fein gebildeten Herzen wohl sehr plump vorkommen.“<sup>346</sup>

Umgekehrt fühlt sich Elisa besonders von Reckes Ablehnung empfindsamer Familienbindungen abgestoßen:

„Ach, liebes Stolzchen, noch habe ich ein stilles Leiden - ich sehe einige Bauernjungen Gänse und Schweine hüten; sie haben ganz zerrissene Kleider, gehn auf bloßen Füßen und sehen wie Recke aus, und man hat mir gesagt, daß es seine [kursiv] Kinder sind! [...] Ach!, Gott bewahre mich vor Kindern; Recke liebt seine Kinder nicht.“<sup>347</sup>

\* \* \*

Bereits in den ersten Tagen auf Schloss Neuenburg kommt es zu einer Auseinandersetzung der beiden Eheleute.

„Gestern Abend fing er an, sich an der Tafel über Mama recht lustig zu machen. Herr von Lieven, der Arzt und sein Kammerdiener waren dabei. Ich

---

cke. Aus der Zeit ihrer unglücklichen Ehe (1771 - 1778), a.a.O., S. 172.

<sup>345</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 173f.

<sup>346</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 185.

nahm seine Hand, küßte sie, drückte sie an mein Herz und bat ihn, wenn er dies Herz nicht verwunden wolle, so möge er nicht so von einer Frau sprechen, die mir lieber als mein Leben wäre. Er machte mir ein paar Augen, daß ich vor Angst in die Erde hätte sinken mögen, und sagte: 'Das ist eine wahre empfindsame Theatersprache, mit der ich verschont zu bleiben wünsche; um sie nicht mehr zu hören, so werde ich über Ihre Stiefmutter schweigen, aber ich wünschte zu meinem Glücke, daß Sie Verstand genug hätten, um die Thorheiten dieser superklugen Frau einzusehen.' Er schwieg; wider meinen Willen flossen einige Thränen von meinen Wangen; er sah mich noch fürchterlicher an, stand schnell vom Tische auf, alles war erschrocken, ich wußte nicht, wo ich mich lassen sollte. Er nahm Stock und Hut und ging spazieren [...] Als ich mich erholt hatte, folgte ich ihm nach, trocknete meine Thränen und machte ein heiteres Gesicht; ich fand ihn im Stalle und that, als wäre nichts unter uns gewesen; er sah mich nicht mehr so wild an [...]"<sup>348</sup>

Dieser Vorfall steht exemplarisch für das unterschiedliche Konfliktverhalten der beiden Gatten. Recke formuliert offen Vorwürfe. Er habe sich „bloß in eine schöne Larve“ und „Mode- und Tanzpuppe“<sup>349</sup> vergafft, er kritisiert ihre mangelnde Eignung zur Wirtschaftlerin, und er fordert mit Hinweis auf den traditionellen Ehediskurs unbedingten Gehorsam:

„[...] heute sagte er wieder, es taugte nichts, wenn verheirathete Weiber Freundinnen hätten; diese müßten nur ihren Mann und das Hauswesen lieben, und Gott sagte selbst in der Schrift: Du sollst Vater und Mutter verlassen und an deinem Manne hangen, und dein Mann soll dein Herr sein.“<sup>350</sup>

Entsprechend dieser Perspektive schreibt Recke Elisas Verhalten bestimmte Ursachen zu. Sie versuche, ihn durch ihre Tränen zu beherrschen und

„[...] er wünsche, daß ich nur nicht so viel Verstand aus den Büchern holte, daß ich Versuche machte, Herr im Hause zu werden, denn dies könne üble Folgen haben.“<sup>351</sup>

Zudem beginnt Recke, mit verschiedenen Maßnahmen auf seine Frau einzuwirken. Er versucht (erfolglos), ihr das Lesen zu verbieten<sup>352</sup> und (erfolgreich) sie von ihren

---

<sup>347</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 193f.

<sup>348</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 178.

<sup>349</sup> Beide Zitate: Elisa von der Recke, a.a.O., S. 200.

<sup>350</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 183.

Freundinnen und ihrer Familie zu isolieren. Auch verschiedene Formen der Abhärtung muss Elisa ertragen. Ihr wird verboten, im Winter Handschuhe zu tragen, und Recke lässt ihr Schoßkätzchen von seinen Jagdhunden vor ihren Augen zerfetzen.

„Recke lachte überlaut, als er mich weinend fand; ich bat ihn meiner Schwäche wegen um Verzeihung, er aber lachte spottend: ‘Wenn Sie über den Tod einer Katze weinen, wie werden Sie sich dann anstellen, wenn Sie einmal Kinder haben und diese sterben?’“<sup>353</sup>

Beschwichtigend deutet er bei dieser Gelegenheit seine Vorstellung von einem erfüllten weiblichen Leben an:

„Schaffen Sie sich lieber Vögel an; mit diesen können Sie spielen, bis Sie Kinder haben, mit denen Sie sich Zeitvertreib machen.“<sup>354</sup>

Elisas Konfliktverhalten bietet ein anderes Bild. Offene Auseinandersetzungen sind ihr unerträglich. Sie unternimmt nur einen einzigen Versuch, Recke auf empfindsamer Weise zu beeinflussen - ‘Ich nahm seine Hand, küßte sie, drückte sie an mein Herz [...]’ - und stellt, als dieser erfolglos ist, alle Forderungen an ihren Mann vorerst zurück.

„Ehe ich ihn aber durch mein sanftes, gefälliges Betragen dahin gebracht habe, mich recht lieb zu haben und mir immer freundlich zu begegnen, eher will ich nichts sagen und ihn auch hundert Dinge, die mir wehe thun, machen lassen, ohne ihm ein Wort zu sagen.“<sup>355</sup>

Diese Strategie stellt offenbar einen Kompromiss zwischen Elisas empfindsamem Wahrhaftigkeitsideal und den Lebensratschlägen ihrer sozialen Umgebung dar. Letztere akzeptiert zwar prinzipiell den männlichen Führungsanspruch in der Ehe, lässt aber weiblichen Widerspruch durchaus zu. So hatte Elisas Stiefmutter ihr (noch vor der Hochzeit) prophezeit, „ich würde schlecht fahren, wenn ich immer so nachgeben würde“, und vorgeschlagen, „Recke zum Schabernack [...] Richard den dritten von uns [dem Haustheater] aufführen zu lassen“.<sup>356</sup>

---

<sup>351</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 200f.

<sup>352</sup> Das Lesen erscheint in den Briefen als Elisas einzige Möglichkeit, den Beschränkungen ihrer Situation zeitweise zu entfliehen.

<sup>353</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S.180.

<sup>354</sup> Ebd.

<sup>355</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 193; vgl. hierzu Campes Ratschläge an seine Tochter in Abschnitt 2.1.

<sup>356</sup> Beide Zitate: Elisa von der Recke, a.a.O., S. 176.

Um plausibel zu machen, warum Elisa sich in der ersten Phase ihrer Ehe Recke nicht offen entgegenstellt, obwohl sie hierfür soziale Unterstützung bekommen würde, ist es hilfreich, sich ihre Kindheits- und Jugenderinnerungen ins Gedächtnis zu rufen.<sup>357</sup> Diese machen deutlich, dass Elisa in ihrem höfischen Sozialisationsfeld mit einem Konfliktverhalten, wie es Recke zeigt, nicht konfrontiert wurde. Daher hatte sie keine Möglichkeit, entsprechende Verhaltensweisen zu erlernen. So bleibt ihr zunächst nichts als die ängstliche Unterwerfung unter ihren Mann. Darüber hinaus jedoch empfindet sie die Durchsetzung eigener Bedürfnisse als egoistische Herrschaftsausübung und lehnt sie prinzipiell ab:

„Ach! ich will gar nicht herrschen.“<sup>358</sup>

Wie sich zeigen wird, ist dies eine Überzeugung Elisas, die ihr gesamtes eheliches Konfliktverhalten beeinflussen wird. Ihr Beharren auf einer extrem empfindsamen Werteorientierung könnte psychodynamisch als ein identitätsstiftender Abgrenzungsversuch gegenüber ihren lieblosen Peinigern im Hause der Stiefmutter verstanden werden: Dem für sie mit sehr viel Leid verbundenen Leben in einer lieblosen, herrschaftsorientierten und egoistischen Umgebung<sup>359</sup> stellt sie eine empfindsame Idealwelt gegenüber, die für sie Geborgenheit und Liebe verspricht und damit eine identitätsstiftende Funktion erhält. In dieser dualen Weltsicht bedeutet für Elisa jede Durchsetzung eigener Interessen, sich mit den Peinigern ihrer Kindheit und Jugend - und nun mit Recke - auf eine Stufe zu stellen. Gerade aber aus ihrem ‚Anders - und Besserein‘ schöpft sie das Selbstwertgefühl, das ihr Stabilität vermittelt.

#### 6.2.1.2 Sexualität

Ein Problembereich ehelichen Umgangs, dem die *Briefe* eine besondere Bedeutung zumessen, wurde bisher noch nicht berührt: Recke entspricht in keiner Weise den sinnlichen Neigungen seiner Frau. Er ist ihr zuwider, sie empfindet nur Angst bei seinen körperlichen Annäherungen.<sup>360</sup> In der Wortwahl eines jungen Mädchens schreibt sie vor ihrer Hochzeit:

---

<sup>357</sup> Vgl. Elisa von der Recke, Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendjahren. Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendjahren, a.a.O.

<sup>358</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 176.

<sup>359</sup> Aus Angst und Verzweiflung versteckt sie sich unter einem Bett und versucht, sich zu Tode zu hungern; vgl. Herz, a.a.O., S. 196.

<sup>360</sup> In den *Jugenderinnerungen* schildert Elisa Recke als „etwas über 30 Jahre alt, groß, breitschultrig, von starkem Knochenbau, ein großes, breites, rothbraunes Gesicht, dünnes, schlichtes, gelbliches Haar in einem kleinen Zopfe am Kopfe gebunden [...]“ „[...] Recke konnte ich nicht ansehen, ohne mich zurücke geschreckt zu fühlen: Seine starke, doch nicht feste Stimme, sein lautes [...] Lachen war

„[...] die Medem [eine Verwandte] hat einigemale über meine nahe Hochzeit solche Scherze gemacht, daß ich über und über roth wurde und daß mir die Augen übergingen und ich Mühe hatte, nicht überlaut zu weinen [...] da mußte ich Recke küssen, und er drückte mich so fest - so fest an seine Brust und küßte mich so lange, daß mir recht bange wurde, ich hätte beinahe wieder geweint. Gottlob, daß du, meine Liebste, nicht heirathen muß! Es ist so häßlich, wenn eine Mannsperson einen küßt; aber das darf ich nicht sagen, denn ich möchte Recke nicht gern betrüben, weil er mich so lieben und ein so guter Mann sein soll.“<sup>361</sup>

Wie wenig sich an ihrem Gefühl der sexuellen Bedrohung durch Recke nach der Hochzeit änderte, zeigen die Briefe in zahlreichen Varianten.

„Recke legte sich sogleich ins Bette, ich kleidete mich so langsam als möglich aus - und war froh, als ich ihn schnarchen hörte. Da blieb ich noch eine volle Stunde im offenen Fenster liegen [...] Da ich glaubte, daß Recke schon ganz fest eingeschlafen sei, legte ich mich ganz sanft zu Bette, und Gottlob! er wurde auch nicht wach! Ich wurde wach, als er heute früh aufstand, aber ich that, als sei ich recht fest eingeschlafen.“<sup>362</sup>

Hinweise auf ähnliche weibliche Eheprobleme finden sich auch in anderen privaten Aufzeichnungen des 18. Jahrhunderts. So berichtet Therese Huber über die Trennung von ihrem ersten Mann:

„Forster kannte alles, was in mir vorging, hätte er genug Philosophie gehabt, um mit meiner zärtlichen Freundschaft zufrieden zu sein, so wäre ich nie von ihm entfernt worden; aber er streifte [!] sich auf eine in seinem Charakter sehr natürliche Art, leidenschaftliche sinnliche Liebe von mir zu erzwingen [...]“<sup>363</sup>

Und Goethe äußert in einem Gespräch mit Eckermann über die unglückliche Ehe seiner Schwester Cornelia (28.März 1831):

„Der Gedanke, sich einem Mann hinzugeben, war ihr widerwärtig, und man mag denken, daß aus dieser Eigenheit in der Ehe manche unangenehme

---

meinen Ohren so unangenehm, als seine Figur und sein ganzes Wesen mir zuwider war.“ Elisa von der Recke, Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendjahren. Selbstbiographie Elisas von der Geburt bis zu ihrer Verlobung, a.a.O., S. 125 und 128.

<sup>361</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 174f.

<sup>362</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 179.

<sup>363</sup> Therese Huber, Brief an die Frau Johann Jacob Hottingers vom 16.11.1793, Therese Huber, Die reinste Freiheitsliebe, die reinste Männerliebe, a.a.O., S. 64.

Stunde hervorging. Frauen, die eine gleiche Abneigung haben, oder ihre Männer nicht lieben, werden empfinden, was dies sagen will.“<sup>364</sup>

In den Eheratgebern des 18. Jahrhunderts hingegen sind weibliche Sexualprobleme nicht erwähnt - im Gegensatz zu männlichen. So heißt es in Carl Bahrds *Handbuch der Moral für den Bürgerstand* von 1789:

„[...] man wird finden, daß die Untreue der Männer allemal darinnen ihren Grund hatte, daß die Gattin [...] sein Verlangen [...] entweder durch unbesonnene Zudringlichkeit oder eckelmachende Unsauberkeit, ihm vernichtete.“<sup>365</sup>

\* \* \*

Elisa verweist in den *Briefen* auch auf die Funktion von Sexualität zur ‘Lösung’ von Konflikten. Recke beklagt sich bei einem Bekannten, Hofrat Taube, darüber, es gelänge ihm nicht, „mich zur Liebe gegen ihn zu reizen.“<sup>366</sup> Taube gibt ihr daraufhin zu erkennen, dass sinnliche Zärtlichkeit und Liebe für Männer tendenziell das gleiche seien. Daher rate er ihr,

„manchmal auf meinem Willen zu bestehen, nur müsse ich recht zärtlich gegen meinen Mann thun. Dies wäre schon so die Art, alle Männer wollten von ihren Weibern geliebt sein [und so könne sie ihren Mann beherrschen.]. - Die Männer sind doch sehr närrische Menschen!“<sup>367</sup>

Elisa ist von diesem Vorschlag zwar nicht überzeugt, doch küsst sie Recke nach der Tafel in der Kammer dennoch auf den Mund. Die *Briefe* schildern dies als eine weitverbreitete weibliche Beschwichtigungsstrategie, und sie zeigen Recke als einen Mann, der schnell von Vorwürfen zu Küssen übergehen kann. Nachdem er Elisa als ‘Mode- und Tanzpuppe’ beschimpft hat, beginnt sie unwillkürlich zu weinen:

„Ach, Stolzchen, ich wußte nicht wo ich mich lassen sollte; in der Angst schlang ich meine Arme fest um ihn, drückte mein Gesicht an sein Herz und weinte; er erhob mein Gesichte mit seiner Hand auf [...] ich sah ihn auch an, er küßte mich; ich küsse ihn nicht gern, aber weil Mama sagt, daß Männer es

---

<sup>364</sup> Johann Wolfgang von Goethe, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, Notizen vom 28.3.1831, Sämtliche Werke, Münchner Ausgabe, (Hg.) Karl Richter, Band 19, München und Wien, S. 444f.

<sup>365</sup> Carl Friedrich Bahrds, Handbuch der Moral für den Bürgerstand, Tübingen 1789, Athenäum Reprints, Frankfurt 1972, S. 307.

<sup>366</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 213.

<sup>367</sup> Ebd.

gern haben, daß man sie küssen soll, so küßte ich ihn auch; da drückte er mich an sein Herz und küßte mich länger. Ach! mir wurde so bange, aber ich ließ es ihn nicht merken und that recht freundlich gegen ihn.“<sup>368</sup>

Wie schwer Elisa diese Verstellungen fallen, zeigt ein Traum, in dem Elisa in der darauffolgenden Nacht dieses Erlebnis verarbeitet. Er zeigt die Sehnsucht einer jungen Frau nach zärtlicher Sinnlichkeit.

„Gegen Morgen träumte ich, ich sei gar nicht mit Recke verheirathet, ich sei die Braut vom seligen Brink [ein Jugendfreund; vgl. Abschnitt 2.3] und so, mein Stolzchen, so stand ich mit dem seligen Brink in der Altautzschen Kirche am Altare, und wir wurden getraut, und ich war so glücklich! Ach! mir ist noch in meinem ganzen Leben so nicht zu Muthe gewesen, als da im Traume! [...] und Brink drückte mich innig an sein Herz; er küßte mich auch, aber, mein Stolzchen, da war mir so wohl, so wohl! nie habe ich so etwas gefühlt! - und auch ich, mein Stolzchen, ich drückte Brink so gerne an mein Herz, und er sagte: ‘So darf ich dich mein nennen?’ - und Stolzchen - ach! da wachte ich auf, und Recke schnarchte an meiner Seite!“<sup>369</sup>

### 6.2.1.3 Das Prinzip Hoffnung

Die bisher dargestellten Differenzen zwischen Elisa und Recke werden den gesamten Verlauf ihrer Ehe begleiten. Was jedoch speziell den ersten Teil ihrer Ehe kennzeichnet, ist Elisass Glaube, ihr Mann liebe sie trotz seiner verletzenden Verhaltensweisen und werde sich deswegen auf Dauer verändern. Getragen wird diese Hoffnung von harmonisierenden Attributionsmustern, die Elisa unter anderem von ihrer Stiefmutter übernimmt. So deutete sie Reckes Schweigsamkeit vor der Heirat folgendermaßen:

„Mama sagt immer, wenn Recke nicht so verliebt wäre, so würde er nicht so blöde sein. Er kann beinahe gar nicht mit mir und meiner geliebten Stolz sprechen, aber mit Mama und der Behnschen Frau spricht und lacht er recht viel.“<sup>370</sup>

---

<sup>368</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 185.

<sup>369</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 187. Elisa kann sich solche sinnlichen Wünsche bewusst nicht eingestehen. Sie entwickelt im Gegenteil im Verlaufe der *Briefe* eine zunehmend körperfeindliche religiöse Rhetorik.

<sup>370</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 174.

Sie erklärt und entschuldigt Reckes mangelnde empfindsame Ausdrucksweise durch seine Lebenserfahrungen:

„Auch wünschte ich, daß Recke seine Liebe zu mir anders ausdrücken möge, aber liebe, liebste Lisette, Recke ist kein Weltmann, er ist Soldat gewesen und Mama sagt immer: ‘Jeder Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und jeder drückt seine Liebe nach seiner Art aus.’“<sup>371</sup>

Außerdem vergleicht sie Recke mit anderen Männern, die noch grober sind als er.

„Wir haben ein paar Nachbarn besucht, aber liebes Stolzchen, diese fahren ihre Frauen in Gesellschaft so an, wie Recke mich bisweilen anfährt, wenn wir unter uns sind. Das soll hier schon so [...] die Art sein [...] Und so, Liebe, ist Recke wohl noch ein besserer Mann als die andern - und [...] ich werde vielleicht noch glücklich sein können.“<sup>372</sup>

So bestimmen abwechselnd Hoffnung und Verzweiflung Elisas Gefühle, und sie wiederholt immer wieder (wie hier in der harten Aneinanderreihung kurzer Hauptsätze, die wie ein Katechismus wirken, den sie sich einzuhämmern versucht):

„Ich bin seine Frau, ich will mich bemühen, sein Glück zu machen - er soll mich nicht traurig sehen! - ich werde dadurch glücklich sein, wenn ich ihn froh sehe. Er ist sehr mürrisch und ich weiß nicht warum. Nur zu Ihnen, meine Freundin, kann ich sprechen [...]“<sup>373</sup>

#### 6.2.2 Zweite Ehephase: Pflichterfüllung, Todessehnsucht und erster Widerstand

Anlässlich des ersten Jahrestages ihrer Ehe notiert Elisa eine Erinnerung an den Tag ihrer Ankunft auf Schloss Neuenburg: Die Kutsche der Familie näherte sich dem Wasserschloss und

„da zeigte Mama mir unter Segenswünschen das Schloß Neuenburg als Ort meiner künftigen Bestimmung - was mein Herz da fühlte, weiß nur ich! wider

---

<sup>371</sup> Ebd. In ähnlicher Weise schreibt der Herausgeber Rachel: „In jungen Jahren ist er - wie Lessings Freiherr von Telheim - in die Dienste Friedrichs des Großen getreten. Wie viele Jahre er sich im siebenjährigen Kriege mit herumgeschlagen hat, ist nicht bekannt; bei der Verteidigung Colbergs geriet er 1760 in russische Gefangenschaft. Er hat sich später der Bewirtschaftung seiner umfangreichen Güter gewidmet, ist lange ledig geblieben und nach und nach ein Sonderling geworden [...] eine echte Herrennatur.“ Elisa von der Recke, Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendjahren. Einleitung des Herausgebers, a.a.O., S. XXVII.

<sup>372</sup> Elisa von der Recke, Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendjahren. Briefe Elisas von der Recke. Aus der Zeit ihrer unglücklichen Ehe (1771 - 1778), a.a.O., S. 193.

<sup>373</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 178.

meinen Willen flossen Thränen. Als wir noch gar durch das dunkle Schloßthor hinfuhren, da rasselte es so fürchterlich, und Dortchen [Elisas jüngere Schwester] fragte: 'Mama! ist dies das Gefängniß?'<sup>374</sup>

Noch kann Elisa eine solche symbolische Beschreibung ihrer Ehe nicht selbst artikulieren, sie muss sie indirekt durch ihre Schwester zum Ausdruck bringen. Dennoch beginnt sie, das Bild ihres Mannes entscheidend zu revidieren. Sie erfährt, Recke habe Verwandten gegenüber behauptet, sie sei guter Hoffnung gewesen, habe aber während des einzigen Balles, den sie nach ihrer Hochzeit besuchte, ihr Kind „vertantz“.<sup>375</sup> Auch schlagen seine ihr gegenüber in der Öffentlichkeit gezeigten Freundlichkeiten immer wieder in Vorwürfe um, sobald beide alleine sind. Elisa kommt deshalb zu dem Schluss, ihr Mann liebe sie nicht, seine Freundlichkeiten seien nur Intrigen, mit deren Hilfe er sie bei ihrer Familie verleumden wolle, er sei ein Heuchler, und er quäle sie aus Freude.

Mit dieser neuen Sichtweise revidiert sie auch ihr eigenes Verhältnis zu ihrem Mann. Bisher hatte sie von sich selbst verlangt, ihren Mann lieben zu müssen. So schrieb sie wenige Monate nach ihrer Hochzeit:

„Ich habe so innig zu Gott gebetet, daß er mein Herz dahin lenken möge, daß ich nicht bloß meine Pflicht für meinen Mann, sondern ihn selbst lieben möge, ohne mich vor ihm zu fürchten.“<sup>376</sup>

Jetzt hingegen definiert sie die Beziehung zu ihrem Mann über die Idee der *Pflichterfüllung*. Bemerkenswerterweise erlaubt ihr gerade dieser gewöhnlich auf gesellschaftskonformes Verhalten angewendete Begriff, eine neue Form von Konfliktverhalten zu entwickeln. Beispielhaft hierfür ist ihr Verhalten anlässlich einer längeren Krankheit. Recke schlägt ihr vor, sie solle zur Aufmunterung zu ihren Eltern fahren. Er hatte sich jedoch zuvor häufig darüber beklagt, dass sie lieber bei ihrer Familie als bei ihrem Mann lebe, woraufhin ihr ihre Großmutter häufige Besuche im Elternhaus verboten hatte. Sie antwortet mit Bezug auf dieses Verbot in einem pathetisch-religiösen Stil, der die Sprache der Briefe von nun an zunehmend kennzeichnen wird:

„[...] mein Theuerster! nur alle vier Monate werde ich meine Eltern besuchen, weil mir dies auch als Mittel vorgeschrieben ist, deine Liebe zu gewinnen, und

---

<sup>374</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 242.

<sup>375</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 207.

weil es mein Vorsatz ist, mein ganzes Leben der strengsten Erfüllung ihrer Pflicht zu weihen [...] Mein Wort und die Pflicht, dir jedes Opfer zu bringen, sind mir gleich heilig' [...] Mit viel Unwillen sagte Recke zu mir: 'Das ist doch ein unaussprechlicher Eigensinn, mit dem du mich vor aller Welt lächerlich machen willst.'<sup>377</sup>

Gedeutet werden kann dieses Verhalten als Beschreibung der Auflehnung eines Charakters mit starker Über-Ich-Struktur: Elisa hat die Hoffnung aufgegeben, ihren Mann durch Anpassung an sich binden und dann in Richtung ihrer empfindsamen Ideale beeinflussen zu können. In Reaktion auf diese Situation verinnerlicht sie nun die ihr auferlegten Forderungen in einer ins Absurde gesteigerten Form und verlangt sie sich selber ab. Dieser Mechanismus hat für Elisa drei 'Vorteile'. Erstens erlebt sie einen erheblichen subjektiven Kontrollgewinn: Indem sie die ihr aufgezwungenen Anforderungen zu ihren eigenen macht und selbst über ihre konkrete Ausführung bestimmt, sind es nicht mehr andere, die ihr Verhalten bestimmen, sie ist es selbst. Zweitens kann sie sich selbst als ausgesprochen pflichtbewusst 'ehren.' Und drittens kommt es für sie auch objektiv zu einem Kontrollgewinn: Sie kann sich nun zumindest partiell gegen ihren Mann stellen, ohne ungehorsam zu erscheinen.

„Ich werde ihm die Freude verderben, mich bei meiner Großmama anzuschwärzen. Mit aufmerksamer Strenge will ich ihm auch die entfernteste Ursache zur Scheinklage rauben [...] Kann ich also nicht dadurch glücklich werden, daß ich ihn glücklich sehe, so will ich es dadurch zu werden suchen, daß ich mich selbst ehren kann.“<sup>378</sup>

Erkauft sind diese Vorteile freilich durch eine weitere Steigerung der ihr abverlangten Einschränkungen.

\* \* \*

So wie die *Briefe* am Beispiel von Elisas Heiratstraum deren unbewusste sinnliche Neigungen aufzeigen, dokumentieren sie auch ihre uneingestanden Aggressionen. Elisa lässt ihre Kammerzofe zu Worte kommen, die sich ebenso wütend wie erfolgreich gegen ungerechte Behandlungen durch Reckes Kammerdiener Romanofsky (der auch Elisa immer wieder zu demütigen versucht) zur Wehr setzt:

---

<sup>376</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 197.

<sup>377</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 264.

<sup>378</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 263f.

„Romanofsky hatte sich schon so viel herausgenommen, daß er sogar meine Kattrine in meiner Gegenwart prügeln wollte. Aber wie fuhr der schlechte Mensch zusammen, als Kattrine ihm sagte: wenn er sich [dazu] [...] unterstände, dann könne er gewiß sein, daß die Eltern, die Großmutter, die Mutterbrüder und der Bruder seiner Gebieterin ihm das nie vergessen würden, und kein Knochen in seinem Körper würde ganz bleiben [...]“<sup>379</sup>

Und, wie um die Stellvertreterfunktion ihrer Zofe noch deutlicher zu machen, lässt sie diese nach ihrer Gewaltandrohung fortfahren:

„Ich versichere es Ihnen, wenn meiner gnädigen Frau ihren Eltern und Großmutter alle Ihre bösen Streiche gegen unsere gute Frau erfahren, dann wird es Ihnen schlecht gehn, weil Sie die Gunst Ihres Herren mißbrauchen [...] Die englische [engelsgleiche] Geduld unserer gnädigen Frau muß Euch, Ihr bösen Menschen, nicht so impertinent machen, sonst erzähle ich, bei Gott alles, wie Ihr hier hauset [...] dann habe ich [...] Neuenburg von Euch, Ihr Teufel, befreit.' Du sollst nicht glauben, liebe Seele, wie Kattrine sich seitdem bei Romanofsky und seiner Frau in Ansehen gesetzt hat.“<sup>380</sup>

Eine eingestreute Beteuerung Elisas, diese Szene habe ihr ausschließlich Missvergnügen bereitet, wirkt wenig überzeugend.

\* \* \*

Während sich Elisas Einstellungen und Verhaltensweisen langsam verändern, scheint sich Recke kaum zu verändern. Zwar macht er gelegentliche Gesten, mit denen er seiner Frau einen Gefallen erweisen will, sie sind jedoch zu selten, um Elisa zu beeindrucken. Zudem deutet diese sie als 'trojanische Pferde' - wohl teilweise zu Unrecht, wenn man nicht Elisas einfach strukturiertes Menschenbild teilt, in dem für ambivalente Motivlagen kein Platz ist. Recke seinerseits registriert zwar Elisas neue Einstellung, bringt sie jedoch nicht in Zusammenhang mit seinem eigenen Verhalten, sondern klagt vor Dritten, seine Frau sei „kalt wie Eis“.<sup>381</sup>

„Was hilft es, ich habe eine schöne Frau, aber sie liebt mich nicht. Da hat Taube gesagt, daß er mir Unrecht thäte, ich entzöge mich ja aus Liebe zu ihm aller Gesellschaft und opfere ihm alle meine jugendlichen Neigungen [...] Da

---

<sup>379</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 241f.

<sup>380</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 242.

<sup>381</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 212.

soll Recke gesagt haben, er würde ungleich glücklicher sein, wenn ich eigensinnig oder zanksüchtig wäre, wenn ich ihn nur liebte; ich liebte nur meine verdammte Pflicht; ich wollte drei Kronen im Himmel haben; an einer würde mir nicht genügen [...] Und wenn er darauf dächte, mir einen Gefallen zu erzeugen, und nun glaubte, so recht herzlich von mir umarmt zu werden, dann küßte ich ihm so ehrfurchtsvoll die Hand, daß ihm ganz schlimm würde.“<sup>382</sup>

Elisas Gefühl der Unvereinbarkeit von Herrschaft und Liebe sind ihm offenbar fremd. Weiter gibt er zu erkennen, dass ein Teil seines harten Verhaltens den Versuch darstellte, Elisas zu einer ihm vertrauten Form der offenen Konfliktaus-einandersetzung zu zwingen.

„Er habe manchmal versucht, mich aufzubringen; das ginge eben so wenig, als mich zur Liebe gegen ihn zu reizen. Höchstens könne er mich, wenn er mich neckt, zu Thränen bringen, die ich zu verstecken suchte und dennoch sanft und freundlich bliebe.“<sup>383</sup>

Diese Passage ist insofern aufschlussreich, als sie zeigt, dass Recke durchaus den Wunsch nach Wahrhaftigkeit hat, auch wenn die dann gezeigten Gefühle Elisas aggressiver Art sind - eine in Konfliktfällen unter Umständen hilfreiche Einstellung. Elisas empfindsame Fassade blockiert jedoch jede Form authentischer emotionaler Begegnung.

\* \* \*

Nach ungefähr zweieinhalb Ehejahren sind Elisas innere Reserven erschöpft. Ohne Hoffnung auf eine Besserung ihrer Ehe und von der eigenen Familie bedrängt, endlich Kindern zu bekommen, schreibt sie:

„Wenn das noch lange so fort dauert, dann gehe ich ganz zu Grunde! auch ist mir ein solches Leben Last - Lebe wohl.“<sup>384</sup>

Ihre Gesundheit verschlechtert sich. Sie leidet unter Schwindelanfällen, Herzklopfen, Rückenschmerzen, Appetitlosigkeit und Atemnot. Ihr selbst erscheinen diese Beschwerden zunächst als psychosomatisch: Ihre Ehe sei unglücklich, als Kranke sei sie sexuell nicht verfügbar, sie will eine Schwangerschaft verhindern, und sie kann in dieser Weise ihr seelisches Leiden indirekt demonstrieren. Sie betet zu

---

<sup>382</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 212f.

<sup>383</sup> Ebd.

<sup>384</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 254.

Gott, sie vor dem Unglück zu bewahren, „Kinder unter dem Herzen zu tragen, wo ich immer fürchten müßte, sie könnten dem Vater ähnlich werden“. Sie schreibt: „[...] es ist natürlich, daß die Seele auf den Körper wirkt [...]“ und sie hofft, vielleicht „endigt der gute Gott meine Qual durch einen frühen Tod!“.<sup>385</sup> Elisa wird für Wochen bettlägerig und verfällt immer mehr. Ihre Familie beginnt sich zu sorgen, Ärzte werden konsultiert, sie aber schreibt:

„Verzeihen sie mir, liebste Stolz, wenn ich es Ihnen gestehe, daß mir das Leben so gleichgültig ist, daß ich dem Dahinwelken meiner Gesundheit mit einer stillen Freude zusehe. Alles hat - Gottlob - sein Ziel und jenseits des Grabes werden wenigstens gewisse drückende Bande aufgelöst sein!“<sup>386</sup>

Zwei Tage später erklärt ihr der Arzt, nachdem er sie zur Ader gelassen hat, überraschend, sie sei schwanger.<sup>387</sup> Sie sinkt

„in fast konvulsivischen Schmerzen nieder [...] [Recke] sagte nichts weiter, als ‘Das hat auch lange gedauert!’ Er lachte dazu und ging so, ohne ein Wort zu sagen, mein Bett [früher: einen Ort vorbeigehen] vorbei.“<sup>388</sup>

### 6.2.3 Dritte Ehephase: Die Pflicht zur Verweigerung

Elisas Todeswunsch, der sich zu dem Verlangen verdichtet hatte, wie ihre Cousine im Kindbett zu sterben, wird nicht erfüllt. Im Juni 1774 bringt sie eine gesunde Tochter zur Welt. Ihre Hoffnung, Reckes Verhalten könnte sich, nachdem sie ihn zum Vater gemacht hat, verändern, wird enttäuscht. Sie hat im Gegenteil den Eindruck, Recke bedauere es, dass seine Frau bei ihrer Niederkunft nicht gestorben sei, zudem beklagt er sich über die zu hohen finanziellen Kosten der Geburt.

Dennoch verbessert sich Elisas Zustand. Einerseits stellt Recke zunächst wegen ihres geschwächten Zustandes keine sexuellen Ansprüche mehr; sie haben getrennte Betten. Andererseits gewinnt sie durch ihre Tochter neues Interesse am Leben. Entgegen ihrer Befürchtung hat ihre Tochter keine Ähnlichkeit mit dem Vater, hängt mit aller Innigkeit an ihrer Mutter und wird von Elisa als Teil ihrer und nicht Reckes Familie empfunden:

---

<sup>385</sup> Zitate: Elisa von der Recke, a.a.O., S. 260, 257 und 258.

<sup>386</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 266.

<sup>387</sup> Es ist daher nicht zu entscheiden, ob ihre Beschwerden tatsächlich psychosomatisch zu deuten sind oder auf ihrer noch unerkannten Schwangerschaft zurückgeführt werden müssen.

<sup>388</sup> Ebd.

„[...] sie [die Tochter] hat die schönen Augen meines Vaters und die milden Blicke meines guten Bruders, auch lächelt sie mich, wenn sie mich sieht, so freundlich an, daß ich es ganz vergesse, wer der Vater dieses Kindes ist.“<sup>389</sup>

Die Verantwortung, die Elisa für die Erziehung ihres Kindes verspürt, verdrängt die passive und fatalistische Haltung, die sie vor der Geburt eingenommen hatte. Elisa reflektiert den Zusammenhang zwischen Paarkonflikten und Kindererziehung:

„Bei Gott, ich will alles von Recke ertragen, nur die Erziehung und Ausbildung meines Kindes lasse ich mir nicht nehmen! - Aber Erziehung eines Kindes, wie schwer ist dies in einer unglücklichen Ehe! - Gott! Gott! in welche Zukunft für mich blicke ich hinein! und werde ich wieder gesund, dann, dann -----[zensiert vom Hg.].“<sup>390</sup>

Sie offenbart einem Dritten, dem Pfarrer Martini, ihre Lage. Dieser rät zu einer offenen Aussprache, doch Elisa zögert. Sie fürchtet, eine Aussprache könnte entweder eine Scheidung zur Folge haben (Recke hat sie bereits als „lästiges Möbel“<sup>391</sup> im Hause bezeichnet), oder zu einer erneuten (auch sexuellen) Annäherung seinerseits führen. Eine Scheidung möchte sie vermeiden, um ihre Tochter nicht zu verlieren<sup>392</sup> und erneut dem Druck ausgesetzt zu sein, heiraten zu müssen. Eine erneute Annäherung von Seiten Reckes bereitet ihr „wahres Grauen“<sup>393</sup>. So vergehen Monate der Unentschlossenheit, in denen sie weiter einem verständnislosen sozialen Umfeld ausgesetzt ist.

„Für das, was mich quält und drückt, dafür haben sie alle keinen Sinn. Das einzige, was jetzt alle gegen Recke aufbringt, ist dies, daß er sich öffentlich Mätressen hält, und dies ist gerade das, was mich nicht kümmert. Wenn Recke hierin meine Eltern befriedigt, dann kann er mich todt quälen, und es wird immer heißen, daß es meine Schuld ist, wenn ich nicht glücklich bin.“<sup>394</sup>

Speziell ihre Großmutter klagt sie an:

„Die erste Pflicht einer Frau sei die, ihrem Manne Glauben an seine Liebe zu ihm einzuflößen, aber meine verfluchten Bücher, die wären mir gewiß lieber,

---

<sup>389</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 279.

<sup>390</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 283.

<sup>391</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 284.

<sup>392</sup> Vgl. das gleiche Problem der Figur Mariannes in „Das mißlungene Opfer“; Abschnitt 5.4.

<sup>393</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 284.

<sup>394</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 315.

als mein vortrefflicher Mann. Aus diesen Teufelsbüchern hätte ich wohl auch die verrückte Idee geholt, mich auf dem Kirchhofe umherzuschleppen.“<sup>395</sup>

\* \* \*

Beendet wird Elisas inneres Hin- und Herschwanken auf überraschende Art und Weise: Sie *verliebt sich*.

„So weit, mein Stolzchen, hatte ich geschrieben, als Recke mir einen unerwarteten Gast in mein Zimmer brachte. Professor Hartmann ist gekommen. Ich habe ihn nur wenige Minuten gesehen, aber der Mann gefällt mir unheim.“<sup>396</sup>

David Hartmann ist zwei Jahre älter als Elisa, ein Zögling des Tübinger Stifts, er begreift sich als Originalgenie, veröffentlicht Gedichte und anklagende Worte an die Mächtigen der Welt und wird mit dem Erscheinen des *Werther* zu einem schwärmerischen Verehrer Goethes, der sich nach einem kurzen Treffen positiv über ihn äußert.<sup>397</sup> Im Jahre 1774 beruft man ihn durch Johann Georg Sulzers Empfehlung an das akademische Gymnasium in Mitau. David Hartmann muss über eine ungewöhnliche Ausstrahlung verfügt haben, denn er konnte so unterschiedliche Persönlichkeiten wie Goethe, Recke und Elisa für sich einnehmen. Anfang Februar 1775, sieben Monate nach Elisas Niederkunft, verbringt er als Reckes Gast einige Tage in Neuenburg und schreibt danach an Johann Kaspar Lavater:

„Ich habe kürzlich auf dem Lande eine Bekanntschaft gemacht, die mir nahegeht. Mit einer Frau von der Recke [...] Ich habe mir Werthers Spaziergänge genommen, schweife des Nachts in einem Schlitten, den ich selbst führe, auf dem Felde herum. Nun lasse ich mich für Goethe tödten [...] Lavater hast du keine Aehnlichkeit zw. mir und Werther gefunden?“<sup>398</sup>

Die Ähnlichkeit, die Hartmann hier konstruiert, bezieht sich auf das Dreiecksverhältnis im *Werther*. Recke ist durch Hartmanns Gesellschaft bester Laune, man lädt auf einige Tage weitere Freunde ein, und so können Hartmann und Elisa (auch ohne Recke) unverfänglich die Zeit miteinander verbringen. Die *Briefe* beschreiben die-

---

<sup>395</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 316.

<sup>396</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 286.

<sup>397</sup> Vgl. zu diesen biographischen Angaben und Hartmanns Briefen die Einschaltung des Herausgebers in: Elisa von der Recke, a.a.O., S. 286ff.

<sup>398</sup> David Hartmann, Brief an Lavater (22.2.1775). In: W. Lang, Von und aus Schwaben. Heft 7, G.D. Hartmann, ein Lebensbild aus der Sturm- und Drangzeit. o.O. 1890, S. 109 (auch Goethejahrbuch 1888, S. 132); zitiert nach einer Einschaltung des Herausgebers in: Elisa von der Recke, a.a.O.,

ses Zusammensein in den Bildern einer empfindsamen Freundschaftsidylle, in denen sich mehr andeutet als eben nur Freundschaft. Hartmann betrachtet Elisa mit so inniger Herzlichkeit, dass sie „bluthrot“<sup>399</sup> wird, die Gesellschaft liest auf Hartmanns Betreiben „einen neuen Roman [...] der jetzt viel Aufsehn macht. Werthers Leiden heißt dieser Roman [...]“<sup>400</sup>, und beide diskutieren die Frage, was die vollkommenste Liebe sei: diejenige zu einem seligen Geist (Elisas Überzeugung) oder diejenige, die gegen die Sinne zu kämpfen hat und jede sinnliche Begierde besiegt (Hartmanns These).

Die Bekanntschaft mit Hartmann führt bei Elisa zu einer neuen Erfahrung. Zum ersten Mal erfährt sie soziale Bestätigung ihrer empfindsamen Überzeugungen nicht aus Büchern oder durch Schutzgeister<sup>401</sup>, sondern durch einen attraktiven jungen Mann. Sie beschreibt ausführlich den Identitätsgewinn, den sie hieraus zieht.

„[...] mehrerenteils ist das, was er sagt, noch schöner, als das, was ich mir dachte. Dunkel schweben seine Ideen mir vor, und wenn er diese in Worte kleidet, so wird es in meiner Seele so hell! ich scheine mir mehr zu sein, als ich zuvor war, und werde mir selbst lieber.“<sup>402</sup>

Die Beziehung der beiden gewinnt an Spannung, als Recke aus geschäftlichen Gründen Neuenburg für einen Tag verlassen muss. Die im Folgenden zitierte Passage schildert den letzten gemeinsamen Abend der beiden. Elisa schreibt sie nicht direkt im Kontext des Hartmannbesuches nieder, sondern - nach den Briefdatierungen - erst zwei Jahre später. Die *Briefe* weisen an dieser Stelle einen neuen Schreibstil auf, dessen (heute an triviale Liebesromane erinnernde) Metaphorik zeigt, wie sehr sich Elisa Hartmanns Ideal der Überwindung seiner sinnlichen Neigungen zu eigen gemacht hat: Denn offensichtlich hat sie diese Neigungen und kann sich (zumindest hier und entgegen ihrer sonst vertretenen Sinnenfeindlichkeit) zu ihnen bekennen.

„Es war ein schöner Septemberabend - der Mond leuchtete sanft, doch funkelten einige Sterne am Himmel. Hartmann nannte uns beiden einige dieser Gestirne. Ich und Hartmann, wir bogen uns hinaus, um die Stellung des Orions zu sehn - sein Gesicht kam mir so nahe, daß ich den Hauch seines

---

S. 288.

<sup>399</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 294.

<sup>400</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 294 und 296.

<sup>401</sup> Vgl. die Grotte, die sie der Seele des Dichters Cronegk weiht: Elisa von der Recke, a.a.O., S. 236.

<sup>402</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 300.

Athems fühlte; er nahte sich mir noch mehr; da zog ich mich zurücke, der Krummkamm viel aus meinen Haaren, meine Haare wehten ihm ins Gesicht, er küßte die Spitzen meiner Haare, ergriff meine Hand, küßte diese - ich fühlte seine heißen Thränen, ein nie gefühlter Schauer durchbebte mich - von euch beiden [die Dritte ist die Brieffreundin Mademoiselle Stolz] riß ich mich los! Dich schloß er dann in seine Arme - ich sah dies - und es that mir wohl! Aber noch wohler wurde mir, da ich, ungesehen von Euch, Hartmanns heiße Thränen von meiner Hand küßte.“<sup>403</sup>

Der 'schöne Septemberabend' dieser Szene ist mit Sicherheit Fiktion. David Hartmann hatte Neuenburg Anfang Februar besucht. Auch die Anwesenheit von Mademoiselle Stolz bleibt unverständlich, denn gerade für sie hatte Elisa zwei Jahre zuvor ihre Schilderungen von Hartmanns Besuch verfasst. Was immer an diesem letzten gemeinsamen Abend geschah, es muss Elisa so beeindruckend haben, dass sie es (wenn auch variiert) in ihr Werk aufnehmen wollte, ohne die offensichtlichen Widersprüche zu erkennen, die sich daraus ergeben.

Elisa löst den sich anbahnenden Konflikt zwischen Liebe und Pflicht entsprechend der bereits beschriebenen Neigung zur rigiden Selbstdisziplinierung: Am nächsten Morgen erhält Elisa von ihrem Mann einen Brief des Inhalts, er werde noch einige Tage Neuenburg fernbleiben müssen. Sie solle bis zu seiner Rückkehr die geladene Gesellschaft zurückhalten. Elisa befürchtet eine neue Intrige, Recke wolle ihr im nachhinein vorwerfen, in seiner Abwesenheit einen Mann beherbergt zu haben. Hartmann muss Neuenburg verlassen. Nach seiner Abreise sehen sich beide in befangener Stimmung noch einige Male bei Besuchen Elisas in Mitau, doch Elisa besteht auf freundschaftlicher Distanz. Hartmann verfällt der Melancholie und beginnt, Elisa jeden Tag einen Brief zu schreiben, ohne ihn abzusenden. Er stirbt neun Monate nach seinem Besuch in Neuenburg.

\* \* \*

Elisa hat dem Besuch David Hartmanns eine wichtige Bedeutung in ihrer Ehegeschichte eingeräumt. Denn unmittelbar nach seinem Besuch zeigt sie sich als eine veränderte Frau. „[...] ich scheine mir mehr zu sein, als ich zuvor war, und werde mir selbst lieber“,<sup>404</sup> erklärt dies mit Hartmanns Einfluss und führt mit ihrem neuen Selbstwertgefühl die lang herausgezögerte Aussprache mit Recke herbei. Die Form

---

<sup>403</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 412.

<sup>404</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 300.

dieses Gespräch demonstriert zum einen, wie wenig Recke bereit oder in der Lage ist, sich mit seiner Frau explizit über die gemeinsamen Eheprobleme auseinander zusetzen. Zum andern verdeutlicht es aber auch, inwieweit sich der feierlich-moralische Ton und die Gestik Elisas inzwischen ins Pathetisch-Artifizielle gesteigert haben - was keine gute Voraussetzung für ein Gespräch ist, das wirkliches Verständnis schaffen soll.

„Die Mutter deines Kindes, liebster Recke, bittet dich um eine Unterredung unter vier Augen, sobald du einen müßigen Moment hast [...]“<sup>405</sup>

Nicht nur dem heutigen Empfinden erscheint diese Sprache als aufgesetzt freundlich, denn auch Recke antwortet:

„Nun, was sind denn das wieder für Einfälle? Was ist das für ein Ton? gehe nur nach der Thurmkammer, ich werde dir folgen.“ Ich ging [...] er kam [...] ich ging ihm entgegen, umarmte ihn herzlich [...] „<sup>406</sup>

Danach folgt ein Satz, bei dem nicht zu entscheiden ist, ob es sich um einen Fehler beim Kopieren des Manuskripts handelt oder um eine Fehlleistung Elisas, die zu erkennen gibt, wie sehr sie entgegen ihrer Bemühung um Verständigung Recke längst jede Fähigkeit zum Verständnis abspricht. Sie sagt:

„Könnte ich dir, mein Theurer, nur recht das Innere meines Herzens aufschließen, so würde ich von dir nicht [!] verstanden werden, und du wirst dich überzeugen, daß nur der Wunsch, dich froh und glücklich zu sehn, mich zu der Bitte bringt, die ich jetzt thun werde.“<sup>407</sup>

Unklar ist auch, inwieweit sie ernsthaft glaubt, ihre eigenen Gefühle zu beschreiben, wenn sie von 'zärtlicher Rührung' in ihrer Stimme spricht:

„Ich [...] sagte mit zärtlicher Rührung: 'Ich sehe dich traurig, mißvergnügt und mürrisch, und da drückt mich der Gedanke, dass ich vielleicht die unschuldige Ursache deines Mißvergnügens bin [...]'

'Du willst also, ich soll mein Gesicht für dich in andere Falten setzen, und dazu waren alle diese Anstalten nötig?'

[Elisa wiederholt ihren Vorsatz, jeden Stein des Anstoßes für ihn wegzuräumen].

---

<sup>405</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 306.

<sup>406</sup> Ebd.

‘Stein des Anstoßes? - was willst du von mir? - lasse mich, ich bin ja, wie ich immer bin.’ -

‘Nein Theurer! - ich lasse dich nicht eher von mir, als bis du meine Bitte erklärt hast [bis du erklärt hast, warum du mißvergügt bist]. - Du bist nicht ganz so, wie du immer bist - jetzt, seit 14 Tagen verwundest du mein Herz öfterer, als gewöhnlich [...]’<sup>408</sup>

Recke reagiert auf diesen indirekten Vorwurf wie folgt:

„Ich verwunde also dein Herz jetzt noch öfterer als gewöhnlich? - nun gut! - so will ich dir denn die Ursache meines Mißvergnügens sagen, ich will dir den nagenden Wurm zeigen, der mir das Herz zerfrißt - aber dann, dann wirst du gewiß wieder plärren!’

Hier warf ich mich zu seinen Füßen, hob meine Hände gen Himmel und sagte: ‘Nein, Theurer [...]’ Er hob mich auf, sah mich starr an, wurde blaß, und sagte mit zitternder Stimme: ‘Mein Mißvergnügen entspringt einzig daher, daß ich die Thorheit beging und dich heirathete.’<sup>409</sup>

Hierauf scheint Recke zunächst wieder in eines seiner bekannten Verhaltensmuster zurückzufallen, indem er der gespannten Situation eine Wendung ins Sexuelle geben will.

„Ich schwieg, vermochte es aber nicht, meine Thränen zurückzuhalten. Er trat zu mir, sah mich an und sagte:

‘Bei Gott, wenn du weinst, so bist du so schön, daß ich aufs neue verliebt werden könnte. Weinst du vielleicht, um mich zur Liebe zu reizen?’<sup>410</sup>

Dann jedoch wechselt er erneut sein Verhalten und trägt die sachlich zutreffendste Beschreibung seiner Eheprobleme vor, die in den *Briefen* zu finden ist.

„Bei Gott [...] schon am Hochzeitstage sah ich es ein, daß unsere Heirath nicht gut gehn würde. Wollte Gott, ich hätte auf sein Zureden [gemeint ist ein hochangesehener Freund der Familie] nicht geachtet, ich hätte meinen Vorsatz ausgeführt [vor der Trauung wegzufahren], die neumodische Welt hätte mich zwar ausgelacht, du aber wärest glücklicher, als du jetzt bist, du hättest einen Mann bekommen, der mehr für dich paßt, und ich hätte nicht das Unglück,

---

<sup>407</sup> Ebd.

<sup>408</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 307.

<sup>409</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 307f.

<sup>410</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 308.

durch den Gedanken gepeinigt zu werden, daß ich eine Frau habe, über die ich keine Klage, als die führen kann, daß sie durchaus nicht zu mir paßt, obwohl ich es einsehe, daß hundert Männer durch sie glücklich sein würden.“<sup>411</sup>

Recke erkennt hier offen Elisass Andersartigkeit an, wertet sie nicht ab und gesteht zugleich, ein 'normaler' Mann würde mit ihr glücklich sein und sie mit ihm. Für Elisa ist dieses offene Wort der Anlass, mit Recke zu brechen. Es ist sinnvoll, hier von 'Anlass' zu sprechen, denn was sie in diesem Gespräch erfährt, zeigt, dass Recke eine höhere Meinung von ihr hat, als die Briefe dies bisher vermuten ließen. Elisa antwortet, als wäre sie bisher davon ausgegangen, er sei mit seiner Ehe zufrieden und liebe sie.

„Alles, was du mir hier sagst, ist mir sehr neu, doch danke ich dir für deine Offenherzigkeit [...] vergesse es ganz, daß du eine Frau hast, ich verspreche es dir, dich nie daran zu erinnern, daß du verheiratet bist.“<sup>412</sup>

Es scheint, als habe sie Recke zu einer Erklärung provozieren wollen, um dann einen vorzeigbaren Grund zur Neubewertung ihrer Beziehung zu ihm zu haben. Ergebnis dieser Neubewertung wird ihr Entschluss sein, sich Recke *sexuell* zu verweigern.

\* \* \*

Wie kommt es zu diesem Entschluss? Zunächst betrachtet Elisa ihre „Ehe nicht mehr als Ehe [...]“.<sup>413</sup> Recke ist nicht mehr ihr Gatte, sondern ihr „Herr“, ein „fremder Gegenstand“, „unter dessen Vormundschaft ich zeitlebens stehen muß“.<sup>414</sup> In den Briefen der nächsten Wochen reflektiert sie von hier aus ihr bisheriges Verhalten und revidiert dabei ihre bisherigen moralischen Überzeugungen. Diese Revision lässt sich als Abschluss einer dreistufigen moralischen Entwicklung rekonstruieren.

(1) Die erste dieser Stufen kann bis zu den Jugenderinnerungen der Autorin zurückverfolgt werden. Diese zeigen Elisa als ein junges Mädchen, dessen moralisches Empfinden sich in Abgrenzung von einer lieblosen Umgebung an empfindsamen Idealen orientiert. Sie ist in der Lage, diese Ideale zu artikulieren und unkonventionelle Lebensentwürfe zu entwickeln.<sup>415</sup> Moralisches Handeln und

---

<sup>411</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 308f.

<sup>412</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 309.

<sup>413</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 305.

<sup>414</sup> Alle Zitate: Elisa von der Recke, a.a.O., S. 311.

<sup>415</sup> So überlegte Elisa, um der Ehe als Herrschaftsinstitution zu entgehen, als Tänzerin ökonomisch unabhängig zu werden, oder sich mit einem Greis zu verheiraten, den sie wie einen Vater an Tochter

das Recht auf die Verfolgung des empfindsam definierten Glücks schließen einander nicht aus.

(2) Im Laufe ihrer Ehe muss Elisa dann erkennen, dass Recke ihre empfindsamen Neigungen nicht teilt und sie ihn nur durch Anwendung von Manipulationsstrategien oder durch die Ausübung von Druck zu bestimmten Verhaltensänderungen bewegen könnte. Diese Formen sozialen Umgangs erscheinen ihr denen vergleichbar, unter denen sie in ihrer Kindheit leiden musste und von denen sie sich abgrenzen möchte. Ihre empfindsamen Glücksvorstellungen scheinen damit nicht mehr erreichbar. Sie sucht Glück (oder zumindest eine gewisse subjektive Kontrolle über Schicksal) nun im pflichtgemäßen Handeln gemäß rigider patriarchaler Normen. Die Verfolgung des eigenen Glücks erscheint ihr nun zwar egoistisch, durch ihre 'Identifikation mit dem Aggressor' wird sie aber moralisch unangreifbar, und sie kann sich Recke partiell widersetzen.

(3) In der letzten Phase ihrer Ehe vollzieht Elisa nun eine Umdefinition ihres Pflichtbegriffes. Im Anschluss an das oben zitierte Gespräch reflektiert sie ihr Eheverhalten und kommt zu folgendem Ergebnis:

„Mama ist nicht wie ich, und ich bin nicht *sie* - *sie* würde vielleicht nach ihren Grundsätzen glücklich werden, sich wie sie sagt, keiner Lebensfreude versagen und so Recke vielleicht glücklicher machen, als ich ihn mache, weil ich, wie sie sagt, mit schwärmerischer Aengstlichkeit an der Veredelung meiner [Seele] arbeite. - Es ist nun einmal so, meine Seele hat die Richtung, daß sie sich dann nur glücklich fühlt, wenn mein innerer Richter mir sagt, ich erfülle meine Pflichten aufs strengste.“<sup>416</sup>

Damit bleibt ein Streben nach der Befriedigung empfindsamer Bedürfnisse für Elisa weiterhin nicht akzeptabel. Nach dem Besuch Hartmanns jedoch ist sie in der Lage, ihren *Pflichtbegriff* nicht mehr durch die Identifikation mit den ihr aufgezwungenen patriarchalen Normen ihrer Umgebung, sondern partiell empfindsam zu definieren. Diese Autonomie vom Urteil Dritter war ihr zu Beginn ihrer Ehe noch unmöglich:

„Bin ich erst einmal Reckes Frau, so will ich mich so betragen [...] daß alle Menschen sagen müssen, daß sie so etwas von einer so jungen Frau nicht erwartet haben.“<sup>417</sup>

---

statt umsorgen kann; vgl. Abschnitt 2.3.

<sup>416</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 332f.

<sup>417</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 176.

Jetzt hingegen ist sie sogar bereit, gesetzwidrig zu handeln:

„Bin ich durch diese Art zu handeln [sich sexuell zu verweigern] gegen das Gesetz strafbar, so mag das Gesetz mich strafen [...]“<sup>418</sup>

Ihr neuer Pflichtbegriff bezieht sich nun auf die Idee von *Pflichten gegen sich selber* und verbindet sich mit den empfindsam gedeuteten Begriffen von Würde und Ehre. So kommt sie zu folgendem Ergebnis:

„Ich werde mich also nie dazu herabwürdigen, meinem Herren einen Possen zu spielen, ich werde mich aber auch zu sehr in Ehren halten, um mich einem Manne preiszugeben, der durch unedle Behandlungen gegen mich mein Herz von sich entfernt hat.“<sup>419</sup>

Damit gelingt Elisa eine Vermittlung zwischen ihren uneingestandenem Bedürfnissen und ihrer rigiden Gewissensstruktur. Einerseits will sie sich von ihrem Mann nicht weiter sexuell missbrauchen lassen. Andererseits kann sie sich ihm aber nicht - mit Hinweis auf ihr eigenes Glück - verweigern oder 'Possen' spielen, ohne ihre Identität als unbedingt moralisch handelnde Seele aufzugeben. Indem sie nun den Begriff der Pflicht empfindsam definiert, hat sie zwar nach wie vor nicht das *Recht*, sich ihrem Mann sexuell zu verweigern, dafür aber die moralische *Pflicht*, dies zu tun - denn Sexualität ohne Liebe ist, von einem (ihrem) empfindsamen Moralstandpunkt aus betrachtet, verächtlich.

„Mama glaubt, die ganze Pflicht einer Frau bestehe einzig nur darin, mit ihrem Manne ein Bett zu theilen, im übrigen dürfe sie sich in nichts nach dem Gefährten ihres Lebens genießen. - Ich hingegen glaube das genaue Gegentheil; mir scheint es pflichtlos, dem sich zu überlassen, der einen auf unsägliche Art kränkt und unser Herz von sich entfernt.“<sup>420</sup>

Dieser Gedanke stellt letztlich (nur) eine konsequente Anwendung der seit der Empfindsamkeit aufgekommenen Idee einer Fundierung der Ehe auf Liebe dar. Elisas Fall zeigt jedoch, welche tiefgreifende Veränderung des Geschlechterverhältnisses die Verwirklichung dieser Idee zu Folge hätte. Und Elisa selbst ist sich hierüber durchaus im Klaren:

---

<sup>418</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 333.

<sup>419</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 333.

<sup>420</sup> Ebd.

„[...] wie können die Männer so sonderbar sein, das sie Liebe fordern, wenn sie nicht zu lieben wissen? - Ist denn die Ehe bloß zur Plage für die Weiber ein Gesetz? Wenn alle Männer so sind und alle Weiber, wie ich, dächten, dann würde die Welt bald aussterben.“<sup>421</sup>

\* \* \*

Mit Elisas Entscheidung, den sexuellen Forderungen ihres Mannes nicht mehr nachzugeben, ist die entscheidende Weichenstellung für den weiteren Verlauf ihrer Ehe vollzogen. Zunächst hat ihr Entschluss jedoch keine weiterreichenden Konsequenzen. Elisa verweigert sich, ohne aber ihrem Mann die Motive ihres Verhaltens klarzumachen.

„Als er sich mir heute in einer Weise nahte, die mir nicht gefiel, sagte ich mit kaltem Ernste, aber ohne Zeichen des Unwillens: ‘Unter uns, mein Theurer, sind solche Tändeleien überflüssig.’“<sup>422</sup>

Sie fürchtet immer noch, eine offene Aussprache könnte eine Scheidung zur Folge haben und sie könnte ihre Tochter verlieren. Vor allem jedoch würde man sie danach zu einer zweiten Ehe drängen, was sie in jedem Fall verhindern will. Es vergeht ein Jahr, in dem Elisa zunehmend an Selbstbewusstsein und moralischer (moralisierender) Autorität gewinnt. Der väterliche Freund Hofrat Taube bemerkt, dass man ihr keine Komplimente hinsichtlich ihres Äußeren machen dürfe,

„sie gibt einem dann selbst mit ihrer Engelsmiene einen so strafenden Blick, daß man todt daliegt und nicht zu sprechen wagt.“<sup>423</sup>

Recke entgeht zunächst diese neue Entschlossenheit seiner Frau. Er registriert zwar ihre Zurückweisungen, versucht aber auf eher ungeschickte Weise, für ihren Geist Interesse zu zeigen. Inwieweit es ihm dabei nur um sexuelle Annäherung geht, wie Elisa suggeriert, ist nicht zu entscheiden.

„Den Tag vor meiner Schönbergschen Reise hörte ich gegen Mitternacht an meiner Thür pochen. Nicht ohne Herzklopfen riegelte ich in dem Gedanken auf, daß Recke da sein könnte: aber statt seiner war sein liebes Lehnchen da, die mich bat, sogleich zum gnädigen Herrn zu kommen, weil er mich zu sprechen wünsche. Stolzchen! Die Knie zitterten unter mir, als ich mich seinem

---

<sup>421</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 315.

<sup>422</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 337.

<sup>423</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 338.

Zimmer nahte; und als ich gar die Thür öffnete zu ihm und sein liebes Lehnchen das Zimmer verließ und ich mich allein vor ihm befand, da wurde mein Herz so beklemmt, daß mir der Athem schwer fiel, aber ich faßte Muth, nahm einen Stuhl, setzte mich an sein Bette und sagte mit ernster Entschlossenheit:

‘Du, mein Theurer, hast mich zu einer sehr ungewöhnlichen Stunde zu dir rufen [lassen]. Ich bin auf deinen Befehl erschienen; was hast du mir zu sagen?’

Er antwortete mit einiger Verlegenheit, und er wünschte über eine Stelle aus der Leidensgeschichte Jesu eine Erläuterung von mir zu haben, doch bäte er, ich möchte mich lieber zu ihm setzen, so könne er mich besser ansehen. Ich erwiderte, ich säße sehr gut und bequem auf dem Stuhle; was die Erklärung der Bibel betreffe, die könnte er morgen vom Pastor Witt ungleich besser, als jetzt von mir hören. Er antwortete, indem er die Hand freundlich nach mir ausstreckte:

‘Ich habe immer geglaubt, Christus habe lange nach Johannes dem Täufer gelebt, und hier in Heß seiner Lebensbeschreibung Jesu, da steht es, sie hätten zu gleicher Zeit gelebt.’ -

‘Auch in Luthers Bibel kannst du, mein Theurer, es finden, daß Johannes nur ein halbes Jahr älter, als Christus ist. Gute Nacht, mein Theurer, mich schläffert sehr, morgen will ich, wenn du willst, die Stelle der Bibel aufschlagen.’

So verließ ich ihn, riegelte die Thür hinter mir zu und dankte Gott, daß ich diesmal nur mit leichtem Schreck weggekommen war.“<sup>424</sup>

Auf Dauer kann Recke Elisas konsequente sexuelle Verweigerung jedoch nicht ignorieren, und er verlangt schriftlich eine Erklärung. Elisa schickt ihm ein Schreiben, von dessen Inhalt sie dem Leser nur mitteilt, er werde über ihre Ehe entscheiden. Dann folgt in der Chronologie der Ereignisse ein (effektvoller) Sprung von zwei Monaten, hinein in die finale Konfrontation der Gatten. Die Schilderung dieser Konfrontation setzt in einer Phase ein, in der eine direkte mündliche Aussprache bereits nicht mehr möglich ist. Ein Advokat Reckes, Saß, überbringt wechselseitig Nachrichten. Elisa fordert, Recke müsse sich

„meinen Vorschlag gefallen lassen und nicht ehe[r] auf mich Anspruch machen, als bis er durch ein edles und liebeiches Betragen mein Herz gewonnen hätte [...] Saß hat meinem Herrn [...] manches von seinem unwürdigen Betragen gegen mich vorgehalten. Einiges hat er geleugnet, andres mit

Schminke überzogen, und von anderen Dingen wieder gesagt, daß sie zwar beleidigend schienen, daß es aber nie seine Absicht gewesen wäre, mich kränken zu wollen [...] Er hat Saß versichert, er liebe mich mit Leidenschaft, denn ich sei nicht nur das schönste, ich sei auch das beste Weib, das er kennt [...] Der drohende Schluß seiner wider mich gegebenen Punkte [eines Briefes] bezieht sich auf meine an ihn geschriebenen Briefe, die er der Welt bekannt machen will, falls ich ihn nicht über die angethanen Beleidigungen um Verzeihung bitte [...] mein Herr hat geweint, hat geschworen, daß er mich liebt und daß nur andre Menschen an unseren Mißverständnissen schuld sind.“<sup>425</sup>

Zwei weitere Advokaten treffen auf Neuenburg ein. Sie stellen Elisa vor die Entscheidung, sich entweder mit ihrem Mann zu vergleichen oder sich zu einer Scheidung zu entschließen. Ihr wird versichert:

„daß die Ideen, die ich hätte, in der praktischen Welt nicht thunlich sind [...] Widerstand reize die Männer, und Widerstand einer Frau, die man als sein Eigenthum betrachte, ließe im Manne Unwillen zurücke, der nicht sogleich verschmerzt werden könnte [...] [Ihr wird gesagt, dass es] unmöglich sei, daß Recke mich als seine Frau und doch nicht Frau im Hause dulden würde. Hierzu könne ihn kein Richter zwingen.“<sup>426</sup>

Recke nimmt ihr eine eigene Entscheidung ab. Er versteift sich auf eine Entschuldigung Elisas für ihre vorwurfsvollen Briefe. Sie verweigert diese Forderung.

„Nachdem Saß meinem Herrn meine Antwort gebracht hatte, so wurde mir von Saß in dessen Namen das Complement gemacht, daß ich seine Frau gewesen sei, daß ich sein Haus verlassen und mir einen andern Aufenthalt wählen müsse! [Sie weigert sich, Recke wiederholt seinen Befehl] [...] Ich erwiderte, daß ich Neuenburg nicht verlassen würde und daß nur der Richter, nicht er mich zwingen könne, Neuenburg zu verlassen [...] Diese Antwort brachte Recke noch mehr auf, und nun ließ er mir sagen: Falls ich Neuenburg mit gutem verlassen wollte, so würde er mir Friederickchen [die Tochter] mitgeben [...] Weigerte ich mich aber, sein Haus zu verlassen, so würde er allen Leuten den Gehorsam gegen mich untersagen und mich aushungern lassen. Stolzchen,

---

<sup>424</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 328f.

<sup>425</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 360f.

<sup>426</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 362.

ich gestehe dir - dies unwürdige Betragen erbitterte mich so, daß ich sagte:  
ich wäre entschlossen, auch dies noch von Recke zu erfahren.“<sup>427</sup>

Recke beruhigt sich wieder, er will zunächst juristischen Rat einholen; Elisa kann vorläufig in Neuenburg bleiben.

Was folgt, ist ein Nachspiel, in dem Recke vergeblich versucht, Elisa zu halten. Sobald die Advokaten Neuenburg verlassen haben, wird er sehr freundlich, beschenkt Elisa, ist rührend zärtlich zu seiner Tochter, schüchtern und verlegen, versichert ihr seine Liebe und bricht in ihrer Gegenwart in Tränen aus. Elisa kämpft mit ihrem Gewissen, doch siegt ihr Misstrauen, es könne sich doch nur um eine „durchdachte Komödie“<sup>428</sup> handeln. Recke erwirkt eine richterliche Verfügung, Elisa muss mit ihrer Tochter Neuenburg verlassen.<sup>429</sup>

\* \* \*

Die nun folgenden Briefe schildern kursorisch die ersten zwei Jahre nach Elisas Trennung von ihrem Mann. Bemerkenswert ist hier zweierlei:

Zum einen muss Elisa ihre neu gewonnene Autonomie gegen ihre Familie durchsetzen. Die Eltern machen ihr den Vorschlag, abwechselnd bei ihnen und der Großmutter zu leben und raten ihr, auf ihre Tochter zu verzichten, „um eine größere und glücklichere Heirath zu machen.“<sup>430</sup> Elisas Handlungsmotive sind ihnen unverständlich. Sie lehnt den elterlichen Vorschlag ab und beschließt, als alleinerziehende Mutter selbst für ihr Auskommen zu sorgen. Ihre Eltern versuchen, sie finanziell unter Druck zu setzen. Sie hat das Glück, in ein Stift für mittellose Töchter des Adels ziehen zu können. Ihre Familie spricht hierauf von „chimärischen Ideen von Unabhängigkeit“, von einer „verrückt und wahnsinnig“ gewordenen „überspannten Närrin“.<sup>431</sup>

Zum anderen verdeutlicht der letzte Teil der *Briefe* die problematischen Folgen der empfindsam-rigiden Gewissensstruktur, die Elisa weiterhin auszeichnet.<sup>432</sup> Sie verliebt sich in einen Carl von Holtey (jung, gut aussehend, ernsthaft, empfindsam), ebenso dieser sich in sie. Doch ihre altruistischen moralischen Ansprüche, die es ihr ermöglichten, sich gegen ihren Mann und die Ehevorstellungen ihrer Zeit zu

---

<sup>427</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 364f.

<sup>428</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 369.

<sup>429</sup> 1781 kommt es zur Scheidung, nachdem Elisa auf Reckes wiederholte Aussöhnungsangebote nicht eingeht. Sie erhält bis zu ihrem Lebensende reiche Mittel aus Neuenburg.

<sup>430</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 372.

<sup>431</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 314, 398 und 414.

<sup>432</sup> Vgl. hierzu auch die Charakterisierung der älteren Elisa als imposant, aber nicht sehr klug und „ü-

wenden, lassen sie seinen Antrag ablehnen, denn ihre Cousine hatte sich ebenfalls in Holtey verliebt, und Elisa notiert entsetzt:

„Nein! Nein! vor diesem Leiden meiner Seele wird der Himmel mich bewahren!  
- Ein Mann, der meiner Louise interessant ist, der - sollte Liebe für mich fühlen? - Guter Gott! bewahre mich davor! - durch mich soll meine Freundin das nicht verlieren, was sie zu besitzen wünscht!“<sup>433</sup>

Zwölf Jahre später wird sie dies in ihrem Tagebuch als „überspannte Schwärmeri“<sup>434</sup> bezeichnen und als weiteren Grund ihres Verhaltens eine Traumatisierung durch ihre Ehe zu erkennen geben.

„Auch war mir das Andenken meiner so unglücklichen Ehe noch zu gegenwärtig, und ich glaubte, durch erhabene Freundschaft edler Seelen glücklicher zu werden, als man gewöhnlich durch das Band der Ehe wird.“<sup>435</sup>

---

betrieben feierlich“; Herz, a.a.O., S. 196f.

<sup>433</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 422. Dies war in doppelter Hinsicht ein misslungenes Opfer. Es nützte der Cousine nichts, denn Holtey heiratete eine andere, und es machte auch Holtey unglücklich, denn er heiratete daraufhin „ein Wesen, das den zarten Gang der Seele dieses tiefühlenden Mannes nicht verstand.“ Elisa von der Recke, Tagebucheintragung vom 9.2.1790; a.a.O., S. 455.

<sup>434</sup> Ebd.

<sup>435</sup> Ebd.

### 6.3 Elisas Deutung der Briefe

Elisa von der Reckes *Briefe aus der Zeit ihrer unglücklichen Ehe* lesen sich heute als die Darstellung einer - wenn auch traumatisierenden - Selbstbefreiung aus patriarchaler Unterdrückung. Die Autorin selbst hätte einem solchen Verständnis ihres Textes widersprochen. Wie sie selber im Rückblick die Darstellung ihrer Ehe deutet, zeigt die siebzehn Jahre nach der Trennung von ihrem Mann verfasste Einleitung der *Briefe*.

Diese Einleitung, so Elisa, sei das Ergebnis einer neuerlichen Lektüre ihrer Korrespondenz mit der Vertrauten Stolz, eines „Dokumentes, das mir Stoff zum Nachdenken über die labyrinthischen Gänge meines Schicksals“<sup>436</sup> gegeben habe. Ihre diesbezüglichen Überlegungen kreisen - ebenso wie die Interpretation in der vorliegenden Arbeit - um einen Lernprozess. Allerdings fand dieser Lernprozess, so Elisa, nicht während ihrer Ehe statt, sondern erst danach: Nicht die junge Elisa hat im Laufe ihrer Ehe an Selbstbewusstsein und innerer Autonomie gewonnen und sich daraufhin von ihrem Mann getrennt, sondern die ältere Elisa hat bei einer erneuten Lektüre Folgendes erkannt:

„Erst jetzt [...] fühle ich, daß ich bei reiferem Geiste und mehrerer Welt- und Menschenkenntniß mit diesem biederem [...] Manne glücklich hätte leben können, wenn ich mich mit Klugheit in seinen Charakter zu schicken gewusst hätte.“<sup>437</sup>

Um dies plausibel zu machen, analysiert sie zunächst die Gründe des Scheiterns ihrer Ehe. Damals, so schreibt sie nun, sei sie zu der Überzeugung gekommen, dass ihr Mann sie nicht liebe. Diese Sichtweise, verstärkt durch ihre unbefriedigten empfindsamen Bedürfnisse, habe zu sexuellen Problemen geführt.

„Er wollte feurige sinnliche Liebe, die konnte ich ihm nicht äußern, da ich in seinen Annäherungen nur Herzensangst empfand. Ich machte auf innige Seelenliebe Anspruch, die konnte er mir nicht geben, weil er für diese keinen Sinn hatte.“<sup>438</sup>

Der entscheidende Anlass für den Bruch der Beziehung sei dann ihre sexuelle Verweigerung gewesen. Nun jedoch, „bei reiferem Geiste und mehrerer Welt- und

---

<sup>436</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 160.

<sup>437</sup> Ebd.

Menschenkenntniß“, habe sie erkannt, dass Recke sie tatsächlich geliebt habe, wenn auch „nach *seiner* Weise und nicht nach meiner Art.“<sup>439</sup> Wie dies gemeint ist, wird nicht ausgeführt. Allerdings erwähnt Elisa, Recke habe alle seine nach Elisas Entfernung aus Neuenburg gemachten Versprechungen eingehalten und über siebzehn Jahre hinweg versucht, sie wieder für sich zu gewinnen. Zudem widerspreche sein hartes Verhalten ihr gegenüber nicht seiner Liebe zu ihr, denn es sei nur die (verständliche) Reaktion auf die Herrschsucht seiner Schwiegermutter gewesen.

„Die Herrschsucht meiner Stiefmutter und meine so innige Anhänglichkeit an sie brachten in Reckes Seele den [...] Keim des Mißtrauens gegen mich; denn er fürchtete, meine Stiefmutter würde mich dazu anhalten, daß ich ihn beherrsche [...] Daher mußte ich gleich in den ersten Tagen meiner Ehe eine so harte Begegnung mit ihm erfahren, daß ich nur Furcht, nicht Liebe für ihn fühlen konnte.“<sup>440</sup>

Hätte sie sich bereits als junge Frau das Verhalten ihres Mannes in dieser Weise erklären können, so wäre sie nicht zu dem Schluss gekommen, er liebe sie nicht, und sie hätte sich nicht sexuell verweigern müssen. Neben dieser Argumentation suggeriert der Text mit Formulierungen wie ‘meine jugendlichen Neigungen’ und ‘der damaligen Richtung meiner Seele’ (beides bezieht sich auf ihre empfindsamen Bedürfnisse), Elisa habe einen Reifungsprozess durchlaufen, der sie nun von ihrem jugendlichen, idealistischen Anspruch auf ‘innige Seelenliebe’ entfernt habe. Ohne dieses Ideal wären ihr die charakterlichen Differenzen zu ihrem Mann überbrückbar erschienen - und sie „wäre [...] gewiß zu ihm zurückgekehrt.“<sup>441</sup> Indem Elisa also die Herrschsucht ihrer Mutter, ihre Unfähigkeit, Reckes Liebe zu erkennen und ihre übertrieben empfindsamen Neigungen - nicht aber Reckes Verhalten - für das Scheitern ihrer Ehe verantwortlich macht, kann sie zu dem Schluss gelangen, ihre Ehe wäre mit mehr Menschenkenntnis zu retten gewesen.

Diese Deutung der *Briefe* bedient sich offenbar eines entschuldigenden Attributionsstils zur Deutung männlichen Liebesverhaltens und kombiniert ihn mit der Warnung vor übertrieben empfindsamen Liebeserwartungen. Elisa sucht mit dem Appell an weibliche Anpassungsbereitschaft - „[...] ich wäre durch ihn [zumindest]

---

<sup>438</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 161.

<sup>439</sup> Beide Zitate: Elisa von der Recke, a.a.O., S. 160.

<sup>440</sup> Ebd.

<sup>441</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 161.

nicht unglücklich gewesen [...]“<sup>442</sup> - den Anschluss an die herrschenden Ehekonflikt-diskurse des 19. Jahrhunderts. Ergänzt wird diese konservative Position durch den Verweis auf ein jenseitiges Glücksversprechen, das diesseitiges Unglück kompensiere. So lautet das Ende der Einleitung: „Gottlob, daß dies Leben so kurz, und ewig so lang ist.“<sup>443</sup>

Bemerkenswerterweise findet sich in der Einleitung jedoch auch eine Liebesvorstellung, die Elisas Versuch einer konservativen Indienstnahme der *Briefe* viel von seiner Überzeugungskraft nimmt. Am Beginn der Einleitung nämlich stellt sie einige Gedanken zur Unsterblichkeit der Seele an und begründet ihre religiöse Jenseitserwartung mit folgender Überlegung:

„[...] das Bedürfniß meines Herzens, in einer anderen Seele mein lieberes, mein besseres Ich zu lieben, dies ist immer noch so lebendig in mir [wie früher] [...] und unbefriedigt bleibt nun mein heißer Durst, ein Wesen lieben zu können, dem ich alles bin und das mir alles ist.“<sup>444</sup>

Wer so fühle, der wisse, dass „solche Vollkommenheit des Geistes und des Herzens unmöglich“<sup>445</sup> nur die kurze Zeit bestehen könne, die dem sterblichen menschlichen Körper gegeben sei. Sie reiche vielmehr über den physischen Tod hinaus und vereine im Jenseits die Liebenden. Die Unvereinbarkeit dieser Argumentation mit der dann erfolgenden Eheanalyse ist offensichtlich:

„[...] unbefriedigt bleibt nun mein heißer Durst, ein Wesen lieben zu können, dem ich alles bin und das mir alles ist.“<sup>446</sup>

Dies ist eine leidenschaftliche Bejahung genau derjenigen Liebesbedürfnisse, die Elisa danach als übertrieben kritisieren muss, um die Möglichkeit einer harmonischen Ehe mit Recke plausibel machen zu können.<sup>447</sup> Ihr Festhalten am Ideal einer symbiotischen Liebesbeziehung macht zudem verständlich, warum Elisa nicht zu ihrem Mann zurückkehrte, nachdem sie in der Weise gereift war, wie sie es in ihrer Einleitung der *Briefe* behauptet. Recke starb erst zwei Jahre nach deren Niederschrift. Für eine Rückkehr wäre also ausreichend Zeit gewesen.

---

<sup>442</sup> Ebd.

<sup>443</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 162.

<sup>444</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 157.

<sup>445</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 157f.

<sup>446</sup> Elisa von der Recke, a.a.O., S. 157f.

<sup>447</sup> Davon abgesehen untergräbt diese Passage indirekt auch Elisas trostspendende Jenseitsverheißung. Ein Verweis auf Erfahrungen des Liebesdiskurs als Beweis für das ewige Leben weckt meiner Ansicht nach mehr Diesseitsorientierung, als ihr lieb sein kann.

---

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die rückblickende Einleitung der *Briefe* drei Diskurse verzahnt: patriarchale Ehevorstellungen, religiöse Überzeugungen und leidenschaftliche Bejahung des empfindsam-romantischen Liebesideales. In dieser Verzahnung blockieren sich diese Diskurse gegenseitig und können den konservativen Appell an weibliche Eheanpassung nicht in dem Maße legitimieren, wie es die Autorin wünscht.

Die Einleitung steht damit zu den *Briefen* in doppelter Beziehung: Sie zeigt, wie letztere aus konservativer Sicht in ihrer Entstehungszeit vermutlich rezipiert worden wären und widerspricht zugleich (durch die in ihr dokumentierte emphatische Liebessehnsucht) diesem Rezeptionsverhalten. Damit zeigt sich in der Einleitung die gleiche Spannung zwischen Aufbegehren und Anpassung, die auch die *Briefe* durchzieht. Zugleich spiegelt die Einleitung auch den Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, der das Leben der Elisa von der Recke nach ihrer Trennung kennzeichnete. Ihre Reflexionen zielen auf die Bejahung der traditionellen Ehe; geheiratet hat sie nach den Erfahrungen ihrer Ehe jedoch nie wieder. Sie zog es vielmehr vor, Europa zu bereisen, literarische Freundschaften zu pflegen und sich ab 1804 den jüngeren Dichter Tiedge zum (platonischen) Lebensgefährten zu wählen.<sup>448</sup>

---

<sup>448</sup> Vgl. Ludwig Brunier, *Elisa von der Recke*, Bremen 1873, S. 306ff.

## 7 Exkurs zu Niklas Luhmanns *Liebe als Passion*

Den wohl komplexesten und meistzitierten Versuch einer soziologisch informierten Beschreibung der modernen europäischen Liebesdiskurse hat Niklas Luhmann mit seiner Studie *Liebe als Passion*<sup>449</sup> vorgelegt. Auch wenn die soziologische Systemtheorie im Allgemeinen und Luhmanns Variante derselben im Besonderen sowohl umstritten<sup>450</sup> als auch keineswegs ausgearbeitet<sup>451</sup> sind, nimmt letztere doch eine Reihe von Perspektiven ein, die für das hier behandelte Thema heuristisch fruchtbar sind. Dieses Anregungspotential fußt auf Luhmanns These von der Unwahrscheinlichkeit von scheinbar Selbstverständlichem (hier bezüglich der Ausbreitung von Liebesbeziehungen) und in der Suche nach funktionalen Äquivalenten zur Lösung von Problemen (hier bezüglich Liebe oder Freundschaft als konkurrierenden Möglichkeiten der Codierung von intimer Kommunikation). Hieran anknüpfend wird im Folgenden die Frage aufgeworfen, warum sich - trotz der darzustellenden Unwahrscheinlichkeit dieser Entwicklung - Liebe und nicht etwa Freundschaft als dominierende Form intimer Beziehungen hat durchsetzen können. Luhmann selbst versucht eine Beantwortung dieser Frage *ohne Bezug zur Geschlechterdifferenz* der untersuchten Diskurse. Wie plausibel dieser Versuch ist, soll im Folgenden kritisch untersucht werden.

*Liebe als Passion* untersucht die Entwicklung der europäischen Liebessemantik<sup>452</sup> vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart im Kontext der Entstehungsphase der modernen, funktional differenzierten Gesellschaft.<sup>453</sup> Liebessemantik und Modernisierung sieht Luhmann über die Soziogenese von Individualität miteinander verknüpft. Sein spezielles Interesse gilt dabei der Evolution der Liebessemantik als

---

<sup>449</sup> Vgl. Niklas Luhmann, *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt am Main 1982.

<sup>450</sup> Dies betrifft insbesondere Luhmanns Verzicht auf den „alteuropäischen“ Subjektbegriff und den damit verbundenen Übergang von einem kritisch gedachten Vernunftbegriff zur Systemrationalität; vgl. den Überblick bei: Detlef Krause, *Luhmann-Lexikon, Eine Einführung in das Gesamtwerk von Niklas Luhmann mit 27 Abbildungen und über 500 Stichworten*, Stuttgart 1999, S. 76ff.; als prominentesten Kontrahenten: Jürgen Habermas, *Exkurs zu Luhmanns systemtheoretischer Aneignung der subjektphilosophischen Erbmasse*. In: ders., *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen*, Frankfurt am Main 1991, S. 426 - 445.; als Kritiker aus systemtheoretischer Sicht: David J. Krieger, *Einführung in die allgemeine Systemtheorie*, München 1998, S. 62; Helmut Willke, *Systemtheorie II: Interventionstheorie*, Stuttgart 1999.

<sup>451</sup> „Die allgemeine Systemtheorie kann gegenwärtig nicht als eine konsolidierte Gesamtheit von Grundbegriffen, Axiomen und abgeleiteten Aussagen vorgestellt werden.“ Niklas Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt am Main 1984, S. 34.

<sup>452</sup> Der Begriff „Semantik“ bezeichnet bei Luhmann die Fixierung von Sinn für wiederholten Gebrauch, vorzugsweise in Textform; vgl. Niklas Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und semantische Tradition*. In: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Band 1. Frankfurt am Main 1980, S. 9 - 71; Krause, *Luhmann-Lexikon*, a.a.O., S. 180.

<sup>453</sup> *Liebe als Passion* ist damit nur Teil eines Großprojektes, das Luhmann seit 1980 unter dem Titel

Bestandteil eines symbolisch generalisierten Kommunikationsmediums, dem die spezifische Funktion zukommt, kommunikative Behandlung von Individualität zu ermöglichen und zu fördern. Um diesen Ansatz genauer erläutern zu können, möchte ich im Folgenden kurz mein Verständnis einiger Grundbegriffe der Luhmannschen Theorie sozialer Systeme darstellen.

Luhmann begreift gesellschaftliche Entwicklung als einen evolutionären Vorgang, bestehend aus Variation, Selektion und Stabilisierung von sozialen Systemen in Abgrenzung von und in Verschränkung mit ihrer Umwelt. Wesentlich (und umstritten) ist dabei seine Ansicht, dass soziale Systeme (und damit auch Liebesbeziehungen) weder aus Menschen noch aus kommunizierten Gedanken und Gefühlen<sup>454</sup> oder aus Handlungen bestehen, sondern aus (auf spezifische Weise miteinander verknüpften) Kommunikationen.<sup>455</sup> Menschen als psychische Systeme (oder in selbstreflexiver Form als ‚Bewusstsein‘) sind somit Teile der Umwelt sozialer Systeme und umgekehrt. Zwar operieren beide Systeme auf der Basis von Sinn<sup>456</sup> und Kommunikationssysteme beanspruchen zu ihrer Aufrechterhaltung das Bewusstsein psychischer Systeme.<sup>457</sup> Doch sind die Letztoperationen psychischer Systeme Gedanken und der je gemeinte individuelle Sinn des Kommunikationsbeitrages eines einzelnen psychischen Systems wird nur zu sozialem Sinn durch seine Anpassung an die Eigendynamik des in Rede stehenden sozialen Sinn-systems.<sup>458</sup> Beide Sinnsysteme folgen daher einer je eigenen ‚Logik‘ (ihrer Autopoiesis<sup>459</sup>). „Liebe“ z.B. kann daher als soziales Phänomen nicht adäquat als

---

„Gesellschaftsstruktur und Semantik“ verfolgt hat.

<sup>454</sup> „Wir haben vor allem den nichtpsychischen Charakter sozialer Systeme zu betonen.“ Luhmann, Soziale Systeme, a.a.O., S. 32.

<sup>455</sup> Luhmann spricht von Kommunikation, wenn Ego verstanden hat (oder glaubt verstanden zu haben), dass Alter eine Information mitgeteilt hat. Bei einer bloßen Wahrnehmung wird im Gegensatz zu einer Kommunikation keine Mitteilungsabsicht einer Information unterstellt. Eine Information wird in diesem Modell nicht als etwas Objektives aufgefasst, das man als eine Art Input in das soziale System ansehen oder in dieses einspeisen kann. Eine Information ist vielmehr eine Eigenleistung des Systems, das seine Umwelt auf der Grundlage seines eigenen operativen Codes nach relevanten Informationen ‚abtastet‘. Verstehen impliziert bei Luhmann zwar, dass Ego den Informationswert eines mitgeteilten Inhalts zu prüfen vermag, schließt Missverständnisse aber als mehr oder weniger normal mit ein; vgl. Luhmann, Soziale Systeme, a.a.O., S. 193 ff.; Claudio Baraldi u.a., GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, Frankfurt am Main 1999, S. 89ff.

<sup>456</sup> Zum Begriff des Sinns vgl. Niklas Luhmann, Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt am Main 1987, S. 92ff.

<sup>457</sup> Dies gilt, was die individuelle Evolution anbelangt, auch umgekehrt; siehe das Phänomen des Hospitalismus.

<sup>458</sup> Das heißt, dass Gedanken nicht kommuniziert werden können. Deshalb ist die Eigendynamik sozialer Sinnsysteme auch nicht als eine Verschränkung von adäquater Kommunikation von individuellen Gedanken und der alltäglichen Grauzone zwischen Miss- und Unverständnis (Habermas) aufzufassen. Vgl. dagegen aus systemtheoretischer Sicht Krieger, der als Letztelement auch von Denken Kommunikationen annimmt.

<sup>459</sup> Autopoietische Sinnsysteme sind unwahrscheinliche Gebilde, die bestimmte Merkmale aufweisen, welche ihre Reproduktion ermöglichen: Sie sind operativ geschlossen, kognitiv offen, strukturdetermi-

die Summe dessen beschrieben werden, was auf der Ebene der daran beteiligten psychischen Systeme geschieht. Von der Fruchtbarkeit dieser These einer je unterschiedlichen Logik von Kommunikationssystemen und psychischen Systemen hängt es meiner Meinung nach entscheidend ab, ob Luhmanns Theorie einen wertvollen Beitrag zur Logik der literaturwissenschaftlichen Methodik leisten kann. Zumindest bezogen auf die Entwicklung der Liebessemantik, scheint dies nicht ausgeschlossen. Sein Ansatz eignet sich dazu, die Verbreitung einer Reihe von Ideen über die Liebe zu erklären, die aus der individuellen Sicht der Subjekte oder auch aus einem mit unbewussten Mechanismen argumentierenden Standpunkt heraus zunächst durchaus unplausibel erscheinen oder gar nicht erst in den Blick geraten. Geht man nämlich, wie Luhmann, von der Frage aus, was für Ideen die prinzipielle Unwahrscheinlichkeit der Selbsterhaltung und Verbreitung von Liebesbeziehungen in einem bestimmten historischen Umfeld dienen könnten und untersucht in dieser Weise die mögliche Bedeutung von Texten, dann geraten Text-aspekte in den Blick, die eine Antwort auf genau dieses Problem der Unwahrscheinlichkeit geben. Welche Aspekte dies sind, wird deutlich, wenn man Luhmanns Rekonstruktion der Eigenlogik der Liebessemantik in Reaktion auf ihr semantisches und gesellschaftliches Umfeld betrachtet.

Zunächst konzentriert sich Luhmann auf die Evolution eines bestimmten Typs von sozialen Systemen, auf Intimsysteme.<sup>460</sup> Deren Funktion besteht darin, die Möglichkeit zu schaffen, für zunehmend individuelle Erlebnisse und Handlungen kommunikativen Ausdruck und gegenseitige Anerkennung zu finden.<sup>461</sup> Intime Beziehungen in diesem allgemeinen Sinn verwirklichen sich in verschiedenen sozialen Systemen. Ich werde im Folgenden Liebesbeziehungen<sup>462</sup>, Familien, Freundschaften und Ehen (als besondere Rechtsform exklusiver Zweierbeziehungen) unterscheiden. In diesen Sozialsystemen spielt intime Kommunikation eine besondere Rolle und in allen kann man in der Regel Kommunikation über sich selbst nicht mit dem Argument: „Das geht dich nichts an!“ ablehnen, ohne mit Widerspruch rechnen zu müssen.<sup>463</sup> Liebesbeziehungen (in ihrer heutigen Entwicklungsform) können dann in einer ersten

---

niert und umweltangepasst. Vgl. hierzu den Überblick bei: Krause, Luhmann-Lexikon, a.a.O., S. 23ff.

<sup>460</sup> Und hier im speziellen auf die Unterform der Liebesbeziehung und (am Rande) der Freundschaft.

<sup>461</sup> Vgl. Luhmann, Liebe als Passion, a.a.O., S. 14f. und ders., Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, a.a.O., S. 304.

<sup>462</sup> Luhmann verwendet den Begriff „Liebesverhältnis“.

<sup>463</sup> Problematischen Ausnahmen treten z.B. im Verhältnis zwischen Kindern und Eltern. In allen anderen Teilsystemen der Gesellschaft ist die Ablehnung einer gegenseitigen Verpflichtung zu intimer Preisgabe aber die Regel (was z.B. Therapien von Liebesbeziehungen und Freundschaften unter-

Annäherung von anderen Intimsystemen folgendermaßen unterschieden werden: Sie zeichnen sich durch ein vergleichsweise hohes Maß an gegenseitigem Ausdruck und gegenseitiger Anerkennung von individuellen Eigenschaften und Ansichten aus, sie akzeptieren die wesentliche Bedeutung sexueller Interaktionen für die und zwischen den Beteiligten und sie tendieren zur exklusiven Zweierbeziehung.<sup>464</sup> In Abgrenzung davon ist in Familien die Erwartung, die Idiosynkrasien der anderen zu bestätigen, weniger weit entwickelt (in Erziehungskontexten ist dies offensichtlich), es gibt in Familien (und Ehen) auch Interaktionen mit durchaus trivialem, alltäglichem Charakter und Familien sind nicht exklusive Zweierbeziehungen. Zudem ist in Familien die Bedeutung von Sexualität eine andere. Die beiden letzten Aspekte sind ebenfalls Abgrenzungskriterien zwischen Liebesbeziehungen und Freundschaften. Umgekehrt kann man daher exklusive Zweierfreundschaften einschließlich sexuellem Umgang kaum von Liebesbeziehungen abgrenzen.

Luhmann geht nun bezüglich der Entwicklung von Liebesbeziehungen von der These aus, dass sich ihre Evolution wesentlich im Zusammenhang der Evolution der Semantik<sup>465</sup> der Gesellschaft entwickelt.

„Ideengut [kann], wenn es nur reich genug ist, tiefgreifende Veränderungen in der Sozialstruktur vorbereiten, begleiten und hinreichend rasch plausibilisieren.“<sup>466</sup> Und umgekehrt gilt, dass „literarische, idealisierende, mythisierende Darstellungen der Liebe ihre Themen und Leitgedanken nicht zufällig wählen, sondern daß sie damit auf ihre jeweilige Gesellschaft und auf deren Veränderungstrends reagieren.“<sup>467</sup>

Nichts jedoch - und hier differenziert Luhmann stärker als der üblicherweise verwendete Diskursbegriff - berechtigt zu der Annahme, dass die Suche nach neuen Sozial- und Kommunikationsformen evolutionären Erfolg haben muss. Dies erscheint ihm allgemein eher unwahrscheinlich. Bezogen auf Liebesbeziehungen, reicht daher die bloße Tatsache der gesellschaftlichen Differenzierung nicht aus, die Existenz eines subjektiven Bedarfs und Bestands an intimer Kommunikation zu erklären. Allgemein ist davon auszugehen, dass nicht jede Entwicklung für die mit ihr

---

scheidet).

<sup>464</sup> Natürlich gibt es auch die „Liebe zu dritt, viert etc.“, solchen Systemen wird aber die Anerkennung als „wahren Liebe“ gewöhnlich abgesprochen. Die Tendenz zur Exklusivität wird vor allem im Vergleich und in der Abgrenzung zu Freundschaften deutlich und wesentlich.

<sup>465</sup> Der Begriff „Semantik“ bezeichnet bei Luhmann die Fixierungen von Sinn für wiederholten Gebrauch, vorzugsweise in Textform; vgl. Krause, Luhmann-Lexikon, a.a.O., S. 180.

<sup>466</sup> Luhmann, Liebe als Passion, a.a.O., S. 9.

<sup>467</sup> A.a.O., S. 24.

verbundenen Probleme (hier die kognitive und emotionale Verarbeitung einer zunehmend differenzierten Welt) auch individuell hilfreiche Bedürfnisse bereitstellt (hier den Wunsch nach sozialer Bestätigung der Differenz von nur persönlich geltender Nahwelt und der für alle geltenden Welt). Genauso wenig entwickelt eine Gesellschaft ‚automatisch‘ passend zu solchen Bedürfnissen auch die sozialen Strukturen, durch welche diese mehr oder weniger befriedigt werden können. Es kann daher nicht davon ausgegangen werden, dass sich eine Evolution der Liebessemantik in Gang setzt, die dann wiederum durch drucktechnische literarische Verbreitung die Entstehung und Entwicklung von Liebesbeziehungen ermöglicht. Man muss vielmehr mit der Möglichkeit von „evolutionären Sackgassen“<sup>468</sup> rechnen.

Wie rekonstruiert Luhmann nun die unwahrscheinliche semantische und soziostrukturelle Entwicklung neuerer Liebesdiskurse? Zunächst setzt er an der Unwahrscheinlichkeit intimer Kommunikation an. Während Kommunikation allgemein verschiedene Unwahrscheinlichkeitsschwellen zu überwinden hat,<sup>469</sup> liegt im Falle intimer Kommunikation das besondere Problem darin, dass sie akzeptiert werden muss, d.h. dass ihr Informationsgehalt zur Grundlage einer anschließenden Kommunikation gemacht wird. Warum ist dies unwahrscheinlich? Weil dies in (fast) allen anderen sozialen Beziehungen eine Zumutung ist: Denn mit intimer Kommunikation wollen wir uns von anderen unterscheiden und je individueller, idiosynkratischer, absonderlicher der eigene Standpunkt und insbesondere die eigene Weltsicht sind, desto unwahrscheinlicher wird der Konsens und das Interesse bei anderen. Es wird dem anderen in der Liebesbeziehung ja gerade das an Bestätigungsverhalten zugemutet, was man woanders nicht vertreten kann.<sup>470</sup> Zudem läuft die Bestätigung des anderen nicht einfach über eine thematische Konzentration auf den Partner oder das Liebesverhältnis. Bestätigung erfolgt vielmehr durch eine fortlaufende Mitanreicherung aller Kommunikation durch den ‚für ihn‘-Aspekt. Es geht also um die laufende handelnde Mitbeachtung des Partners in allen Lebenslagen. Dies führt gemäß der Attributionstheorie zu folgendem Problem: Wir neigen dazu, unser eigenes Handeln vorzugsweise durch Situationsmerkmale

---

<sup>468</sup> Luhmann, a.a.O., S. 22.

<sup>469</sup> „Auf einer ersten Ebene ist es unwahrscheinlich, daß die Kommunikation verstanden wird – also daß sie sich überhaupt vollzieht. Auf einem zweiten, voraussetzungsreicheren Niveau ist es unwahrscheinlich, daß die Mitteilung den Adressaten erreicht. In noch komplexeren Situationen ist es schließlich unwahrscheinlich, daß die Kommunikation akzeptiert (angenommen) wird.“ Baraldi, GLU, a.a.O., S. 93; vgl. auch: Niklas Luhmann, Die Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation. In: ders. Soziologische Aufklärung, Band 3, Opladen 1981, S. 25 - 34.

<sup>470</sup> Vgl. dazu beispielhaft Kapitel 3.

bedingt zu sehen. Deuten wir jedoch das Handeln anderer, dann neigen wir dazu, dies aus der „Persönlichkeit“ des anderen heraus zu deuten. Soll nun *handelnd* die Weltsicht eines anderen bestätigt werden, dann gilt es, das eigene Handeln an der Situationsdeutung des anderen und nicht an der eigenen Situationsverarbeitung auszurichten. Dies kann zu Überforderungen führen.

„Er ‚schneidet die Kurven‘, obwohl er weiß, daß ich das nicht mag; sie ‚fährt auf der Autobahn stur links‘, obwohl sie weiß, wie pedantisch ich immer auf die Vorschriften achte“.<sup>471</sup> „So bedrängt, wird jeder vernünftige Adressat die Flucht ergreifen oder doch versuchen, die sich andeutenden persönlichen Bezüge zu ignorieren und taktvoll ins Unpersönliche der anonym konstituierten Welt überzuleiten.“<sup>472</sup>

Intime Kommunikation ist also unwahrscheinlich. Allgemein werden kommunikative Unwahrscheinlichkeitsschwellen aus Luhmanns Sicht durch verschiedene *Medien* herabgesetzt. Die Sprache erhöht die Wahrscheinlichkeit des Verstehens, die Verbreitungs- oder Massenmedien die Wahrscheinlichkeit, Adressaten zu erreichen und symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien reduzieren die Unwahrscheinlichkeit der Annahme (i. S. von Akzeptanz) von Kommunikation. Liebe ist, so Luhmanns These, ein symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium.<sup>473</sup>

Inwiefern sich Luhmanns methodischer Zugang von anderen diskurstheoretischen Arbeiten zur Liebessemantik unterscheidet, wird nun deutlicher: Die Entwicklung der Liebessemantik wird hinsichtlich der Frage rekonstruiert, inwiefern sie als Lösungsversuche des Problem der Herabsetzung der Unwahrscheinlichkeit intimer Kommunikation eine funktionale Rolle übernimmt. Ihre Evolution ist für ihn also von dieser Funktion her zu verstehen.

Ich möchte dies kurz an drei Beispielen verdeutlichen: Das erste Beispiel bezieht sich auf das Problem, intime Kommunikation in einem historisch gesehen ersten Anlauf in einem sozialen Umfeld zu platzieren, das aus komplexen Beziehungsnetzen besteht, die Privatleben und Intimität zunächst blockieren. Um nun Anschlussfähigkeit in dieser Umwelt zu gewinnen, um einen Freiraum zu schaffen, wird Liebe zur Passion erklärt, zur folie à deux, zu einer Art harmloser Krank-

---

<sup>471</sup> Luhmann, Liebe als Passion, a.a.O., S. 43; vgl. zu diesem Attributionsproblem und seiner Bearbeitung insbesondere das Kapitel über Therese Huber (Kap. 5).

<sup>472</sup> Luhmann, a.a.O., S. 25.

<sup>473</sup> Vgl. Luhmann, a.a.O., S. 21ff.; ders., Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien. In: Soziologische Aufklärung Band 2, Opladen 1975; ders., Die

heit, der man hilflos ausgeliefert ist und die deshalb toleriert werden kann. In ähnlicher Weise dient die Semantik der Galanterie als Möglichkeit der „Werbung“ in nicht intimen Situationen. Sie erlaubt es, „Interesse“ zu zeigen, ohne unter dem Blick der anderen peinlich aufzufallen. Nachdem sich im Laufe der historischen Entwicklung mit Hilfe dieser Kommunikationen Zweisamkeit als Sozialform etabliert hat, rücken beide Ideenkomplexe dann allmählich in den Hintergrund.

Ein zweites Beispiel für den Zusammenhang von Unwahrscheinlichkeit und Semantik betrifft das Problem, wie die Liebesbeziehung als ein für alle mögliches soziales Phänomen etabliert werden kann, also universell zugänglich wird, obwohl das Entstehen von Liebe in der idealisierenden Tradition des Mittelalters und der frühen Neuzeit durch besonders herausragende Eigenschaften des Objekts erklärt wurde (Schönheit, Tugend etc.), also gerade nicht jeden als Liebesobjekt geeignet erscheinen lässt. Gelöst wird dieses Problem durch die romantisch-selbstreflexive Vorstellung, Liebe sei gerade nicht durch herausragende Eigenschaften des anderen verursacht, sondern diese erschienen umgekehrt dem Liebenden als herausragend, eben weil er liebt und geliebt werde.

Ein letztes Beispiel betrifft das Problem, dass intime Bestätigung über kognitives Verstehen aus den oben genannten Gründen extrem strapaziös ist. Man muss einander sehr genau kennen, um den Weltbezug des anderen ständig mit zu berücksichtigen. Auf dieses Problem reagiert das System, indem es Ideen von verstehender Liebe entwickelt, die gerade nicht über Kognitionen laufen, sondern über das Gefühl: Die Idee der ‚Augensprache‘ der Liebe kommt auf, ebenso die Feststellung, dass Liebende endlos miteinander reden können, ohne etwas zu sagen zu haben, dass sie sich wortlos verstehen. Dies sind, paradox formuliert, Formen der Kommunikation unter weitgehendem Verzicht auf kognitive Kommunikation und entsprechend umgehen sie deren Probleme. Man hält sich im Zweifelsfall ans Gefühl anstatt an den Verstand.

Dieses letzte Beispiel leitet über zu einer weiterführenden Kritik der Luhmannschen Rekonstruktion der Entwicklung intimer Systeme. Liebesgefühle sind schwankend und endlich. Aus diesem Grund wird zu Beginn des 18. Jahrhunderts noch sehr deutlich ein unvereinbarer Gegensatz von Liebe und Ehe betont. 100 Jahre später hat sich diese Einschätzung grundsätzlich gewandelt, die Liebesehe hat sich als dominierendes Ideal intimer Beziehungen durchgesetzt. Die Entwicklung der Liebessemantik ist innerhalb der 18. Jahrhunderts jedoch nicht linear verlaufen. Sie

laufen. Sie ist vielmehr durch die Konkurrenz zweier Kandidaten um die dominierende Form der Kodierung von Intimbeziehungen geprägt: *Liebe und Freundschaft stehen sich zunächst als funktionale Äquivalente gegenüber*, es entwickelt sich der Freundschaftskult und es werden erhebliche Anstrengungen unternommen, die Ehe auf Freundschaft umzustellen und damit zum dominierenden Intimcode zu machen. Wenn im englischen sentimentalischen Roman von Liebe in der Ehe die Rede ist, ist damit nach heutigem Begriffsverständnis in erster Linie Freundschaft gemeint. Diese Ehevorstellung ist durchaus plausibel, denn Freundschaft hat gegenüber Liebe den entscheidenden Vorteil der besseren zeitlichen und sozialen Generalisierung. Die hier interessierende Frage ist nun, warum dennoch „Liebe gewinnt“.<sup>474</sup>

Luhmann vermutet als Ursache vor allem den „Störfaktor“ Sexualität. Hintergrund seiner Überlegung ist die kommunikationstheoretische These, dass sich symbolisch generalisierte Medien trotz ihrer relativen Autonomie durch die Körperlichkeit der an der Kommunikation Beteiligten entweder irritieren oder stützen lassen können. Dabei zeigt die historische Entwicklung, dass der Körperbezug von Kommunikation sich (als sog. symbiotischer Mechanismus) seinerseits ausdifferenzieren und einzelnen Medien zuordnen lassen kann. Wahrheit als Medium (des Wissenschafts-systems) rekurriert auf Wahrnehmung, Macht auf physische Gewalt, Geld auf elementare Bedürfnisse und Liebe eben auf Sexualität. Zwar sind Funktionssysteme und ihre Steuermedien auch ohne solche Bezüge möglich, aber das Beispiel Religion zeige, dass dies unter Bedingungen der Moderne zu Instabilitäten des Systems und damit zu neuen Unwahrscheinlichkeiten führen kann. Bezogen auf Intimität vermutet Luhmann nun, dass der

„über Sexualität laufende Intimgehalt menschlicher Kommunikation [...] zu hoch [sei], als daß er in einer andersartigen nur freundschaftlichen Beziehung ignoriert werden könnte.“<sup>475</sup>

Zudem sei Liebe exklusiver als Freundschaft, und die damit verbundene Kasernierung der Sexualität in der Ehe als Voraussetzung eventuell eine Voraussetzung für gesellschaftliche Höherentwicklung. Beide Argumente sind nur von begrenzter Überzeugungskraft. Das erste verweist nicht auf eine anthropologische Konstante, sondern ist selbst Ergebnis einer entsprechenden Formung des Körperverhaltens. Das zweite klingt nach einer fast sublimierungstheoretischen Vermutung, obwohl

---

<sup>474</sup> Luhmann, a.a.O., S. 147.

<sup>475</sup> Luhmann, a.a.O., S. 149; vgl. auch ders., a.a.O., S. 137ff. und allgemein zu symbiotischen Mechanismen: Luhmann, Soziale Systeme, a.a.O., S. 337ff.

Luhmann die Psychoanalyse ansonsten eher für eine pseudowissenschaftliche Denkbemühung hält.<sup>476</sup> Luhmann selbst weist ebenfalls auf den Mutmaßungscharakter seiner Erklärung hin:

„Die Gründe dafür [warum sich die Liebe und nicht die Freundschaft durchsetzt] sind nicht leicht aufzutreiben und zu belegen. Man kann [... nur] vermuten.“<sup>477</sup>

\* \* \*

Diese Gedanken aufnehmend, liegt nun in kritischer Ergänzung und Absetzung zu Luhmann die Vermutung nahe, *dass sich die Semantik der Liebe auf die Semantik der Geschlechterdifferenz des 18. Jahrhunderts als Umweltbedingung besser einstellen und damit größere Anschlussfähigkeit gewinnen konnte, als dies dem Freundschaftsdiskurs möglich war und dass dies eine wesentliche - und von Luhmann selbst nicht berücksichtigte - Voraussetzung der evolutionären Durchsetzung von Liebe als Codierung für intime Beziehungen gewesen ist.* Natürlich ist sich Luhmann der Rollendifferenzen im Liebescode als grundsätzlichen Phänomens bewusst, sie spielen für ihn aber bei der Durchsetzung der Liebe nur vermittelt über weibliche Tugendbewahrung, Triebverzicht und darauf aufbauende romantische Gefühle eine Rolle. Zur Analyse der von ihm beobachteten Konkurrenz von Freundschaft und Liebe wird die Geschlechterdifferenz nicht systematisch herangezogen.<sup>478</sup>

Im Folgenden soll ansatzweise versucht werden, auf der Grundlage der in dieser Arbeit geleisteten exemplarischen Analyse der Liebeskonfliktdiskurse um 1800 dieses Versäumnis nachzuholen. Eine genuin systemtheoretische Vorgehensweise ist dabei nicht angezielt. Dies würde einen grundsätzlich anderen als den hier gewählten methodischen Zugriff auf die oben untersuchten Texte erfordern, nämlich eine Diskursanalyse im Rahmen einer Theorie der evolutionären Semantik. Dies ist hier nicht zu leisten, zumal es fraglich ist, ob diese Theorie als ausgearbeitete bereits vorliegt.<sup>479</sup> Dennoch scheint es

---

<sup>476</sup> Vgl. Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt 1992, S. 574; vgl. auch Walter Reese-Schäfer, *Niklas Luhmann zur Einführung*, Hamburg 1999, S. 53f.

<sup>477</sup> Luhmann, *Liebe als Passion*, a.a.O., S. 105. Ähnlich: „[Diese Thesen besagen nicht] daß Freundschaft nicht möglich und hinreichend wahrscheinlich wäre, und sie besagen erst recht nicht, daß Geschlechtsverkehr unerläßliche Voraussetzung für intime, höchstpersönliche Kommunikation sei.“ Luhmann, a.a.O., S. 149.

<sup>478</sup> Vgl. Luhmann, a.a.O., S. 193, 185 und 204.

<sup>479</sup> Vgl. eine ähnliche Einschätzung bei Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, a.a.O., S. 549ff. Grundsätzlich ist hier insbesondere die Frage offen, inwieweit durch das Konzept einer autopoietischen Trennung von sozialen, biologischen und psychischen Systemen ein fruchtbarer Rückbezug von Textbedeutung auf die Psychohistorie geleistet werden kann. Dies betrifft insbesondere Luhmanns Begriff der ‚strukturellen Kopplung‘ dieser Systeme.

mir interessant, hier erste Spuren zu legen, denen andernorts nachgegangen werden kann.

Zunächst ist es sinnvoll, zu analytischen Zwecken zwischen drei Problemebenen zu unterscheiden, die der Liebesdiskurs zu bearbeiten hatte, um gesellschaftlich Resonanz zu finden. Erstens ist hier das diskursimmanente Problem jeder egalitären intensiven intimen Kommunikation zu nennen, dass sich zwei Menschen gegenseitig kommunikativ und handelnd in Bezug auf gerade jene Ansichten, Gefühle und Verhaltensweisen bestätigen sollen, für die sie anderswo keine Bestätigung finden, eben weil sie für andere zu individuell, zu absonderlich oder auch nur banal erscheinen. Zweitens musste sich der Liebesdiskurs in einem bestimmten historischen, semantischen und institutionellen Umfeld etablieren, einem Umfeld, das Liebesbeziehungen und insbesondere Liebesehen zunächst nicht präferierte. Ein drittes Problem, das insbesondere die Geschlechterforschung hervorgehoben hat, betrifft die patriarchalen Momente des Liebesdiskurses, die eine einseitige Verteilung der Lasten intimer Kommunikation zuungunsten der Frau bewirkten und von hier aus dem Liebesdiskurs innere Überzeugungskraft nahmen.

Die oben untersuchten Texte zeigen nun, dass die Liebessemantik des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts ein reichhaltiges Sinnangebot entwickelt hat, um jede der genannten Unwahrscheinlichkeitsschwellen herabzusetzen. Dies gelingt ihr im Wesentlichen, indem sie ihre eigene Tradition geschlechtsspezifischer Semantik ebenso wie die ihrer Umwelt aufgreift und variiert. Der Freundschaftsdiskurs - und hierin liegt wohl sein wesentlicher Wettbewerbnachteil - kann auf eine entsprechende eigene geschlechterdifferenzierte Sinntradition *nicht* zurückgreifen und tritt daher als Codierung intimer Kommunikation zurück.

Wie sieht diese Entwicklung im Einzelnen aus? Es zeigt sich, dass die Bearbeitungen der drei genannten Problemebenen sich gegenseitig durchdringen und ergänzen. Dies gilt zunächst für die Zumutung, handelnd den anderen in seiner Individualität zu bestätigen. Luhmann verweist hier als möglichen Ausweg beispielhaft auf die Möglichkeit der ‚Augensprache‘ als (imaginäre) Form der Kommunikation bei weitgehendem Verzicht auf Kommunikation. Auf einer stärker an der Schreibkultur der Epoche ansetzenden Ebene geben die literarisch bearbeiteten Tagebücher der Elisa von der Recke ein eindrucksvolles Beispiel davon, dass auch das minutiöse Niederschreiben von individueller Erfahrung ohne realen Kommunikationspartner ein Festhalten am Ideal der glückenden individuellen Bestätigung zumindest begünstigen kann.<sup>480</sup> Gerade real erfahrene Verweigerung

---

<sup>480</sup> Der (empirisch nicht überprüfte) lebensweltliche Eindruck, dass auch heute noch insbesondere

von intimer Kommunikation wird dann unter Ausnutzung des Mediums der Schrift „kommuniziert“ und somit als Bedürfnis aufrecht erhalten.<sup>481</sup> Prinzipiell sind diese Formen der Kommunikation aber auch im Freundschaftsdiskurs denkbar.

Sozialgeschichtlich wirkungsvoller könnte jedoch ein anderer Lösungsansatz gewesen sein, nämlich die geschlechtsspezifische Modifikation dieses Problems durch die Verschiebung seiner Lasten zuungunsten der Frau. Auf diese Weise entschärft sich die Lage zumindest für (Ehe)-Männer im Allgemeinen und dementsprechend ist eine starke Parteinahme für die Liebesehe in der männlich dominierten Literatur der Zeit zu finden. Dass Liebesbeziehungen in dem Moment problematisch werden, in dem diese einseitige Lastenverteilung nicht mehr akzeptiert wird, spricht dafür, dass hierin ein wichtiger Grund für die Durchsetzung des traditionellen Liebesdiskurses zu sehen ist.

Hieran sind zwei weitere Fragen anzuknüpfen: Warum gelingt es dem Freundschaftsdiskurs des 18. Jahrhunderts nicht in gleicher Weise, eine solche geschlechtsspezifische Differenzierung vorzunehmen? Und: Wie können Frauen dazu ermutigt werden, trotz der sie besonders belastenden Einseitigkeit weiterhin liebend zu kommunizieren?

Die Beantwortung der ersten Frage wurde bereits angedeutet und muss diskursinterne und diskursumweltbezogene Umstände berücksichtigen. Diskursintern kann der Liebesdiskurs auf der bereits vor der Empfindsamkeit verbreiteten Idee aufbauen, dass Männer und Frauen nicht in gleicher Weise lieben. Dies gilt genauso für die traditionelle Idee der Unterwerfung und Hingabe aus Liebe. Der Freundschaftsdiskurs hat, weil er auch und primär gleichgeschlechtliche Beziehungen codiert, hier weniger semantisches Anknüpfungspotential. Gravierend ist dieser Mangel, wenn man die soziale Umwelt betrachtet, in der sich die beiden Diskurse behaupten wollen, insbesondere die patriarchale Institution der bürgerlichen Ehe. Denn hier ermöglicht die geschlechterdifferenzierte Tradition der Liebessemantik die Anpassung an die Anthropologie der Ehediskurse der Zeit und wird von dieser Anthropologie zugleich verstärkt. Die in dieser Arbeit vorgenommenen Analysen von Eheratgebern und anthropologischen Schriften zeigen, wie das Moment der männlichen Eneherrschaft Teil des Liebesdiskurses werden kann und umgekehrt. Um eine entsprechende Unterordnung der Frau unter den Mann im Rahmen des Freundschaftsdiskurses zu codieren, hätte dieser zwischen „Frauenfreundschaft“ zu Frauen (eher egalitär) und zu Männern (unterordnend) und „Männerfreund-

---

Frauen Tagebuch schreiben, scheint diese Möglichkeit zu bestätigen.

<sup>481</sup> Interessant wäre in diesem Zusammenhang auch eine weiterführende Untersuchung der Formen intimer Kommunikation ohne realen Kommunikationspartner in den neuen Medien, etwas in Form von privaten Homepages im World Wide Web. Auch hier wird traditionell Intimes (z.B. Urlaubsfotos etc.), meist ohne dass real Kommunikation stattfindet, präsentiert. Die traditionelle Unterscheidung von privater und öffentlicher Kommunikation als hier nicht mehr angemessen.

schaft“ zu Männern (eher egalitär) und zu Frauen (dominierend) unterscheiden müssen.<sup>482</sup> Dafür scheint die Semantik der Freundschaft aber nicht komplex genug gewesen zu sein. Es zeigt sich also, dass der Liebesdiskurs sich der Ehe als etablierte soziale Institution zu seiner Ausbreitung bedienen kann. Der Freundschaftsdiskurs hingegen tritt zurück, weil geschlechtsspezifisch nicht ausreichend differenziert und damit nicht anschlussfähig.

Zu beantworten bleibt nun noch die Frage, wie der Liebesdiskurs das Folgeproblem seiner nur aus männlicher Sicht vorteilhaften Anbindung an die patriarchale Institution der Ehe bearbeitet. Auch diese Fragestellung kann differenziert werden. Einerseits lässt sie sich auf das „abstrakte“ Problem des traditionellen Herrschaftsanspruch des Mannes in der Ehe beziehen, andererseits auf all jene Handlungsweisen, die aus subjektiver Sicht zwar nicht als Herrschaftsausübung, dafür aber als Lieblosigkeit des Ehemannes gedeutet werden können.

Wie Eheherrschaft und Liebe plausibel zusammenzudenken sind, zeigen exemplarisch die hier untersuchten Ehemodelle und Anthropologien von Kant bis Kotzebue. Ihnen gemeinsam ist die Überzeugung, dass eine Handlung, die traditionell als Ausdruck von Herrschaftsausübung oder Unterwerfung gedeutet wurde, zugleich auch als Ausdruck spezifisch männlicher oder weiblicher Liebe gedeutet werden kann, ohne dabei aber ihre traditionelle Bedeutung ganz zu verlieren. So sind beide Seiten bestätigt. Man kann hier also von einer geschlechtsspezifisch differenzierten *Doppelcodierung* von Handlungsbedeutungen und Gefühlsausdruck sprechen.

Die Möglichkeit der Doppelcodierung erlaubt jedoch nicht nur, den männlichen Eheherrschaftsanspruch mit dem egalitären Moment der Liebe zusammenzudenken; sie erweist sich als prinzipiell anwendbar auf jedes Verhalten, das bei „geschlechtsneutraler“ Deutung als lieblos erscheinen könnte. Es muss nur gelingen, die Idee, dass ‚etwas etwas anderes bedeutet‘, je nachdem, ob es sich um das Verhalten eines Mannes oder einer Frau handelt, auf liebesrelevantes Verhalten anzuwenden. Hier sind in den Texten der Zeit vielfältige Varianten zu entdecken. An eine besonders weitreichende soll hier abschließend noch einmal erinnert werden: Es existiert in gesteigerter intimer Kommunikation ein grundsätzliches kognitionsbezogenes Problem, weil Ego dazu neigt, eigenes Handeln vorzugsweise durch Situationsmerkmale bedingt anzusehen (also external zu attribuieren), dieses Handeln von Alter jedoch auf Egos Charakter zu-

---

<sup>482</sup> Was nicht damit zu verwechseln ist, dass man heute von je unterschiedlichen Arten von Männerfreundschaften und Frauenfreundschaften spricht, denn entsprechende Verhaltensweisen gelten bei Mann-Frau-Freundschaften gerade als problematisch.

rückgeführt (also internal gedeutet) wird und somit in Konflikt zu Alters Erwartung treten kann, von Ego handelnd bestätigt zu werden. Die Erzählung *Das mißlungene Opfer* von Therese Huber zeigt, dass der Liebesdiskurs hier eine geschlechtsspezifische Variante dieses ansonsten typischen Attributsstiles propagiert, welche die Zuordnung von Handlungen auf den Charakter bezüglich des Mannes verhindert. Das (ansonsten als Vernachlässigung der Frau zu deutende) Verhalten Grünaus (viel Arbeit, danach Entspannung außer Haus) wird dann external oder internal stabil attribuiert und muss insofern nicht als mangelnde Bestätigungsbereitschaft seinerseits gedeutet werden. Ähnlich verfährt Nicolai in seiner Wertherparodie. Durch diese Form der Doppelcodierung von Handlungsbedeutungen gelingt es der Liebessemantik nicht nur, geschlechtsspezifisches Rollenverhalten zu legitimieren. Vielmehr ist es auch möglich, sich einer zunehmend geschlechtsspezifischen bürgerlichen Arbeitswelt anzupassen und diese zu unterstützen.

## 8 Zusammenfassung

Abschließend werden nun die Hauptergebnisse der Arbeit zusammengefasst und einige weiterführende Fragestellungen aufgezeigt.

Unsere Kultur beinhaltet zahlreiche Vorstellungen darüber, welche Probleme in Liebesbeziehungen auftreten können, welche Ursachen diese Probleme haben und wie mit ihnen umzugehen sei. Dominiert wurden diese Vorstellungen in der Literatur zwischen Empfindsamkeit und Romantik bekanntermaßen durch einige wenige epochenübergreifende Motive: Untreue, der Gegensatz von gesellschaftlicher oder moralischer Pflicht und Neigung, der Tod des anderen, einseitige und verhinderte Liebe bildeten die immer wiederkehrenden Konfliktursachen der meisten Liebesgeschichten. Dabei floss die Geschlechterdifferenz in die Darstellungen zwar stets mit ein, wurde aber in der Regel als solche nicht reflektiert. Die in der Arbeit untersuchten Texte zeigen nun, dass neben diesen typischen Liebesgeschichten auch eine bisher kaum beachtete Ideentradition besteht, die Liebeskonflikte explizit unter dem Aspekt der Geschlechterdifferenz beschreibt und dieser Differenz eine grundlegende Bedeutung beimisst. Dabei konnte für die fünf in dieser Arbeit ausgewählten Konfliktfelder Folgendes festgestellt werden:

### *Egalitäre Liebe versus männliche Eneherrschaft*

Ein breit diskutiertes Konfliktfeld betrifft das Verhältnis von egalitärer Liebe und männlicher Eneherrschaft. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts setzt sich in Deutschland die Idee der Liebesehe durch, wobei Liebe oftmals ausdrücklich im Gegensatz zu jeglicher Form von traditioneller Herrschaft zwischen den Geschlechtern begriffen wird. Sozial gedeckt muss sie in die Ehe führen. Dort wird aber nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch bis ins 20. Jahrhundert hinein an der Herrschaft des Mannes über die Frau festgehalten. Wie reflektiert sich dieser Gegensatz um 1800?

Ich habe in meiner Arbeit unter dieser Perspektive eine Reihe von literarischen, philosophischen und populärpädagogischen Texten untersucht, die einen ersten Eindruck der eher theoretisch-normativen Diskurse dieser Zeit geben. Die Autoren sind Gellert, Kant, Fichte, Hegel und Campe. Dem stelle ich ein populäres Lustspiel von August von Kotzebue und einen autobiographischen Text – die *Jugenderinnerungen* von Elisa von der Recke – gegenüber. Diese Texte ermöglichen es, der theoretischen eine eher alltagsorientierte Sichtweise des Problems zur Seite zu stellen.

Für die philosophisch-pädagogischen Schriften lässt sich Folgendes erkennen: Erstens wird der Widerspruch zwischen egalitärer Liebe und männlicher Eneherrschaft, entsprechend einer Grundkategorie der Zeit, vorwiegend entlang der Diffe-

renz Vernunft – Natur bearbeitet. Aufgeboten werden unterschiedliche Varianten einer geschlechterdifferenzierten Anthropologie, die sich teilweise direkt widersprechen (zum Beispiel bei Kant und Fichte).

Zweitens wird an die Vernunft und Klugheit appelliert. Dies geschieht ebenfalls widersprüchlich, nämlich entweder in konsensorientierter (Gellert) oder aber manipulativer Ausrichtung (Kant und Campe). Eine allgemein getragene argumentative Problemlösung ist nicht zu erkennen, verbindendes Element ist jedoch die vermittelnde Funktion: Liebe und Herrschaft werden für kompatibel erklärt.

Demgegenüber beinhalten die Texte von Kotzebue und Elisa von der Recke auch eine andere Diskursform. Bei Kotzebue zeichnet sich momenthaft das Bild einer durchaus emanzipierten Frau ab, deren Verhalten zu den vorherrschenden weiblichen Normen des literaturwissenschaftlichen Kanons nicht recht passen will. Hier könnten sich - dem wäre aber erst genauer nachzugehen - Tendenzunterschiede zwischen der sogenannten hohen und der Unterhaltungsliteratur der Zeit abzeichnen.

Während bei Kotzebue die Eheherrschaft aber letztlich affirmiert wird, zeichnet Elisa von der Recke in ihren *Jugenderinnerungen* anhand dreier Frauengenerationen das Bild einer Lebenswelt, für die das Spannungsverhältnis von Liebe und Patriarchat sowohl identitätsstiftend als auch kaum überbrückbar erscheint. Die zahlreichen Klugheitsratschläge der Zeit bedeuten letztendlich für die Frau, nicht aber für den Mann, einen Verzicht auf die 'wahre' gegenseitige Liebe.

#### *Gemeinsame Weltsicht versus Zunahme der Individualität*

Zu diesem Konfliktfeld untersuchte ich exemplarisch die Erzählung *Der Sandmann* von E.T.A. Hoffmann. Hoffmanns Text erweist sich in dieser Perspektive als eine differenzierte Satire genau dieser Problematik und verschiedener Strategien, unter patriarchalen Bedingungen mit ihr umzugehen.

Der Autor illustriert an der Figur Nathanaels ein Extrem an mangelnder Anpassungsleistung und der Neigung zur Projektion gewünschter Eigenschaften auf die Geliebte zur Vermeidung eigener Veränderung. Er weist dies deutlich als ein geschlechtsspezifisches Verhaltensschema aus. Dem korrespondieren auf je unterschiedliche Weise die weiblichen Figuren der Erzählung. Dabei wird an der Figur Olimpias vorgeführt, wie absurd sich eine patriarchal verordnete Bestätigung darstellt. Hoffmann erkennt damit das soziale Bestätigungsproblem gesteigerter Individualität als ein allgemein bürgerliches, führt das Scheitern der Lösung dieses Problems in der patriarchalen Liebesbeziehung vor und verweist so bereits auf eine

wesentliche Ursache der heutigen Krise traditioneller Beziehungsmuster.

### *Geschlechterstereotypen versus Wahrnehmung von Individualität*

Der Liebesdiskurs des 18. Jahrhunderts fordert seit der Empfindsamkeit die genaue Kenntnis der Individualität des Geliebten als Voraussetzung wahrer Liebe. Zugleich jedoch bewegen sich Liebende in einem Umfeld, das den sozialen Umgang über stereotype Geschlechterbilder strukturiert, die eine Wahrnehmung des anderen als Individuum gerade verstellen können.

Inwieweit wird dies im 18. Jahrhundert als Problem wahrgenommen und verarbeitet? Hier zeigt meine Arbeit, unter anderem anhand des frühempfindsamen Briefwechsels zwischen Meta Moller und Friedrich Gottlieb Klopstock, exemplarisch Folgendes: Klopstock, der als Inbegriff des empfindsamen Dichters gilt, zeigt zumindest in den Briefen an seine spätere Frau kein Bewusstsein dieser Problematik. Er bleibt in seiner Kommunikation bei einer vorempfindsamen Konfliktwahrnehmung stehen. Moller hingegen bringt die Bilderproduktion der Geschlechterdifferenz als störenden Faktor der Annäherung deutlich zur Sprache. Sie befürchtet, Klopstock könne sich ein durch Weiblichkeitsentwürfe entstelltes Bild von ihr machen, er könne sie als Muse funktionalisieren und/oder sei an ihren ernsthaften Seiten – sie ist ‚ja nur eine Frau‘ – nicht interessiert. Darüber hinaus konfrontiert sie Klopstock in sarkastisch-ironischem Ton mit seinem Fehlverhalten.

Insofern ist die These Ulrike Prokops, Meta Moller setze – typisch für Frauen ihrer Generation – Selbstverleugnung und narzisstische Identifikation an die Stelle aktiver Auseinandersetzung, kritisch zu ergänzen.

### *„Schale Alltäglichkeit“ versus „Die große Liebe“*

Ehen werden, um es mit Luhmann zu pointieren, im Himmel geschlossen und im Auto geschieden. Das Ideal der Liebesehe stellt an die Gatten Anforderungen an Aufmerksamkeit und Zuwendung, die in einem durch Geschlechterrollen differenzierten gemeinsamen Alltag schwer zu erfüllen sind.

Viele der untersuchten Texte dieser Arbeit verweisen auf dieses Problem. Eine der dichtesten Auseinandersetzungen damit findet sich jedoch in der Erzählung *Das mißlungene Opfer* von Therese Huber: Huber legt hier eine vielschichtige Reflexion über Liebes- und Eheprobleme vor, die durch Bezüge zu Goethes *Werther* stereotype Leseerwartungen des Publikums (Pflicht versus Neigung) herausfordert. Diese Leseerwartungen konfrontiert sie dann mit der Darstellung der geschlechterdifferenzierten Arbeitsteilung in der bürgerlichen Ehe. Zugleich dokumentiert sie verschiedene weibliche Attributionsmuster, die den Alltag männlicher Lieblosigkeit entschuldigen. Der Text chan-

giert dabei zwischen Alltagsdarstellung und bis ins surreal-komische getriebenen Situationen kommunikativer Entfremdung, überlässt es aber der Leserin, eigene Erfahrungen und Sehnsüchte im Text bestätigt oder hinterfragt zu finden.

#### *Weibliche Pflichterfüllung versus Bedürfnis nach individuellem Glück*

Die Idee der Liebesehe ist an die Freiwilligkeit der Partnerwahl und eines glücklichen Zusammenlebens gebunden. Sozialgeschichtlich betrachtet wurden Ehen aber um 1800 bekanntermaßen häufig gegen den Willen der Frau geschlossen; und sie verliefen für diese häufig nicht glücklich.

Eine bislang kaum zur Kenntnis genommene umfangreiche Darstellung der Lage und Emanzipation einer Frau in einer solchen unglücklichen Zwangsehe sind die *Eheerinnerungen* Elisa von der Reckes. Der Text ist, wie sich zeigen lässt, entgegen der Überzeugung seines Herausgebers, keine Sammlung von Briefen, sondern eine literarische Bearbeitung und Ergänzung der Tagebücher der Autorin.

Die Autorin legt hier eine ungewöhnlich realitätsnahe und die Grenzen des intim-schicklichen überschreitende Milieustudie vor, in deren Zentrum der bedrückende Ehealltag einer jungen Frau steht. Sozialisiert ist sie in einer Umwelt, in der ländlich-patriarchale, galante und empfindsame Ehe- und Liebesdiskurse aufeinander prallen. Ihre Ehegeschichte erweist sich so als eine psychologische Dokumentation kognitiver Dissonanzen, verdrängter Bedürfnisse, psychosomatischer Symptome, Rationalisierungen und der Instrumentalisierungen von Sexualität im Ehealltag.

Interessant ist dieser Text auch hinsichtlich der Frage nach der Freiheit von Subjekten gegenüber den sie formenden Diskursen. Er zeigt beispielhaft, wie eine Frau mit Bruchstücken des empfindsamen Liebesdiskurses und des autoritären Ehe- und Pflichtdiskurses für sich selbst eine individuelle Ehe- und Liebeskonzeption entwickelt und auf dieser Grundlage ihre Vorstellung eines ‚richtigen Lebens‘ gegen die Überzeugungen ihres gesamten sozialen Umfeldes durchsetzt.

#### *Weiterführende Fragestellungen*

Ich möchte nun abschließend einige weiterführende Fragestellungen andeuten, die durch die Ergebnisse meiner Arbeit nahegelegt werden.

Erstens: Die Interpretation von Hoffmanns *Sandmann* zeigt, dass auch klassische Texte unter der hier dargestellten Perspektive neue Facetten erkennen lassen. An dieser Stelle bietet sich etwa eine Betrachtung der Frühromantik an, zum Beispiel unter der Perspektive, ob die Unterscheidung männlich/weiblich in Bezug auf Liebeskonflikte dort eine wesentlich andere ist, als in der Zeit ansonsten üblich. Zudem legen die Werke von Therese Huber und Elisa von der Recke nahe, weitere bisher weitgehend unbekannte

Texte zur Analyse historischer Liebeskonfliktdiskurse heranzuziehen. Ähnliches ergibt sich aus Kotzebues Lustspiel für den Bereich der sogenannten populären Literatur.

Zweitens: Die Texte von Huber und Elisa von der Recke werfen die Frage auf, wie Liebeskonflikte aus der Perspektive von Müttern und Vätern wahrgenommen werden. Die Untersuchung beider Texte legt hier erste Spuren, deren Weiterverfolgung fruchtbar sein könnte.

Drittens: Es ist auffällig, dass keiner der untersuchten Texte eine wirkliche Alternative zum modernen Liebesdiskurs andeutet, außer in Form eines Rückzugs auf vorempfindsame Liebesideen oder Freundschaften. Hier schließt sich die auf die Zukunft gerichtete Frage an: Wo im modernen Liebesdiskurs ist – um es mit Foucault zu formulieren – die Gegenmacht zu finden? Oder verschwindet dieser Diskurs allmählich und einer liebenden Annäherung wird in einigen Generationen so begegnet, wie dies die emanzipierte Elisa von der Recke gegenüber den linkischen Annäherungen ihres Gatten getan hat: mit

„kaltem Ernste, aber ohne Zeichen des Unwillens:

‘Unter uns, mein Theurer, sind solche Tändeleien überflüssig’.“

## 9 Literaturverzeichnis

### 9.1 Quellen

- Allgemeines Landrecht der Preußischen Staaten von 1794*. Textausgabe. Frankfurt am Main und Berlin 1970.
- Bahrdt, Carl Friedrich. *Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale*. Teil 1 und 2. Hg. v. Günther Mühlpfordt. Stuttgart u.a. 1983.
- Bahrdt, Carl Friedrich. *Handbuch der Moral für den Bürgerstand*. [Tübingen 1789]. Nachdruck. Frankfurt am Main 1972.
- Bendavid, L. *Und er soll dein Herr sein*. In: Berlinische Monatsschrift. Band 28. o.O. 1796.
- Boie, Heinrich Christian; Luise Mejer. *Ich war wohl klug, daß ich dich fand. Heinrich Christian Boies Briefwechsel mit Luise Mejer. 1777 - 1785*. Hg. v. Ilse Schreiber. München 1980.
- Brunier, Ludwig. *Elisa von der Recke*. Bremen 1873.
- [Bürger] Reinhard, Karl (Hg.). *Gottfried August Bürger's Ehestandsgeschichte*. Berlin, Leipzig 1812.
- [Bürger] Kinder, Hermann (Hg.). *Bürgers Liebe. Dokumente zu Elise Hahns und G.A. Bürgers unglücklichem Versuch, eine Ehe zu führen*. Frankfurt am Main 1981.
- Campe, Joachim Heinrich. *Väterlicher Rath für meine Tochter*. [1789]. Sämtliche Kinder- und Jugendschriften. Band 36. Braunschweig 1829.
- Conversations-Lexicon oder Handwörterbuch für die gebildeten Stände*. Band 3. Leipzig u.a. 1813.
- Ebeling, Friedrich W. *Gottfried August Bürger und Elisa Hahn. Ein Ehe-, Kunst- und Literaturleben*. Leipzig 1868.
- Elisa von der Recke, *Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendjahren*, Werke in 2 Bänden, (Hg.) Paul Rachel, Band 1, 2. Aufl., Leipzig 1902.
- Elisa von der Recke. *Tagebücher und Selbstzeugnisse*. Hg. v. Christine Träger. Leipzig 1984.

- Erasmus von Rotterdam. *Colloquien*. [1522]. Ausgewählte Schriften. Hg. v. Werner Welzig. 8 Bände. Band 6. Darmstadt 1967.
- Fichte, Johann Gottlieb. *Fichtes Briefe*. Hg. v. Ernst Bergmann. Leipzig 1919.
- Fichte, Johann Gottlieb. *Grundlagen des Naturrechts nach den Prinzipien der Wissenschaftslehre* [Berlin 1796]. Fichtes Werke. Hg. v. Immanuel Hermann Fichte. Band 3. Berlin 1971.
- Gellert, Christian Fürchtegott. *Das Loos in der Lotterie*. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen (1746). In: C. F. Gellert, Lustspiele. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1747, Stuttgart 1966.
- Gellert, Christian Fürchtegott. *Die Betschwester. Ein Lustspiel in drey Aufzügen*. In: C. F. Gellert. Lustspiele. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1747. Stuttgart 1966.
- Gellert, Christian Fürchtegott. *Leben der schwedischen Gräfin von G\*\*\**. [1747/48]. Gesammelte Schriften. Hg. v. Bernd Witte. Band 4. Berlin und New York 1989.
- Goethe, Johann Wolfgang von. *Der Triumph der Empfindsamkeit*. Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Hg. v. Karl Richter. Band 2.1. München und Wien 1986.
- Goethe, Johann Wolfgang von. *Dichtung und Wahrheit*. Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Band 9. München 1981.
- Goethe, Johann Wolfgang von. *Die Leiden des jungen Werther*. Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Band 6. München 1981.
- Goethe, Johann Wolfgang. *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*. Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Hg. v. Karl Richter. Band 19. München und Wien 1986.
- Goethe, Johann Wolfgang. *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Band 7. München 1981.
- Hartmann, David. [Brief an Lavater vom 22.2.1775]. In: W. Lang. Von und aus Schwaben. Heft 7. G. D. Hartmann, ein Lebensbild aus der Sturm- und Drangzeit. o.O. 1890. 109 [auch Goethejahrbuch 1888. 132].
- Hegel, Georg Friedrich Wilhelm. *Briefe von und an Hegel*. Hg. v. J. Hoffmeister. Band 1. Hamburg 1952.
- Hegel, Georg Friedrich Wilhelm. [Entwürfe über Religion und Liebe]. Werke in 20 Bän-

- den. Band 1. Frühe Werke. Frankfurt am Main 1971.
- Hegel, Georg Friedrich Wilhelm. *Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse*. Mit Hegels eigenhändigen Notizen und mündlichen Zusätzen. Werke in 20 Bänden. Band 7. Frankfurt am Main 1970.
- Hegel, Georg Friedrich Wilhelm. *Phänomenologie des Geistes*. Werke in 20 Bänden. Band 3. Frankfurt am Main 1986.
- Hegel, Georg Friedrich Wilhelm. [*Über Lessings Briefwechsel mit seiner Frau*]. Werke in 20 Bänden. Band 1. Frühe Schriften. Frankfurt am Main 1971.
- Hermes, Johann Timotheus. *Geschichte der Miß Fanny Wilkes so gut als aus dem Englischen übersetzt*. Leipzig 1765. Nachdruck Frankfurt am Main 1970.
- Herz, Henriette. *Ihr Leben und ihre Erinnerungen*. Hg. v. J. Fürst. Nachdruck der Originalausgabe von 1850. Leipzig 1977.
- Heumann, Christoph August. *Der politische Philosophus. Das ist vernunftmäßige Anweisung zur Klugheit im gemeinen Leben*. 3. Auflage. Frankfurt am Main u.a. 1724.
- Hippel, Theodor Gottlieb von. *Über die Ehe*. [1796]. Selb 1976.
- Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus. *Der Sandmann. Nachtstücke*. Sämtliche Werke. Hg. v. Wulf Segebrecht und Hartmut Steinecke. Band 3. Frankfurt am Main 1985.
- Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus. *Tagebücher*. Nach der Ausgabe Hans von Müllers mit Erläuterungen. Hg. v. Friedrich Schnapp. Darmstadt 1971.
- Huber, Therese. *Das mißlungene Opfer*. Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801. Tübingen 1800.
- Huber, Therese. *Eine Ehestandsgeschichte*. [1804]. Erzählungen von Therese Huber. Hg. v. Victor Aime Huber. 6 Bände. Band 2. Leipzig 1830 - 1834.
- Huber, Therese. *Romane und Erzählungen*. (Hg.) Magdalena Heuser. Band 1 - 12, [bisher: Band 1 - 4]. Hildesheim 1989ff.
- Huber, Therese. *Die reinste Freiheitsliebe, die reinste Männerliebe. Ein Lebensbild in Briefen und Erzählungen zwischen Aufklärung und Romantik*. Hg. v. Andrea Hahn. Berlin 1989.
- Huber, Therese. *Kann eine Romandichterin Männer schildern und ist ein Mann zum*

- Romanhelden zu brauchen?* [In: Morgenblatt für die gebildeten Stände. Tübingen. Jg. 17. 1823. Nr. 1, 2, 4 - 9]. In: Andrea Hahn (Hg.). Therese Huber. Die reinste Freiheitsliebe, die reinste Männerliebe. Ein Lebensbild in Briefen und Erzählungen zwischen Aufklärung und Romantik. Berlin 1989.
- Huber, Therese; Karoline Pichler. *Schriftstellerinnen und Schwesterseelen. Der Briefwechsel zwischen Therese Huber (1764 - 1829) und Karoline Pichler (1769 - 1843)*. Hg. v. Brigitte Leuschner. Marburg 1995.
- Humboldt, Wilhelm von. *Tagebücher*. Hg. v. Albert Leizmann. Band 1. Berlin 1916. Nachdruck. Berlin 1968.
- Immermann, Karl Leberecht. *Briefe*. Textkritische und kommentierte Ausgabe in 3 Bänden. Hg. v. Peter Hasubek. Band 2. 1832 - 40. München und Wien 1978.
- Jean Paul, *Der dritte Adam oder der zweite Pygmalion*. Jean Pauls Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Erste Abteilung. Band 1. Weimar 1927.
- Jean Paul. *Trümmer eines Ehespiegels*. Herbst-Blumine. Jean Pauls Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Erste Abteilung. Band 17. Weimar 1942.
- Kant, Immanuel. *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. [1798]. Werke in sechs Bänden. Hg. v. Wilhelm Weischedel. Band 6. Darmstadt 1964.
- Karschin, Anna Louisa. *Gedichte von Anna Louisa Karschin*. Hg. v. E. L. von Klenke. [1792]. Berlin 1797.
- Kestner, Johann Christian. [*Konzept eines Briefes an seinen Freund Hennings vom Herbst 1772*]. In: A. Kestner (Hg.). Goethe und Werther. Stuttgart u.a. 1854.
- Kleist, Heinrich von. *Briefe und Werke in vier Bänden*. Hg. v. Siegfried Streller u.a. Berlin, Weimar 1978.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb. *Werke und Briefe*. Historisch-kritische Ausgabe. Briefe. Band 2. Hg. v. Rainer Schmidt. Berlin und New York 1985.
- Klopstock, Meta, geborene Moller. *Briefwechsel mit Klopstock, ihren Verwandten und Freunden*. Hg. v. Hermann Tiemann. 3 Bände. Hamburg 1956.
- Knigge, Adolph Freiherr von. *Über den Umgang mit Menschen* [1788]. Eingeleitet von Max Rychner. Bremen 1964.
- Kotzebue, August von. *Der weibliche Jakobiner-Club. Ein politisches Lustspiel in einem Aufzug*. [1791]. Schauspiele. Band 5. Leipzig 1797.

- Lang, W.G.D. *Hartmann, ein Lebensbild aus der Sturm- und Drangzeit. Von und aus Schwaben.* Heft 7. o.O. 1890.
- LaRoche, Sophie von. *Geschichte des Fräuleins von Sternheim.* Hg. v. Barbara von Becker-Cantanio. Stuttgart 1994.
- LaRoche, Sophie von. *Briefe an Lina als Mädchen. Ein Buch für junge Frauenzimmer, die ihr Herz und ihren Verstand bilden wollen.* Band 1. 3. Auflage. Leipzig 1797.
- LaRoche, Sophie von. *Ich bin mehr Herz als Kopf. Sophie von LaRoche. Ein Lebensbild in Briefen.* Hg. v. Michael Maurer. München 1985.
- LaRochefoucault, François de. *Réflexions ou sentences et maximes morales.* Paris 1827.
- Lewald, Fanny. *Meine Lebensgeschichte* [1861/62]. Hg. v. Ulrike Helmer. 3 Bände. Frankfurt am Main 1988.
- [Manso, Johann Kaspar Friedrich]. *Die Kunst zu lieben. Ein Lehrgedicht in drei Büchern.* [anonym erschienen]. Berlin 1794.
- Mozart, Wolfgang Amadeus. *Die Zauberflöte. Texte, Materialien, Kommentare.* Hg. v. Attila Csampai und Dietmar Holland. Reinbeck bei Hamburg 1982.
- Müller, Otto: *Bürger. Ein deutsches Dichterleben.* 2. Auflage. Frankfurt am Main 1848.
- [Nicolai, Friedrich]. *Freuden des jungen Werthers/Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch.* [Berlin 1775]. Klaus R. Scherpe. *Werther und Wertherwirkung. Zum Syndrom bürgerlicher Gesellschaftsordnung im 18. Jahrhundert. Anhang vier Wertherschriften aus dem Jahre 1775 in Faksimile.* Bad Homburg u.a. 1970.
- Pockels, Carl F. *Der Mann. Ein anthropologisches Charaktergemälde seines Geschlechtes. Ein Gegenstück zu der Charakteristik des weiblichen Geschlechtes.* 4 Bände. Hannover 1806.
- Pöschke, Karl Ludwig. *Vorbereitung zu einem populären Naturrechte.* Königsberg 1795.
- Recke, Elisa von der, *Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendjahren.* Werke in 2 Bänden. Hg. v. Paul Rachel. Auflage. Leipzig 1902.
- Schiller, Friedrich. *Schillers Briefe 1803 - 1805. Werke. Nationalausgabe.* Hg. v. Norbert Oellers und Siegfried Seidel. Band 32. Weimar 1984.
- Schiller, Friedrich. *Xenien Nr. 347. Musenalmanach für das Jahr 1797. Werke. National-*

- ausgabe*. Hg. v. Julius Peterson und Gerhard Fricke. Band 1. Weimar 1943.
- Schlegel, Friedrich. *Lucinde*. [Berlin 1799]. Stuttgart 1975.
- Sprickmann, Anton Matthias. *Selbstbiographie*. Reihe Deutsche Selbstzeugnisse. Band 9. Empfindsamkeit, Sturm und Drang. (Hg.) Marianne Beyer. Leipzig 1936.
- Uden, Karl Friedrich. *Über die Erziehung der Töchter des Mittelstandes*. Stendal 1783.
- Wallenrodt, Johanna Isabella Elionore von. *Das Leben der Frau von Wallenrodt in Briefen an einen Freund. Ein Beitrag zur Seelenkunde und Weltkenntniß*. Band 1. Leipzig u.a. 1797.
- [Wieland, Christoph Martin. *Brief an Sophie Gutermann Ende Juli 1751*]. Michael Maurer (Hg.). Ich bin mehr Herz als Kopf. Sophie von LaRoche. Ein Lebensbild in Briefen. München 1985.

## 9.2 Sekundärliteratur

- Baecker, D. *Die Unterscheidung zwischen Bewußtsein und Kommunikation*. In: W. Krohn; G. Küppers (Hg.). *Emergenz. Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung*. Frankfurt am Main 1992. 217 - 268.
- Baraldi, Claudio u.a. (Hg.). *GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme*. Frankfurt am Main 1999.
- Baucom, D. H.; S. L. Sayers; A. Duhe. *Attributional Style and Attributional Patterns Among Married Couples*. In: *Journal of Personality and Social Psychology*. 1989. Band 56. Nr. 4. 596 - 607.
- Beck, Aaron T. *Liebe ist nie genug. Mißverständnisse überwinden. Konflikte lösen Beziehungsprobleme entschärfen*. Köln 1994.
- Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth. *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt am Main 1990.
- Becker-Cantarino, Barbara. *Leben als Text. Briefe als Ausdrucks- und Verständigungsmittel in der Briefkultur und Literatur des 18. Jahrhunderts*. In: Hiltrud Gnüg; Renate Möhrmann (Hg.). *Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Stuttgart 1985. 83 - 193.
- Benhabib, Seyla. *Hegel, die Frauen und die Ironie*. In: Seyla Benhabib. *Selbst im Kontext. Kommunikative Ethik im Spannungsfeld von Feminismus, Kommunitarismus und Postmoderne*. Frankfurt am Main 1995. 258 - 276.
- Benjamin, Jessica. *Die Fesseln der Liebe*. Frankfurt am Main 1990.
- Benjamin, Jessica. *Phantasie und Geschlecht. Studien über Idealisierung, Anerkennung und Differenz*. Frankfurt am Main 1993.
- Berger, P.; H. Kellner. *Marriage and the Konstruktion of Reality*. In: H. Dreitzel (Hg.). *Recent Sociology*. Nr. 2. New York 1970. 50 - 72.
- Berger, Renate. *Metamorphose und Mortifikation. Die Puppe*. In: Renate Berger; Inge Stephan (Hg.). *Weiblichkeit und Tod in der Literatur*. Köln u.a. 1987. 265 - 290.
- Bette, K.-H.. *Wo ist der Körper?* In: D. Baecker; J. Markowitz; R. Stichweh u.a. (Hg.): *Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag*. Frankfurt am Main 1987. 600 - 628.

- Bobsin, Julia. *Von der Werther-Krise zur Lucinde-Liebe. Studien zur Liebessemantik in der deutschen Erzählliteratur 1770 - 1800.* Tübingen 1994.
- Bohrer, Karl Heinz. *Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität.* München u.a. 1987.
- Boothe, Brigitte. *Der Patient als Erzähler in der Psychoanalyse. Mit zahlreichen Abbildungen.* Göttingen und Zürich 1994.
- Borchmeyer, Dieter. *Weimar im Zeitalter der Revolution und der Napoleonischen Kriege. Aspekte bürgerlicher Klassik.* In: Viktor Zmegac (Hg.). *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Band I/2.* Königstein/Ts. 1984.
- Brandes, Helga. *Der Wandel des Frauenbildes zwischen Aufklärung und Romantik.* In: *Zwischen Aufklärung und Restauration.* Festschrift für Wolfgang Martens. Tübingen 1989.
- Braun, Christina von. *Gender, Geschlecht und Geschichte.* In: Christina von Braun und Inge Stephan (Hg.). *Gender Studien. Eine Einführung.* Stuttgart u.a. 2000. 16 - 57.
- Braun, Christina von; Stephan, Inge (Hg.). *Gender Studien. Eine Einführung.* Stuttgart u.a. 2000.
- Bronfen, Elisabeth. *Die schöne Leiche. Weiblicher Tod als motivische Konstante von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die Moderne.* In: Renate Berger und Inge Stephan (Hg.). *Weiblichkeit und Tod in der Literatur.* Köln und Wien 1987.
- Butler, Judith. *Das Unbehagen der Geschlechter. Gender Studies.* Frankfurt am Main 1991.
- Chodorow, Nancy. *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter.* München 1985.
- Daniel, Claus. *Hegel verstehen. Eine Einführung in sein Denken.* Frankfurt am Main. New York 1983.
- Davison, Gerald C.; John M. Neale. *Klinische Psychologie. Ein Lehrbuch.* München. Weinheim 1988.
- de Berg, H.; M. Prangel (Hg.). *Kommunikation und Differenz. Systemtheoretische Analysen in der Literatur- und Kunstwissenschaft.* Opladen 1993.
- Domoradzki, Eva. *Und er erschuf die Frau nach seiner Sehnsucht. Zum Weiblichkeits-*

*entwurf in Friedrich Schlegels Frühwerk unter besonderer Berücksichtigung des Romans Lucinde.* In: Sylvia Wallinger; Monika Jonas (Hg.). *Der Widerspenstigen Zähmung. Studien zur bezwungenen Weiblichkeit in der Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart.* Innsbruck 1986.

Drux, Rudolf (Hg.). *Die lebendige Puppe.* Frankfurt am Main 1986.

Drux, Rudolf. *Marionette Mensch. Ein Metaphernkomplex von E.T.A. Hoffmann bis Georg Büchner.* München 1986.

Dülmen, Andrea von (Hg.). *Frauenleben im 18. Jahrhundert.* Frankfurt am Main 1992.

Elias, Norbert. *Über den Prozeß der Zivilisation.* 2 Bände. Band 1. Frankfurt am Main 1976.

Faehndrich, Waltraud. *Die Mann-Frau-Neurose. Zur Psychologie von Liebe und Abhängigkeit.* Heidelberg 1988.

Flandrin, Jean-Louis. *Das Geschlechtsleben der Eheleute in der alten Gesellschaft. Von der Kirchlichen Lehre zum realen Verhalten.* In: Philippe Aries und Andre Bejin (Hg.). *Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit. Zur Geschichte der Sexualität im Abendland.* Frankfurt am Main 1984.

Flaschka, Horst. *Goethes Werther. Werkkontextuelle Deskription und Analyse.* München 1987.

Fohrmann, Jürgen; Harro Müller (Hg.). *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft,* Frankfurt am Main 1988.

Foucault, Michel. *Die Ordnung des Diskurses,* Frankfurt am Main u.a. 1976.

Foucault, Michel. *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit.* Berlin 1978.

Foucault, Michel. *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit.* 3 Bände. Frankfurt am Main 1983 –1989.

Frank, Manfred. *Subjekt, Person, Individuum.* In: Helga Nagel-Docekal; Helmuth Vetter (Hg.). *Tod des Subjekts.* Wien, München 1987.

Franzoi, S. L.; M. H. Davis; R. D. Young. *The Effects of Private Self consciousness and*

- Perspective Taking on Satisfaction in Close Relationships*. In: Journal of Personality and Social Psychology. 1985. Nr. 48. 1584 - 1594.
- Frenzel, Elisabeth. *Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte*. Stuttgart 1988.
- Freud, Sigmund. *Das Unheimliche*. In: Alexander Mitscherlich u.a. (Hg.). Sigmund Freud. Psychologische Schriften. Studienausgabe. 10 Bände. Band 4. Frankfurt am Main 1982.
- Fromm, Erich. *Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie*. In: Max Horkheimer (Hg.). Zeitschrift für Sozialforschung. 1. Jahrgang 1932. Heft 1. 253 - 277.
- Gamper, Michael. *Das Opfer vermeiden: Verhandlungen über Freundschaft. Liebe und Ehe in den Texten von Gellert, Lessing und Goethe*. In: Ferdinand von Ingen; Christian Juraneck (Hg.). Ars et amicitia. Beiträge zum Thema Freundschaft in Geschichte Kunst und Literatur. Festschrift für Martin Bircher zum 60. Geburtstag am 3. Juni 1998. Amsterdam u.a. 1998.
- Gersdorff, Dagmar von (Hg.). *Dich zu lieben kann ich nicht verlernen. Das Leben der Sophie Brentano-Moreau*. Frankfurt am Main 1984.
- Gilligan, Carol. *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau*. München u.a. 1988.
- Goodman, Kathrine. *Dis/Closures. Women's Autobiography in Germany between 1790 and 1914*. New York u.a. 1986.
- Goodman, Katherine. *Poetry and Truth. Elisa von der Recke's Sentimental Autobiography*. In: The Personal Narratives Group/Joy Webster Barbre (Hg.). Interpreting Woman's Lives. Ithaca 1989.
- Grawe, Klaus. *Psychotherapie ohne Grenzen. Von den Therapieschulen zur Allgemeinen Psychotherapie*. In: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis Nr. 3/94. 356 - 370.
- Gray, John. *Men Are From Mars Women Are From Venus*. Harpercollins 1992.
- Greis, Jutta. *Drama Liebe. Zur Entstehungsgeschichte der modernen Liebe im Drama des 18. Jahrhunderts*. Stuttgart 1991.
- Habermas, Jürgen. *Exkurs zu Luhmanns systemtheoretischer Aneignung der subjektphi-*

- losophischen Erbmasse*. In: ders. Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen. Frankfurt am Main 1991. 426 - 445.
- Haferkamp, Hans; Michael Schmid. *Sinn, Kommunikation und soziale Differenzierung. Beiträge zu Luhmanns Theorie sozialer Systeme*. Frankfurt am Main 1987.
- Hahn, Andrea (Hg.). *Die reinste Freiheitsliebe, die reinste Männerliebe. Ein Lebensbild in Briefen und Erzählungen zwischen Aufklärung und Romantik*. Berlin 1989.
- Hansel, Beate. *Die Liebesbeziehung des Helden im deutschen Bildungsroman und ihr Zusammenhang mit der bürgerlichen Konzeption von Individualität*. Frankfurt am Main 1986.
- Hassebrauck, Manfred. *Über den Zusammenhang der Ähnlichkeit von Attitüden, Interessen und Persönlichkeitsmerkmalen und der Qualität heterosexueller Paarbeziehung*. In: Zeitschrift für Sozialpsychologie. 1990. 265 - 327.
- Hausen, Karin. *Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben*. In: Werner Conze (Hg.). Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart 1976. 363 - 393.
- Hatfield, E.; R. L. Rapson. *Passionate love: New directions in research*. In: W. H. Jones; D. Perlman (Hg.). Advances in personal relationships. Band 1. Greenwich 1987. 109 - 139.
- Heilbrun, Carolyn G. *Toward a Recognition of Androgyny*. New York 1973.
- Hendrick, Susan S.; Hendrick, Clyde. *Romantic love. Sage series on close relationships*. Newbury Park 1992.
- Heuser, Magdalena. *Therese ist der Contrast meines Wesens. Therese Hubers Briefe an ihre Tochter Therese Forster 1797 - 1828*. In: Irmgard Roebling; Wolfram Mauser (Hg.). Festschrift für Verena Ehrich-Haefeli. Mutter und Mütterlichkeit. Wandel und Wirksamkeit einer Phantasie in der deutschen Literatur. Würzburg 1996. 131 - 146.
- Hendrick, Susan S.; Hendrick, Clyde Hendrick. *Romantic love. Sage series on close relationships*. Newbury Park 1992.
- Hill, C. T.; Z. Rubin; L. A. Peplau. *Breakups before Marriage: The End of 103 Affairs*. In: Journal of Social Issues. Band 32. Nr. 1. 1976. 147 - 168.
- Hohoff, Ulrich. *E.T.A. Hoffmann. Der Sandmann. Textkritik, Edition, Kommentar*. Berlin

u.a. 1988.

Horkheimer, Max; Theodor W. Adorno. *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt am Main 1984.

Horster, Detlef. *Niklas Luhmann*. München 1997.

Jauch, Ursula Pia. *Immanuel Kant zur Geschlechterdifferenz. Aufklärerische Vorurteilskritik und bürgerliche Geschlechtsvormundschaft*. Wien 1988.

Kersting, Christa. *Prospekt fürs Eheleben. Joachim Heinrich Campe. Väterlicher Rath für meine Tochter (1789)*. In: Victoria Schmidt-Linsenhoff (Hg.) *Sklavin oder Bürgerin? Französische Revolution und Neue Weiblichkeit. 1780 - 1830*. Marburg 1989. 373 - 390.

Klaiber, Theodor. *Die deutsche Selbstbiographie. Beschreibungen des eigenen Lebens. Memoiren. Tagebücher*. Stuttgart 1921.

Gluckhohn, Paul. *Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik*. Halle 1931.

Kneer, G.; A. Nassehi. *Verstehen des Verstehens. Eine systemtheoretische Revision der Hermeneutik*. In: *Zeitschrift für Soziologie*. Jg. 20. 1991. Heft 5. 341 - 356.

Krause, Detlef. *Luhmann-Lexikon. Eine Einführung in das Gesamtwerk von Niklas Luhmann mit 27 Abbildungen und über 500 Stichworten*, Stuttgart 1999.

Krause, Markus. *Das Trivialdrama der Goethezeit 1780 - 1805. Produktion und Rezeption*. Bonn 1982.

Krawitz, Werner; Michael Welker (Hg.). *Kritik der Theorie sozialer Systeme. Auseinandersetzungen mit Luhmanns Hauptwerk*. Frankfurt am Main 1992.

Krieger, J. David. *Einführung in die allgemeine Systemtheorie*. München 1998.

Künzler, J. *Grundlagenprobleme der Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien bei Niklas Luhmann*. In: *Zeitschrift für Soziologie*. Jg. 16. Heft 5. 317 - 333.

Laplanche, J.; J.B. Pontalis. *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt am Main 1986.

Leupold, A. *Liebe und Partnerschaft. Formen der Codierung von Ehen*. In: *Zeitschrift für*

Soziologie. Jg. 12. Heft 4. 297 - 327.

Lindhoff, Lena. *Einführung in die feministische Literaturtheorie*, Stuttgart 1995.

Luhmann, Niklas, *Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien*. In: Soziologische Aufklärung Band 2, Opladen 1975.

Luhmann, Niklas. *Interpenetration – Zum Verhältnis personaler und sozialer Systeme*. In: Zeitschrift für Soziologie. 1977. Heft 6. 62 - 76.

Luhmann, Niklas, *Gesellschaftsstruktur und semantische Tradition*. In: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Band 1. Frankfurt am Main 1980.

Niklas Luhmann, *Die Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation*. In: ders. Soziologische Aufklärung, Band 3, Opladen 1981. 25 – 34.

Luhmann, Niklas. *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt am Main 1982.

Luhmann, Niklas. *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt am Main 1984.

Luhmann, Niklas. *Wie ist Bewußtsein an Kommunikation beteiligt?* In: H. Gumbrecht, R. Pfeifer (Hg.). *Materialität der Kommunikation*. Frankfurt am Main 1988.

Luhmann, Niklas. *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main 1992.

Luhmann, Niklas. *Was ist Kommunikation?* In: Soziologische Aufklärung. Band 6. Die Soziologie und der Mensch. Opladen 1995. 113 - 124.

Luhmann, Niklas. *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main 1997.

Mahlmann, R. *Zur medientheoretischen Formulierung der Wandlung im Verständnis von Liebe*. In: System Familie. Jg. 6. Heft 2. 110 - 122.

Matt, Peter von. *Liebesverrat. Die Untreuen in der Literatur*. München 1989.

Müller, Harro (Hg.), *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, Frankfurt am Main 1988.

Neuhäuser, Gabriele. *Familie und Anerkennung. Eine feministische Untersuchung der*

- Familie in Hegels Rechtsphilosophie und in aktuellen Anerkennungstheorien.* Studentexte zur Sozialwissenschaft. Band 11. Hg. v. E. Becker; H. Brentel; J. Ritsert. Frankfurt am Main 1994.
- Nickisch, Reinhard M.G. *Briefkultur. Entwicklung und sozialgeschichtliche Bedeutung im 18. Jahrhundert.* In: Gisela Brinker-Gabler (Hg.). *Deutsche Literatur von Frauen.* Band 1. München 1988. 389 - 409.
- Niketta, Reiner. *Das Phänomen der romantischen Liebe aus sozialpsychologischer Perspektive.* In: Bielefelder Arbeiten zur Sozialpsychologie. Nr. 144. 1989.
- Oerter, Rolf; Leo Montada. *Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch.* München, Weinheim 1987.
- Oppenheimer, Christa. *Über Hegel, die Mägde und die List der Vernunft. Zum gegenwärtigen Stand der Diskussion über Anerkennungsethik und Gewalt gegen Frauen.* Texte zur Sozialwissenschaft. E. Becker, H. Brentel, J. Ritsert (Hg.). Frankfurt am Main 1996.
- Osinski, Jutta. *Einführung in die feministische Literaturwissenschaft.* Berlin 1998.
- Pasero, U. *Geschlechterforschung revisited: Konstruktivistische und systemtheoretische Perspektiven.* In: T. Webbe; G. Lindemann (Hg.). *Denkachsen - Zur theoretischen und institutionellen Rede von Geschlecht.* Frankfurt am Main 1994. 264 - 296.
- Perry, Ruth. *Women, Letters, and the Novel.* New York 1980.
- Portele, G. *Autonomie, Macht, Liebe. Konsequenzen der Selbstreferentialität.* Frankfurt am Main 1988.
- Prokop, Ulrike. *Die Einsamkeit der Imagination. Geschlechterkonflikt und literarische Produktion um 1770.* In: Gisela Brinker-Gabler (Hg.). *Deutsche Literatur von Frauen.* Band 1. Vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Frankfurt am Main u.a. 1988. 325 - 365.
- Prokop, Ulrike. *Die Illusion vom Großen Paar. Band 1. Weibliche Lebensentwürfe im deutschen Bildungsbürgertum 1750 - 1770.* Hg. v. Alfred Lorenzer. Frankfurt am Main 1991.
- Rahmeyer, Ruth. *Ottolie von Goethe. Das Leben einer ungewöhnlichen Frau.* Stuttgart

1988.

Raven, B. H.; J. Z. Rubin (Hg.). *Social Psychology*. 2. Aufl. New York 1983.

Reese-Schäfer, Walter. *Niklas Luhmann zur Einführung*. Hamburg 1999.

Saße, Günter. *Die Ordnung der Gefühle. Das Drama der Liebesheirat im 18. Jahrhundert*. Darmstadt 1996.

Scherpe, Klaus R. *Werther und Wertherwirkung. Zum Syndrom bürgerlicher Gesellschaftsordnung im 18. Jahrhundert. Anhang vier Wertherschriften aus dem Jahre 1775 in Faksimile*. Bad Homburg u.a. 1970.

Schmidt-Linsenhoff, Victoria (Hg.). *Sklavin oder Bürgerin? Französische Revolution und Neue Weiblichkeit. 1780 - 1830*. Marburg 1989.

Schneider, Manfred. *Liebe und Betrug. Die Sprache des Verlangens*. München und Wien 1992.

Schwander, Hans-Peter. *Alles um Liebe? Zur Position Goethes im modernen Liebesdiskurs*. Opladen 1997.

Schwanitz, Dietrich. *Systemtheorie und Literatur. Ein neues Paradigma*. Opladen 1990.

Schwanitz, Dietrich. *Selbstreferenzielle Systeme*. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. Jg. 77. 1990. 100 – 125.

Seiffert, Hans Peter. *Ein empfindsamer Briefwechsel*. In: Festschrift für Leopold Magon. Beiträge zur deutschen und nordischen Literatur. Berlin 1958.

Sieder, Reinhard. *Sozialgeschichte der Familie*. Frankfurt am Main 1987.

Stanitzek, G. *Systemtheorie? Anwenden?* In: H. Brackert, (Hg.). Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs. Reinbek bei Hamburg. 650 – 663.

Steinecke, Hartmut. *Die Liebe des Künstlers. Männer-Phantasien und Frauenbilder bei E.T.A. Hoffmann*. In: Walter Hinderer (Hg.). Codierungen von Liebe in der Kunstperiode. Würzburg 1997. 293 - 309.

Stephan, Inge. *Literaturwissenschaft*. In: Christina von Braun und Inge Stephan (Hg.). Gender Studien. Eine Einführung. Stuttgart u.a. 2000. 276 - 289.

Sternberg, R.J. *A Triangular Theory of Love*. Psychological Review. 1986. Band 93. Nr. 2. 119 – 135.

- Stierlin, Helm. *Das Tun des Einen und das Tun des Anderen. Eine Dynamik menschlicher Beziehungen*. Frankfurt am Main 1971.
- Stuby, Anna Maria. *Liebe, Tod und Wasserfrau. Mythen des Weiblichen in der Literatur*. Wiesbaden 1992.
- Taylor, Charles. *Hegel*. Frankfurt am Main 1983.
- Teubrock, Friedrich H. *Freundschaft. Ein Beitrag zu einer Soziologie der persönlichen Beziehungen*. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Nr. 16. 1964. 431 - 456.
- Theweleit, Klaus. *Männerphantasien*. 2 Bände. Frankfurt am Main 1977.
- Topf-Medeiros, Katharina. *Selbstdarstellung und narrative Autorität in den Briefautobiographien Elisa von der Reckes und Elisabeth Stägemanns*. In: Michaela Holdener (Hg.). *Geschriebenes Leben*. Berlin 1995. 142 - 154.
- Tyrell, H. *Romantische Liebe – Überlegungen zu ihrer „quantitativen Bestimmtheit“*. In: Baecker, D.; J. Markowitz; R. Stichweh u.a. (Hg.). *Theorie als Passion*. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag. Frankfurt am Main 1987. 570 – 599.
- Tysoe, M. *Love Isn't Quite Enough. The Psychology Of Male-Female Relationships*. London 1992.
- Wägenbauer, Birgit. *Die Pathologie der Liebe. Literarische Weiblichkeitsentwürfe um 1800*. Berlin 1996.
- Wahl, Heribert. *Narzißmus? Von Freuds Narzißmustheorie zur Selbstpsychologie*. Stuttgart. Berlin 1985.
- Weber, Max. *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. 3. Auflage. Tübingen 1968.
- Wegmann, Nikolaus. *Diskurse der Empfindsamkeit. Zur Geschichte eines Gefühls in der Literatur des 18. Jahrhunderts*. Stuttgart 1988.
- Werber, N. *Literatur als System. Zur Ausdifferenzierung literarischer Kommunikation*. Opladen 1992.
- White, J. M. *Perceived Similarity and Understanding in Married Couples*. In: *Journal of Social and Personal Relationships*. Band 2. 1985. 45 - 57.
- Wiedemann, Peter M. *Erzählte Wirklichkeit*. Weinheim 1986.

- Willi, Jürg. *Die Zweierbeziehung. Spannungsursachen, Störungsmuster, Klärungsprozesse, Lösungsmodelle*. Reinbek bei Hamburg 1976.
- Willi, Jürg. *Therapie der Zweierbeziehung. Analytisch orientierte Paartherapie. Anwendung des Kollusions-Konzeptes. Handbuch der therapeutischen Dreiecksbeziehung*. Reinbek bei Hamburg 1978.
- Williams, Linda. *Wenn sie hinschaut*. In: Gertrud Koch; Heide Schlüpmann (Hg.). *Frauen und Film*. Nr. 49. Horror. 1990. 3 - 20.
- Willke, Helmut, *Systemtheorie II: Interventionstheorie*, Stuttgart 1999.
- Willke, Helmut. *Systemtheorie I. Eine Einführung in die Grundprobleme sozialer Systeme*. Stuttgart u.a. 2000.
- Wirtz, Thomas. *Liebe und Verstehen. Jean Paul im Briefwechsel mit Charlotte von Kalb und Esther Gad*. In: *DVjs*. 72. 1998. 177 - 200.

## Lebenslauf

### Persönliche Daten

Matthias Bopp, Kontumazgarten 9, 90429 Nürnberg  
geb. am 2. 3.1963 in Wiesbaden

### Ausbildungsgang

Mai 1982

Reifeprüfung an der Elly-Heuss-Schule in Wiesbaden

Oktober bis Dezember 1982

Betriebspraktikum bei der Horten AG in Wiesbaden

1983-1991

Studium der Fächer Deutsch, Sozialkunde und Philosophie an den  
Universitäten Mainz und Frankfurt

1991

Erstes Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien in den Fächern  
Deutsch, Sozialkunde und Erziehungswissenschaften

1995

Erweiterungsprüfung im Fach Philosophie

Oktober 1997

Zweites Staatsexamen für die Fächer Deutsch und Sozialkunde

SS 1998

Erweiterungsstudium Deutsch als Fremdsprache an der Universität  
Mainz

Januar 2002

Promotion zum Doktor der Philosophie am Fachbereich Neuere  
Philologie der Johann Wolfgang Goethe-Universität zu Frankfurt am  
Main. Titel der Arbeit: „Liebeskonflikte und Geschlechterdifferenz.  
Liebespaarkonflikte um 1800 anhand ausgewählter Beispiele“

### Berufliche Tätigkeiten

1990 - 1991

Freier Mitarbeiter in der Serviceredaktion von Radio FFH  
in Frankfurt am Main

1992 - 1994

Hospitation und freie Mitarbeiterschaft in der Jugendredaktion „Dop-  
pelpunkt“ und der Chefredaktion des ZDF

Oktober bis Dezember  
1993

Reporter in der Nachrichtenredaktion des  
Radiosenders KPFA in Berkeley, Kalifornien

1995-1997

Vorbereitungsdienst für das Lehramt an Gymnasien am Studiense-  
minar Wiesbaden

Januar bis  
März 1998

Praktikum in Theaterpädagogik am  
Hessischen Staatstheater Wiesbaden

Juni-Juli 1998

DaF-Lehrer an der Jugendvollzugsanstalt in Wiesbaden

August 1998 bis  
August 2001

Studienrat in der Gesamtschule Gießen-Ost in Gießen

seit Mai 2001

Forschungsstelle der DFG im Bereich Erziehungswissenschaften;  
seit September 2001 angebunden an den Lehrstuhl Pädagogik I der  
Universität Erlangen-Nürnberg

Nürnberg, den 10. 6.2002